FONDO PROVINCIA

NAZIONALE

B. Prov.

X

32

BIBLIOTECA

VITT. EM. III

NAPOLI

BIBLIOTECA PROVINCIALE

Armadio

Palchetto

Num.° d' ordine 56

B. Com.
X
32.

642831

# Zwei
# Reiſen in Peru.

BIBLIOTECA PROVINCIALE DI NAPOLI

Von

Clements R. Markham.

BIBLIOTECA NAZIONALE NAPOLI

Leipzig,
Verlag von G. Senf's Buchhandlung.
1865.

# Vorwort.

Der deutsche Bearbeiter hat in diesem Werke die beiden Reisen vereinigt, die Clements R. Markham in Peru gemacht hat. Bei seinem ersten Besuche kam es dem geistvollen und unterrichteten Engländer besonders darauf an, die großartige Natur des Landes, die Gesellschaft seiner Hauptstädte, seine Geschichte unter den Incas, unter den Spaniern und in der jetzigen Zeit der Republik, die Zustände der Indianer und die fast gänzlich unbekannte Literatur der Quichua-Sprache zu studiren. Durch das Werk, das er über diese Reise schrieb, hatte er sich als einen so genauen Kenner der peruanischen Verhältnisse bewährt, daß die englische Regierung, als sie den Plan einer Eingewöhnung der die kostbare Chinarinde liefernden Bäume in Ostindien faßte, ihn mit der Ausführung beauftragte. Er ging also zum zweiten Male nach Peru und bereiste die Gegend im Osten der Cordillere, wo die Chinchona-Bäume wachsen, und die er früher nicht betreten hatte. Deshalb haben wir das zweite Werk Markham's, welches diese neueste Reise erzählt, dem ersten in einer sehr abkürzenden Bearbeitung angefügt, um einen Gesammtüberblick aller peruanischen Zustände bieten zu können.

Für die Grundsätze, nach denen wir dabei verfahren sind, hoffen wir die Zustimmung unserer Leser zu erlangen. Unser Buch ist nicht für Fachgelehrte, weder für Naturforscher noch für Alterthümler, bestimmt, sondern für Jedermann, der an den großartigen Naturerscheinungen in den Anden und an dem früheren und heutigen Leben der Peruaner Antheil nimmt. Unsere Leser werden eine ausführliche Zergliederung und ganze Stellen des merkwürdigen Quichua-Drama's Apu-Ollantay und Proben der Indianer-Poesie, Episoden aus der Inca-Geschichte und des Unabhängigkeitskampfes neben Schilderungen der Hauptstädte, Erörterungen über die Handelsverhältnisse und Landschaftsbildern vom Titicaca-See und von den Zuflüssen des ungeheuren Amazonas finden. Wir entnahmen den beiden Werken Markham's alle die geschichtlichen und modernen, von den Menschen oder von der Natur geschaffenen Züge, die das peruanische Leben charakterisiren. Es ist ein Ganzes, aus hundert bunten Theilchen bestehend, das sich auf diesen wenigen Druckbogen farbig und wechselnd entfaltet. Die eigenthümlichen Bedingungen, die in Peru auf Volk und Staat einwirken, werden mit besonderer Klarheit hervortreten. Der Geschichte des Sammelns und Ueberführens der Chinchona-Arten haben wir die Beachtung gewidmet, die das jetzige allgemeine Interesse an den Naturwissenschaften forderte.

BIBLIOTECA PROVINCIALE
DI
NAPOLI

# Inhalt.

## Erste Reise.

Seite

Einleitung . . . . . 9

### Erstes Kapitel.

Die Küste. — Die Ebene von Canete mit ihren Zuckerpflanzungen. — Die Ruinen von Herwan. — Pisco und die Guano-Inseln. — Nca, San Xavier und Nasca mit seinen Bewässerungsanlagen. — Allgemeiner Charakter der Küste. — Die Sklaverei in Peru . 17

### Zweites Kapitel.

Das Gebirge. — Der Kamm und Paß der Anden. — Eine Nacht in der Schneeregion; gefahrvolle Passagen. — Die Orte Ayacucho, Nquicha, Andahuayles und Abancay. — Ein kirchliches Fest in einem Indianerdörfchen . . . . . 31

### Drittes Kapitel.

Cuzco, die Stadt der Incas. — Die Schlucht des Apurimac und das Städtchen Lima-tambo. — Ein Gewitter. — Die Incastadt Cuzco; ihre Lage, Geschichte und jetzige Beschaffenheit. — Herkunft, Schicksale, Thaten und Bauwerke der Incas. — Viracocha, der Schöpfer der Festungswerke von Cuzco . . . . . 46

### Viertes Kapitel.

Pachacutec, der kaiserliche Reformator, und seine Nachfolger. — Religion, Sitten und Gebräuche unter den Incas. — Das heutige Cuzco . . . . . 64

Seite

## Fünftes Kapitel.

Quichua (Kochua)-Sprache und Literatur der Incas. — Die amerikaniſchen Dialekte. — Allgemeiner Charakter der Quichuaſprache. — Chroniken, Balladen, Dramen. — Inhalt und Proben des Drama's „Apu-Ollantay". — Andere Proben peruaniſcher Poeſie. — Gemiſchte Poeſie. — Verfall der Quichuaſprache . 85

## Sechſtes Kapitel.

Die Inca-Indianer. — Eigenſchaften, Sitten, Geſetze der Peruaner. — Langer Druck und allgemeine Aufſtände. — Ende der ſpaniſchen Herrſchaft. — Die jetzigen Zuſtände in Peru . . . 110

## Siebentes Kapitel.

Die peruaniſche Montana. — Das Gebiet des Amazonenſtromes und die Reiſen zu ſeiner Erforſchung. — Die Gegenden des Purus und des Tonofluſſes. — Bevölkerung, Producte und Handel 119

## Achtes Kapitel.

Lima. Die Zeit der Vicekönige. — Yanaoca, die höchſte Stadt der Erde. — Arequipa und ſeine Umgebungen. — Lima; die Spanier, Creolen und Indianer. — Die heilloſe Wirthſchaft der Vicekönige und der Beamten. — Sturz der ſpaniſchen Herrſchaft . 133

## Neuntes Kapitel.

Lima unter der Republik Peru. — Fortgang der Inſurrection. — Wegnahme der „Esmeralda" durch Lord Cochrane. — Proclamation der Republik; San Martin und Bolivar. — Entſtehung der Republiken Bolivia und Ecuador. — Peru unter der Herrſchaft militäriſcher Abenteurer und Parteigänger; dreißigjährige Bürgerkriege . . . . . 145

## Zehntes Kapitel.

Lima. Literatur und Geſellſchaft. — Bildungsanſtalten. — Literariſches und geſelliges Leben. — Die neuere Literatur: Eſpinoſa, Vigil, Rivero und Andere. — Peru's gegenwärtiger Aufſchwung und ſeine Zukunft . . . . . 169

Seite

# Zweite Reise.

## Erstes Kapitel.

Entdeckung der Perurinde. — Die Gräfin von Chinchon. — Einführung des Gebrauchs der Chinarinde in Europa. — La Condamine's erste Beschreibung eines Chinchona-Baumes. — J. de Jussieu. — Die Chinchona-Region. — Die verschiedenen werthvollen Species. — Entdeckung des Chinins . . . . . 185

## Zweites Kapitel.

Die werthvolleren Arten der Chinchona-Bäume; ihre Geschichte, ihre Entdecker und ihre Wälder . . . . . 198

## Drittes Kapitel.

Schnelle Vernichtung der Chinchona-Bäume in Südamerika. — Wichtigkeit der Einführung derselben in andere Länder. — Chinchona-Pflanzungen in Java. — Einführung der Chinchona in Indien . . . . . 209

## Viertes Kapitel.

Reise von Islay nach Arequipa und über die Cordilleren nach Puno . . . . . 220

## Fünftes Kapitel.

Reise von Puno nach Crucero, der Hauptstadt von Caravaya . . 234

## Sechstes Kapitel.

Die Provinz Caravaya in historischer und geographischer Hinsicht . 238

## Siebentes Kapitel.

Caravaya. — Das Thal von Sandia. — Die Coca-Cultur . . 249

## Achtes Kapitel.

Caravaya. — Allgemeine Bemerkungen über die Chinchona-Wälder 262

Seite

## Neuntes Kapitel.

Reiſe von den Wäldern von Tambopata nach dem Hafen von Islay 276

## Zehntes Kapitel.

Peru's gegenwärtige Verhältniſſe und Ausſichten für die Zukunft. — Bevölkerung. — Bürgerkriege. — Regierung. — Conſtitution. — General Caſtilla und ſeine Miniſter. — Dr. Vigil. — Mariano Paz Soldan. Küſtenthäler. — Baumwolle, Wolle und Geld. — Der Amazonenſtrom. — Guano. — Finanzen. — Literatur. 287

## Elftes Kapitel.

Transport der Pflanzen- und Samenſammlung von Südamerika nach Indien. — Erfolg der Pflanzenſammlung in anderen Theilen Südamerika's. — Getrocknete Pflanzen. — Das Nilgerri-Gebirge in Indien. — Ankunft der Pflanzen in Indien. — Depôt in Kew. — Folgen der Einführung der Chinchona-Pflanzen in Indien für den ſüdamerikaniſchen Handel. — Ueberſicht der Erfolge der Chinchona-Cultur in Indien . . . 308

# Einleitung.

Die herzlosen Eroberer der neuen Welt und der Untergang der stattlichen Reiche, die sie mit Einem Schlage zertrümmerten, sind in zahlreichen Bänden gefeiert worden. Prescott hat in glühender Sprache die Thaten jener felsenharten Krieger beschrieben, und Jedermann kennt die Geschichte von Cortez und Montezuma, vom muthigen Quatimozin, von Pizarro und seinem gequälten Opfer und alle die wunderbaren, fast unglaublichen Züge spanischer Tapferkeit. Desto weniger wissen wir von der frühern Civilisation Amerika's. Eine der interessantesten Partien darin bildet die Inca-Herrschaft in Peru. Der Reiz, dem Dunkel, in das auch diese Herrschaft gehüllt ist, näher zu treten und wenigstens die Denkmale der Incas und den Schauplatz ihres Wirkens mit eigenen Augen zu sehen, führte den Schreiber dieser Blätter in das merkwürdige Land. Er nahm seinen Weg über Neuyork, Aspinwall und Panama. Von hier aus laufen der ganzen westlichen Küste entlang Dampferlinien, und die Küsten von Peru, zu dem Pizarro und seine kleine Schaar nur unter den unsäglichsten Mühen und Anstrengungen vordrangen, sind in wenigen Tagen zu erreichen. Wir passirten die Insel Gorgona, so berühmt durch des furchtbaren Eroberers Verzweiflungsthat, die Mündung des Guayaquil, wo er zuerst landete, und von wo man die hoch aufstrebenden Gipfel des Cotopaxi und Chimborazo erblicken kann, und erreichten Callao, den Hafen von Lima, sechs Tage nach unserer Abfahrt von Panama.

Die jetzige Republik Peru erstreckt sich zwischen dem dritten und zweiundzwanzigsten Grade südlicher Breite vom Flusse Tumbez, der Grenze gegen Ecuador, bis zum Flusse Loa, der Grenze gegen Bolivia; Lima, seine hochberühmte Hauptstadt, liegt ziemlich in der Mitte zwischen beiden Punkten.

Dieses herrliche Land schließt landschaftliche Reize aller Art und einen solchen Wechsel des Klima's in sich, daß es sämmtliche bekannte Pflanzen der Welt, wo nicht hervorbringt, doch hervorzubringen vermag; es ist reich an Gold, Silber, Kupfer, Blei, Zinn, Kohlen und Quecksilber, und seine Heerden liefern einen unerschöpflichen Vorrath von Häuten und seidenartigen Vließen. Es zerfällt in drei völlig verschiedene und genau abgegrenzte Distriete.

1. Das Uferland, zwischen der Küsteneordillere und dem großen Ocean, enthält eine Reihe reicher und fruchtbarer Thäler, die durch sandige Einöden von einander getrennt sind. Das Klima ist warm, jedoch nicht niederdrückend; Regen ist völlig unbekannt, aber während der Nacht fällt ein starker, erfrischender Thau. Die Thäler liefern Zucker, Baumwolle und Wein in Ernten von außerordentlicher Ergiebigkeit. Die Trauben werden theils gekeltert und geben einen Wein von vorzüglicher Güte, theils brennt man Pisco daraus, einen Spiritus, der von allen Klassen der Bevölkerung in großer Menge verbraucht, und von welchem auch viel exportirt wird.

2. Die Sierra, die Andenkette der Cordilleren, ein weites Gebirgsland, mit mächtigen Bergkolossen und unvergleichlich prachtvoller Natur, voll weithin gedehnter Hochebenen und Weideländereien und warmer, fruchtbarer Schluchten und Thäler. Die Sierra ist das Heimathsland der Kartoffel, der Wohnplatz des Viecuna und Alpaca und das Grubenfeld, in dessen Spalten und Gründen die berühmten unerschöpflichen Schätze Peru's verborgen liegen.

In der Mitte dieses Gebirgslandes und zugleich im Mittelpunkte des Staates Peru liegt Cuzco, die alte Stadt der Incas, deren Vergangenheit und Gegenwart einen gleich-großen Zauber auf das Gemüth ausübt.

3. Die Montanna, die tropischen Wälder, die an die östlichen Abhänge der Alpen grenzen, sich über zwei Drittheile von Peru erstecken und verhältnißmäßig noch fast ganz unbekannt sind. Sie erzeugen in reicher Ueberfülle eine Menge wichtiger Handelsartikel und werden künftighin eine Hauptquelle für Peru's Wohlstand bilden.

Lima, die Hauptstadt dieses von Natur so hoch begünstigten Landes, wurde von Pizarro am hohen Neujahrstage 1535 unter dem Namen El Ciudad de los Reyes gegründet und liegt an den Ufern des Rimac, 1½ Meile*) vom Meere entfernt, in einem breiten und fruchtbaren Thale am Fuße der Küsteneordillere.

Eine sehr schöne Aussicht auf Lima hat man in der Bai von Callao. Links und rechts vom Hafen ist die grüne Alluvialebene bis nach Ancon im Norden und dem steilen Felsen von Morro Solar, an dessen Fuß der kleine Badeort Chorillos liegt, im Süden, mit weißen Landgütern und Baumgruppen übersäet; landeinwärts erheben sich, wenige Meilen von der Küste entfernt, die prachtvollen Anden schroff von der Ebene empor, ihre schneebedeckten Gipfel, einen über den andern in den blauen Himmel hineinthürmend, und am Fuße derselben liegt Lima mit seinen schimmernden Thürmen, eingebettet in die Orangen- und Chirimoyasgärten **), welche die Stadt von allen Seiten umgeben.

Lima ist mit Callao durch eine Eisenbahn verbunden und hat, um hinter diesem Fortschrittszeichen nicht zurückzubleiben, in den letzten Jahren einen belebteren Anblick gewonnen; neue Häuser steigen nach allen Richtungen in die Höhe, englische Broughams und Gigs rasseln durch die Straßen, und überall stößt man auf Haufen deutscher und chinesischer Auswanderer.

Doch mehr von der neuen Hauptstadt, wenn wir von unserer Wanderung nach Cuzco zurückkommen; vor Antritt der letzteren

*) Bei Meilen sind überall geographische zu verstehen.

**) Der Chirimoya, Flaschenbaum oder Rahmapfelbaum, trägt eine apfelartige Frucht, die man als die Königin der Früchte bezeichnet. Man ißt das Innere, das im Geschmacke einem Eierrahme vom feinsten Aroma gleicht, mit dem Löffel.

haben wir noch einen Blick auf die Ruinen zu werfen, die das Thal des Rimac und die Umgegend weithin bedecken.

An allen Gebirgssäumen die Thalschlucht aufwärts finden sich zahlreiche Ueberreste alter Indianerdörfer; sie sind aus Adobes (an der Sonne getrockneten Lehmziegeln) gebaut und liegen nicht im Thale, sondern an den Berghängen, woraus sich auf die vormalige dichte Bevölkerung und die ängstliche Sorgfalt, mit der man jeden Fußbreit tragbaren Grund und Boden für die Cultur vorbehielt, schließen läßt. Jetzt erhebt allwärts der Cactus sein unschönes borstiges Haupt aus den verlassenen Wohnungen. In einer der Schluchten des Rimac liegen die Trümmer der Adobesstadt Caxamarquilla, die ein beinahe ebenso großes Areal einnehmen, als Lima, die spätere Nebenbuhlerin der untergegangenen Stadt.

Hie und da finden sich eine Art künstlich aus Adobes aufgebauter Hügel. Man hält sie für Gräber, weil man eine Menge Schädel und Knochen darunter hervorgegraben hat. Einer ist beinahe siebenzig Fuß hoch und bedeckt eine Grundfläche von zwei Ackern. Man kann diese Bauten zu dem angegebenen Behufe benutzt haben; wahrscheinlich dienten sie aber zu weit ausgedehnterem Gebrauche, namentlich zu festen Plätzen, in die sich die Feudalherren des Thals mit ihren Schutzbefohlnen in Zeiten der Gefahr zurückgezogen haben mögen; denn gewöhnlich liegen zu ihrem Fuße die Ruinen eines Dorfs, und angrenzend daran ein mit hohen Mauern eingefriedigter Hof, der den Chalpons, den Sklavenhöfen auf den Zuckerplantagen, gleicht.

Die berühmtesten und interessantesten unter allen Ruinen in der Umgegend von Lima sind die der Stadt und des Tempels von Pachacamac. Der Weg führt vom Rimacthale aus über das steile Vorgebirge von Morro Solar oberhalb Chorillos, wendet sich dann scharf herum in einen Akazienwald und lenkt von diesem in eine breite schöne Allee von Weidenbäumen ein, durch welche man zu der Zuckerpflanzung Villa gelangt. Obstgärten, Mais-, Zuckerrohr- und Kleefelder breiten sich zu beiden Seiten aus, und die Pflanzung selbst bildet mit ihren herrschaftlichen und Wirthschaftsgebäuden, ihren Hütten für fünfhundert Sklaven und der Kirche eine ansehnliche

Häusergruppe. Villa war lange durch den widerspenstigen Geist seiner Sklaven berüchtigt. Wenige Jahre zuvor hatten sie den Aufseher erschlagen und in den Ofen geworfen, und noch immer gilt diese Straße für die gefährlichste in der Nähe von Lima. Jenseits Villa dehnt sich eine weite Küstenebene mit mehreren Seen, auf denen sich viele Wasservögel aufhalten, bis an die über eine Meile breite Sandwüste von San Juan aus, die man durchreiten muß, ehe man, auf einer unmerklich ansteigenden Höhe angelangt, zum ersten Male einen Blick auf das Meer und auf die Ruinen des einst prächtigen Pachacamac gewinnt. Ich ritt schnell den ziemlich steilen Sandweg hinab, berührte die kleine Hacienda Mama-Conas und befand mich bald in der Stadt der Todten.

Mit einem Gefühle schmerzlicher Niedergeschlagenheit durchwandert man die nun öden und verlassenen Straßen der einst so wohlhabenden und volkreichen Stadt, deren Alter über die Zeiten der Incas hinausgeht. Die Häuser sind von kleinen Ziegeln erbaut, die Dächer verschwunden und die innern Räume mit Sand gefüllt. Nach dem Meere zu erhebt sich ein einzelner Berg über der Stadt. Auf seinem Gipfel befand sich der berühmte Tempel. Die Ruinen bestehen aus drei breiten Terrassen mit zwanzig Fuß hohen Mauern, an denen man stellenweise noch die Scharlachfarbe erblickt, die einst das Ganze überkleidete. Trotz der Einwirkung von mehr als drei Jahrhunderten hat die trockene Luft dieses regenlosen Landes sie erhalten. Der Tempel, der die abgeplattete Oberfläche des Berges einnahm, war ein Heiligthum des Pachacamac, des Schöpfers der Erde (von pacha, Erde, und camac, Particip von Camani, ich schaffe), des höchsten Gottes der Indianer von Peru, dessen Cultus sich über das ganze Incareich ausdehnte, und an dessen Altären die frommen Pilgrime von den fernen Ebenen Chile's bis zu den sonnigen Wäldern des Aequator zusammenströmten. Der Tempel wurde durch Fernando Pizarro zerstört und geplündert; nach den Chronisten jener Zeit waren die Thore mit Gold plattirt und mit Edelsteinen besetzt, wornach sich die ungeheuren Schätze, die das Innere bergen mochte, bemessen lassen.

Am Fuße des Tempels befinden sich die Trümmer eines Tambo

oder Pilgerhospizes; auch haben Alterthumsforscher die Spuren eines Palastes, eines Sonnentempels und eines Jungfrauenklosters entdeckt. In ihrem gegenwärtigen Zustande unterscheiden sie sich wenig von den andern Ruinen, so prächtig sie auch zu den glücklichen Zeiten der Incas gewesen sein mögen.

Die Aussicht von der Höhe ist entzückend. Die große lautlose Stadt Pachacamac, von keiner lebenden Seele mehr bewohnt, dehnt sich unmittelbar unter dem Berge aus, von dem fruchtbaren Thale Lurin durch den Fluß gleichen Namens geschieden; im Norden dieses kleinen Stromes ist das Uferland zwischen dem Ocean und den Anden eine Sandwüste; im Süden bildet der lachende Anblick des schön bewaldeten und wohl cultivirten Thals von Lurin den schlagendsten Gegensatz.

Der Abend war stark hereingebrochen, als ich die berühmten Ruinen verließ. Ich ritt auf der fruchtbaren Seite des Stromes nach einem Hüttchen zu und bat um Nachtquartier; aber statt des freundlichen Indianers, den ich erwartet hatte, kam eine Mordbande von Negern heraus, deren drohende Haltung das Schlimmste befürchten ließ. Herausfordernde Worte folgten und endeten damit, daß Einer von der Bande mit einem langen Messer auf mich losstürzte. Somit blieb keine Wahl mehr übrig; ich feuerte, nur ein paar Zoll von ihm entfernt, meinen Revolver ab, gab dem Pferde die Sporen, sandte einem Zweiten von der Bande einen Abschiedsschuß zu und jagte durch die Todtenstadt nach der Sandwüste zurück, wo ich mein Nachtquartier aufschlug.

Die Ruinen bei Lima, sammt denen von Caxamarquilla und Pachacamac, sind jedenfalls die Ueberbleibsel einer sehr alten Civilisation und stehen, ebenso wie die gigantischen Trümmer von Tiahuanuco am See Titicaca zu den Bauwerken der späteren Incas in demselben Verhältnisse, wie die großen Ruinen von Palenque und Armul zu den Denkmälern der verhältnißmäßig neueren Azteken.

Auf den Ruinen von Palenque finden sich Hieroglyphen, die vielleicht künftig einmal ein Rawlinson des Westens entziffert und uns damit die wunderbare Geschichte des unbekannten Volks, das

in grauen Jahrhunderten jene prächtigen Tempel und Paläste errichtete, aufschließt. Spuren anderer Art, die irgendwie auf eine Entdeckung des Ursprungs dieser merkwürdigen Bauten hinleiten könnten, existiren in Centralamerika nicht. Von einer sehr frühen Bevölkerung der peruanischen Küste hingegen, die über das Auftreten der Incas hinausreicht, haben wir einige Andeutungen.

Daß die ersten Ansiedler dieser Theile Amerika's über den großen Ocean gekommen seien, können wir nicht für unwahrscheinlich erachten, wenn wir die auf diesem Meere vorherrschenden Winde und die Myriaden von Inseln, mit denen es bedeckt ist, in Berücksichtigung ziehen. Auch zu unserer Zeit haben chinesische und japanesische Junken, von ihren Heimathsküsten verschlagen, die Sandwichsinseln, ja selbst Californien erreicht.

Ebenso erstreckt sich von Indien oder von Malacca aus eine stete Reihenfolge von Ruheplätzen durch den indischen Archipelagus bis nach Tahiti, von wo die Fahrt möglicher Weise weiter zu der Osterinsel und nach Arica an der peruanischen Küste fortgesetzt werden konnte. Hier landete vielleicht in grauen Jahrhunderten der erste Ansiedler aus einem andern Continente. Durch ganz Peru ging zur Zeit der Eroberung die weitverbreitete Sage, daß viele Jahrhunderte vor dem Erscheinen der Incas ein Riesengeschlecht in großen Fahrzeugen aus dem fernen Westen gekommen und am Vorgebirge St. Helena bei der Guayaquilmündung gelandet sei. Die Sage berichtet dann weiter, daß Gott sie um ihrer Sünden willen vernichtet habe; und noch jetzt werden die großen fossilen Knochen der Mastodons und Mammuths, die sich häufig in harten Thonschichten vorfinden, in verschiedenen Gegenden Peru's jenen mythischen Wesen zugeschrieben.

Aehnliche bezeichnende Sagen kommen auf den Südseeinseln vor; was aber wichtiger ist, das sind die Werkstücke und gigantischen Statuen, die sich auf der Osterinsel gefunden haben, und die den Eingebornen „nicht als Götzenbilder galten", rücksichtlich deren dieselben vielmehr erklärten, daß ihnen ihr Ursprung unbekannt sei. Cook beschreibt dieselben, und was er sagt, klingt gerade so, als ob er den Tempel von Pachacamac oder die Ruinen von Tiahuanuco

habe schildern wollen; die Aehnlichkeit könnte nicht sprechender sein. Immerhin fehlt es aber an Unterlagen zu völlig sicheren Vermuthungen über den Ursprung dieser merkwürdigen Bauwerke, die wir jetzt verlassen, um unsere Aufmerksamkeit der schönen peruanischen Natur und der verhältnißmäßig erreichbareren interessanten Geschichte der Incas, sowie der Residenz der letzteren, der Kaiserstadt Cuzco, zuzuwenden.

In der Regel werden zu einer Reise in das innere Peru sehr umfassende Vorbereitungen getroffen. Die eingebornen Cavalleros führen wenigstens drei Packmaulthiere mit sich, von denen das eine einen ungeheuren rindsledernen Koffer, der mit Matratzen, Kopfkissen und Betttüchern angefüllt ist, die beiden andern das übrige Reisegeräthe tragen. Denn außer in großen Städten giebt es keine Gasthäuser; Wagen sind im Innern ganz unbekannt.

Will man aber wirklich angenehm reisen, so muß man alles überflüssige Gepäck zurücklassen, sich auf ein paar lederne Satteltaschen und auf einige warme Ponchos, die als Bett dienen, beschränken und sich beim Antritt der Reise mit jeder Sorge und Aengstlichkeit ein für alle Mal abfinden.

So trat ich, von einem schwarzen berittenen Soldaten, der mir aber nichts nützte, begleitet, meine Pilgerschaft nach Cuzco an und hielt das erste Nachtquartier, nach einer Tagereise an der Küste hin, im Dörfchen Lurin.

# Erſtes Kapitel.

## Die Küſte.

Die Ebene von Canete mit ihren Zuckerpflanzungen. — Die Ruinen von Herway. — Pisco und die Guano-Inſeln. — Yca, San Xavier und Nasca mit ſeinen Bewäſſerungsanlagen. — Allgemeiner Charakter der Küſte. — Die Sklaverei in Peru.

Der nächſte Ort ſüdlich von Lurin iſt Chilca, ein Häuflein kleiner Häuſer mit ſchöner Kirche mitten in einer jener Sandwüſten, die im Wechſel mit fruchtbaren Thälern die Küſte charakteriſiren. Es iſt von Indianern bewohnt, die ſich in ihrer Oaſe viel unabhängigen Freiheitsſinn bewahrt haben und eine rege Betriebſamkeit entwickeln. Die Männer ſind theils Maulthiertreiber, theils verrichten ſie Feldarbeiten im benachbarten Mala-Thale, theils beſchäftigen ſie ſich mit der Fiſcherei. Die Frauen verfertigen Cigarrenetuis aus Strohgeflecht.

Das wellenförmige ſandige Land der Oaſe erzeugt Palmen, Feigen und Granatbäume, an einigen feuchtern Stellen zieht man Rohr zur Bedachung der Häuſer, und an den dürftig beraſten Abhängen weiden Maulthiere und Eſel; die Nahrungsmittel werden aber alle aus Mala bezogen.

In dieſes liebliche Thal gelangten wir nach einem Ritt von drittehalb Meilen. Es wird vom San Antonio-Fluſſe durchſtrömt, der damals ſtark angeſchwollen war, und bildet mit ſeinen Orangenhainen, Weingärten, Bananenpflanzungen, Maisfeldern und zierlichen Weidenalleen einen ſchlagenden Contraſt zu der traurigen Wildniß, die man eben verlaſſen hat. Der ſüdliche Theil des Thals beſteht aus einer einzigen großen Beſitzung, von deren zahlreichen Heerden Lima ſeinen Bedarf an Kampfſtieren entnimmt.

Zwei Meilen weiter an der Küſte hin liegt das Dörfchen Aſia, neun bis zehn Hütten aus Rohr und Lehm, die von ein paar ver-

krüppelten Büschen und Kürbispflanzungen umgeben sind. In diesem armseligen Oertchen fand ich einen Indianer, der die Geschichte der Incas von Garcilasso de la Vega besaß und von ihren Thaten sehr gut zu sprechen wußte.

Von Asia windet sich die Straße um ein steiles Vorgebirge knapp am Meere hin und führt weiter über fünf Meilen durch wüste Berge und Schluchten, ohne Vegetation, bis endlich das Auge mit dem Anblick der breiten und fruchtbaren Ebene von Canete, die zu den reichsten Zuckerrohr-Districten Peru's gehört, erfrischt wird. Sie ist gegen drei Meilen lang, füllt die ganze Breite zwischen der Cordillere und dem Meere und ist fast durchgehends mit wehenden Zuckerrohrfeldern bedeckt, die nur durch lange zierliche Weidenalleen von einander getrennt sind. Der ganze District zerfällt in acht Pflanzungen, die von zweitausend Negersklaven und einigen hundert neuerdings eingeführten Chinesen bearbeitet werden. Das Rohr wird nur einmal in achtzehn Monaten geschnitten; auch bedürfen die Pflanzen, da das Klima verhältnißmäßig kühler ist und es nie regnet, schon der Bewässerung wegen vieler Pflege. Trotz des langsamen Wachsthums giebt aber das Rohr einen mehr als gewöhnlichen Ertrag, weil es von dichterem Gewebe ist und reichlicheren Saft enthält als das in den milderen Gegenden. Zum Pressen des Rohrs bedient man sich theils der Wasser- theils der Dampfkraft; auch giebt es noch Göpelwerke, die von Maulthieren und Rindern in Bewegung gesetzt werden. Der Saft gelangt durch Rinnen in große Gefäße, wo er gesotten wird. Man raffinirt hie und da einen Theil des Ertrags oder macht Meliszucker daraus, auch viele chancacas, Syropkuchen, die den Sklaven zur Speise dienen; der größte Theil aber wird exportirt.

Die Gebäude der Pflanzung sind schön und geräumig. Den einen Theil des Hofs fassen die Zuckermühle, das Siedehaus und die Raffinir- und Lagerräume ein; den übrigen das Wohnhaus, das in der Regel eine Menge großer, luftiger und schön ausgestatteter Zimmer besitzt. Neben dem Wohnhaus befindet sich stets eine Kapelle, an welcher ein Priester angestellt ist.

Das Leben auf den Pflanzungen ist angenehm und behaglich.

Die Eigenthümer und ihre Beamten ſtehen früh auf, reiten aufs Feld oder gehen ihren ſonſtigen Beſchäftigungen nach und finden ſich um zehn Uhr bei einem ſehr ſubſtantiellen warmen Frühſtück zuſammen. Daſſelbe beſteht aus Suppe, weich geſottenen Eiern, die mit geröſteten Bananenſchnitten garnirt ſind, und verſchiedenen Fleiſchgerichten; den Beſchluß macht eine Taſſe ſchäumende Chocolade und ein Glas Waſſer. Das Mittagsmahl wird um vier Uhr eingenommen. Der Gutsherr präſidirt, und die Geſellſchaft beſteht aus ſeiner Familie, dem Verwalter, dem Kaplan, dem Raffinirer, den übrigen Beamten und den Gäſten, die ſtets gern geſehen ſind. Das Mahl beginnt mit einem Chupé, dem peruaniſchen Nationalgericht, wozu Kartoffeln, Eier und junge Hühnchen gehören. Dann folgt friſcher Fiſch mit Weineſſig und Ahi (peruaniſchem Pfeffer), und den Beſchluß machen vortrefflich eingemachte Früchte und andere Süßigkeiten, die mit einem Glas Waſſer hinuntergeſpült werden. Aus denſelben Elementen, wie hier die Tiſchgeſellſchaft, beſteht auch wieder die Stadtgeſellſchaft. Durch gegenſeitige Beſuche und Gaſtmähler wird ein fortdauernder freundlicher Verkehr zwiſchen den verſchiedenen Familien unterhalten. Jedes Haus hat einen herrlichen Blumen- und Fruchtgarten, durch den ein kleines fließendes Waſſer geleitet iſt; da findet man in Gruppen die mächtigen Chirimoyabäume, die große und ſchlanke Palta- oder Alligatorbirne, Apfelſinen, Limonen- und Citronenbäume und die köſtliche Granadilla, die Frucht der Paſſionsblume, die üppig und verſchwenderiſch über die Bäume herabhängt, kurz, Alles, was nur den Beſucher durch köſtlichen Duft und Wohlgeſchmack zu beſtechen vermag. In der Nähe des Gartens liegt gewöhnlich der Galpon, der Aufenthaltsort der Sklaven, eine Art Dorf, das aus Hütten beſteht, einen kleinen Hof in der Mitte hat und von einer hohen Mauer umgeben iſt. Die Neger von Canete ſcheinen ſich wohl zu befinden und zufrieden zu ſein. Jeden Morgen und Abend, vor und nach gethaner Arbeit, verſammeln ſie ſich in der Kapelle, und überaus lieblich klingt der Geſang, den hier die jungen Mädchen und Frauen zum Lobe Gottes anſtimmen.

Nachdem ich die gaſtfreundlichen Haciendas von Canete ver-

laſſen und den reißenden und hochangeſchwollenen Strom gleichen Namens überſchritten hatte, gelangte ich auf einem das Meer beherrſchenden Küſtenpunkte an einen Haufen Ruinen, der gegenwärtig den Namen der Feſtung Hervay trägt.

Sie liegen auf einer ſteilen Anhöhe und zerfallen in zwei Abtheilungen. Ich trat in die vom Meere entferntere durch eine Lücke der nördlichen Mauer und verfolgte einen Wall, der breit genug für zwei Mann nebeneinander und von außen mit einer Bruſtwehr von fünf Fuß Höhe, von innen mit einer ſechzehn Fuß hohen Aufmauerung verſehen war. Die Bruſtwehr erhebt ſich am Rande eines ſteilen Felſens etwa dreißig Fuß über die Ebene und iſt theilweiſe mit Lehmziegeln bedeckt. Etwa zwanzig Schritte abwärts wendet ſich der Wall rechtwinklig nach dem Innern zu und führt durch ein zehn Fuß hohes Thor in eine geräumige mit Niſchen umgebene Halle, von welchen aus Gänge in zahlreiche kleinere Räume ſich eröffnen. Die Mauern ſind ſechzehn Fuß hoch, von Lehmziegeln errichtet und theilweiſe mit Mörtel berappt.

Von dieſer intereſſanten Ruine gelangt man auf einem mit Trümmern überſäeten Pfade zu der anderen, 220 Schritte nach dem Meere zu davon entfernt liegenden Abtheilung, einer großen, vollkommen viereckigen Halle, von deren Seiten eine jede 39 Schritte mißt. Die Oſtſeite enthält funfzehn Niſchen; an der Südſeite befinden ſich zwei Thüren, die in zahlreiche kleinere Räume führen.

Die Ruinen von Hervay weiſen nach ihrer dem Bauſtyle von Cuzco und Limatembo gleichenden Architektur offenbar auf die Incas als Erbauer hin. Die Thäler von Yca und Pisco bis zu dem Gebiete des großen Chimu, in der Gegend des jetzigen Truxillo, wurden unter Pachacutec, deſſen Sohn, der berühmte Prinz Yupanqui, die Yunka-Indianer wiederholt ſchlug, von den Incas erobert. Jedenfalls wurde damals die Burg ſammt dem Palaſt zu Hervay gegründet, und man kann ſie als eine der erſten Anlagen betrachten, mit denen die Incas an der Küſte des Stillen Meeres ſich feſtſetzten. In den Huacas (Begräbnißplätzen) in der Ebene von Canete hat man neuerdings viele intereſſante Reliquien aus jener Periode aus-

gegraben, worunter sich namentlich Thonwaaren, steinerne Canopas (Hausgötter), goldene Ohrringe und verschiedener Silberschmuck befinden.

Die Sandwüste zwischen den Thälern von Canete und Chincha ist über acht Meilen lang. Volle sechs Meilen waren wir bald über öde Sandhügel, bald über kahle Felsenhöhen, deren Wände schroff zum Meere abfielen, geritten, als uns endlich ein gewundener Pfad zum Ufer herabführte, an dem sich eine heftige Brandung brach. Um eine vorspringende Klippe biegend, gelangten wir an das Bett eines ausgetrockneten Bergstroms, der sich einst durch eine jäh abfallende Schlucht seinen Weg zum Meere gebahnt hatte.

Jetzt war alles still und öde. Am Fuße der felsigen Abhänge der Schlucht standen ein paar verkümmerte Büsche, und das trockne Strombett war mit großen runden Steinen besetzt. Die Sonne sank eben hinter dem Meere hinab und warf noch einen hellen Schein auf die eine Seite der Schlucht, während die andere unter der langen Reihe düstrer Felsen in tiefem Schatten lag.

Das eintönige Brausen der Brandung war der einzige Laut, der sich vernehmen ließ. Doch war ich nicht allein. Etwas weiter aufwärts in der Schlucht erblickte ich an einem niedrigen Ufer hingestreckt eine weibliche Gestalt. Sie trug die wohlbekannte Tracht eines Inca-Indianermädchens, wie sie in den Thälern von Tarma und Xauxa getragen wird, den blauen Kattunrock und die schwarze Trauerschürze, und hatte ihr Gesicht in den Sand vergraben.

Ich ging zu ihr und faßte ihre Hand, worauf sie mich mit dem Ausdrucke des tiefsten Seelenschmerzes ansah. Es war ein schönes Gesicht; das arme Mädchen schien höchstens sechszehn Jahre alt zu sein. Sie zeigte nach einem kleinen Gebüsch ein paar Schritte weiter hinauf, und ich fand einen todten Säugling. Ich legte eine Gabe neben die kleine Leiche und ritt weiter.

Das schöne Mädchen erschien mir in ihrem Schmerze wie die Schutzgöttin der Incas, die über das Unglück weint, dem ihre Kinder verfielen, als ihr leuchtender Sonnengott im Meere versank und sie dem bittern Joche der fremden Eroberer preisgab.

Die Straße zieht sich von diesem einsamen Platze weg wieder am felsigen Abhang hinauf und brachte uns nach mehrstündigem Ritt durch die Wüste in das herrliche Thal von Chincha, wo wir, als die Nacht schon eingebrochen war, die gastfreundliche Zuckerpflanzung Laran erreichten.

Sie ist eine der schönsten Haziendas an der Küste von Peru. Die große gerade Straße, die von hier aus bis zum Fuße der Cordillere läuft, liegt mit dem Sonnentempel zu Cuzco genau in einer Breite; sie soll die Grenze zwischen Neu Castilien und Neu Toledo, den Ländergebieten, die nach der Eroberung an Pizarro und Almagro überwiesen wurden, gebildet haben. Zahlreiche alte Begräbnißplätze zeugen von der starken Bevölkerung dieses Thals zur Zeit der Incas.

Zwischen den Thälern von Chincha und Pisco erstreckt sich abermals eine Sandwüste. Nachdem man eine neue Hängebrücke über den Fluß Pisco passirt hat, eröffnet sich eine freundliche, mit Dattelpalmen, Weiden und Wiesenland bedeckte Ebene, in welcher die Stadt Pisco liegt, die als Musterbild für die kleinen Küstenstädte Perú's dienen kann. Auf dem Marktplatze befinden sich mehrere stattliche Häuser, darunter das des Don Domingo Elias, des größten Landeigenthümers und unternehmendsten Mannes in Peru; ingleichen eine schöne Kirche, im Baustyle von Lima, welche die eine Seite des Platzes einnimmt.

Die kleinern Wohnungen der ärmern Klassen, namentlich der Neger und der gemischten Farbigen, sind von einfacher Bauart. Es sind weiß übertünchte, zehn Fuß hohe Häuser von Fachwerk aus Rohr mit Lehmschlag; sie stehen reihenweise, und sehen mit ihren getäfelten Thüren und gläsernen Lampen darüber recht nett und anständig aus.

Außer der großen Kirche, einer bekannten Landmarke für die Küstenschifffahrer, besitzt Pisco noch die alte Jesuitenkapelle mit schönem vergoldeten Schnitzwerk und ein verfallenes Franziskanerkloster, das vor zwanzig Jahren von der Regierung eingezogen wurde.

Früher war Pisco ungesund; die Einwohner hatten viel an

Fiebern zu leiden; durch eine vor achtzehn Jahren eingerichtete gründliche Austrocknung aber hat man den Platz zu einem ganz besonders gesunden umgeschaffen.

Die Umgebungen von Pisco sind mit weit ausgedehnten Weingärten bedeckt, von denen die meisten Don Elias besitzt, der ausgezeichnete Trauben erbaut. Er läßt große Quantitäten keltern und aus einem Theile den berühmten Pisco oder Italia bereiten, einen Liqueur, der nach allen Küstenplätzen und auch in das innere Peru versandt wird. Seine Niederlage zu Pisco enthält mehr als hundert Fässer Wein, jedes zu 280 bis 300 Gallonen (1350 bis 1450 Kannen), die in drei Sorten zerfallen: die beste, ein ausgezeichneter Wein, dem Madeira ähnlich, dann ein etwas geringerer weißer Wein und ein dritter, der dem Bucellas gleicht. Der Pisco ist in großen Niederlagen am Strande aufgespeichert, von wo er nach den Häfen von Peru und Chile verladen wird. Eine ausgezeichnete Sorte des Pisco wird aus der großen weißen Traube unter Zusatz der duftenden Chirimoya-Frucht bereitet.

In der Bai von Pisco, etwa dritthalb Meilen von der Küste entfernt, liegen die Chincha- oder Guano-Inseln. An einem Januartage schiffte ich mich in einem kleinen mit Chinesen bemannten Langboote ein, um sie zu besuchen. Wir landeten zunächst an der nördlichsten, deren Felsenwände so schroff abfallen, daß man die Insel mittelst einer hohen, steilen Leiter erklimmt, die zu einer an der Seite des Felsens angebrachten hölzernen Plattform führt.

Die Insel ist gegen 1400 varas (2389 Ellen) lang und 600 (1024 Ellen) breit. Sie ist ihrer ganzen Ausdehnung nach mit dicken Guanoschichten bedeckt; der Hauptstich, etwa hundert Schritte vom Rande des Felsens entfernt, zeigt bereits eine Höhe von sechszig Fuß. Zweihundert Verbrecher sind damit beschäftigt, den Guano herabzuschaufeln, und eine kleine Dampfmaschine dient dazu, ihn zu heben und in die Karren zu laden. Von der Maschine geht nämlich ein Krahn aus, vermittelst dessen ein großer eiserner Trog, der acht Centner schwer ist, auf und nieder bewegt wird. Der Trog füllt sich selbst und entschüttet sich in die Karren, die ihn auf Schienen bis an den Rand des Felsens führen, von wo er durch einen

Schlauch von Segeltuch in den Raum des ladenden Schiffs gelangt. Hier wird er von ſtarknervigen Negern ſofort, wie er herabfällt, gebreitet und geordnet. Sie erhalten dreizehn Dollars für hundert Tonnen zu breiten und tragen eiſerne Masken, da der Guano durchdringender iſt als Kohlenſtaub und Eiſenfeilſpähne, und ſtärker als flüchtige Salze. Die Verbrecher wohnen in einem Haufen ſchmutziger Hütten, neben denen ſich ein paar eiſerne Gebäude befinden, die den peruaniſchen Beamten, einigen engliſchen Zimmerleuten und einem irländiſchen Doctor zum Wohnſitze dienen.

Man hat berechnet, daß im J. 1853 auf der nördlichen Inſel noch 3,798,256 engliſche Tonnen*) Guano vorhanden waren, auf der mittleren 2, 000,000, auf der ſüdlichen 5,680,000. Die letztere iſt noch gar nicht angegriffen. Die mittlere wird faſt nur von Chineſen bearbeitet, die aber theils wegen der ſchlechten Behandlung und der fürchterlichen Beſchaffenheit der Arbeit, theils aus Heimweh ſehr häufig Selbſtmorde begehen.

Es lagen fünfundzwanzig Kauffahrteiſchiffe, meiſtens engliſche, vor den Inſeln, in der Regel befinden ſich mehr dort, bisweilen ſteigt ihre Anzahl bis zu hundert.

Die weniger betretenen Stellen werden noch jetzt von vielen tauſenden Guanovögeln**) beſucht. Sie legen ihre Eier in kleine Höhlen im Guano und einzelne Anhöhen ſind mit ihren Neſtern völlig bedeckt. Sie gehören zur Familie der Meerſchwalben, haben rothe Schnäbel und Füße und ſind etwa zehn Zoll lang. Oben am Kopfe, an den Spitzen der Flügel und am Schwanze ſind ſie ſchwarz, am unteren Theile des Kopfes weiß, übrigens von dunkler Schieferfarbe; an beiden Seiten unter dem Ohre tragen ſie einen langen geringelten Federbart.

Schon die Incas von Peru legten hohen Werth auf den koſtbaren Düngungsſtoff; er wurde im ganzen Reiche viel gebraucht,

---

*) 1 Tonne = 20 Ctnr., alſo zuſammen ohngefähr. 230 Millionen Centner.

**) Guano iſt das verdorbene Quichua-Wort Huano und bedeutet Dünger.

und jede Störung der Vögel während der Brutzeit soll mit Todesstrafe bedroht gewesen sein.

Außer den Meerschwalben nisten große Schaaren von Tauchern, Pelikanen und Möven auf den Inseln.

Der nächste bedeutende Platz südlich von Pisco ist Yca, die Hauptstadt der Provinz, in einem lieblichen Thale, das nach der über acht Meilen langen Sandwüste zwischen Yca und Pisco hin durch einen Wald von Johannisbrodbäumen begrenzt wird, während im Thale selbst die Straße durch Weingärten und Baumwollenpflanzungen führt, die mit Hecken von Feigen, Jasmin und Rosen eingefaßt sind. Der Johannisbrodbaum wird hier sehr groß, bis zum Umfang einer starken Eiche; sein Holz ist von ungewöhnlicher Härte, so daß sich der Stamm unter der Last beugt und herumdreht, während sich die Aeste in Knoten verschlingen, wodurch die ganze Gestalt ein wildphantastisches Ansehen erhält. Die Fruchthülsen liefern ein sehr geschätztes Futter für Pferde und Maulthiere.

Yca ist eine hübsche Stadt von 10,000 Einwohnern; die Häuser haben platte Dächer, sind im Limaer Baustyle aufgeführt und theilweise im Innern schön eingerichtet. Das Erdbeben hat hier furchtbar gewüthet. Im Jahre 1745 wurde die alte Stadt völlig zerstört; ihre Ruinen liegen zwei Stunden südlich von der neuen. Der Fluß, der an der Stadt vorbeifließt, ist den größten Theil des Jahres trocken. Eine Zeitlang stürzt er sich schäumend durch das fruchtbare Thal, bald darauf aber ist sein Bett eine staubige Straße. Ich traf ihn in seiner Glanzperiode, wo eine Brücke aus Seilen und Weidenzweigen über ihn hinweg gespannt war.

Hierher lassen die Damen von Yca ihre Sessel tragen, um in der Abendkühle mit einander zu plaudern. Eine Allee von Weiden und Fruchtbäumen dient gewöhnlich der vornehmen Welt zur Promenade nach den Beschwerden des heißen Tages, und die Schneegipfel der Anden, die den Gesichtskreis begrenzen, verleihen dem reizenden Platze ein erquickendes Gefühl von Frische.

Von Yca aus führt die Straße durch Weingärten und einen zweiten großen Wald von Johannisbrodbäumen in die gleichfalls

über acht Meilen lange Sandwüſte von Guayuri, in der kein Hälmchen von Vegetation zu erblicken iſt. Die verſengenden Sonnenſtrahlen werfen von der Sandfläche eine drückende Glut zurück.

Plötzlich tritt der Reiſende aus der Wüſte in die lachenden Weingärten von Chimbo, Guayuri und Santa Cruz, an welche ſich das wohlcultivirte Thal von Rio Grande anſchließt. Das letztere zerfällt in eine Menge kleiner Parcellen, die der Eigenthümer des Ganzen, Don Domingo Elias, Einzelnen in Pacht gegeben hat.

Von hier aus gelangt man über eine Reihe öder Berge in das Thal von Palpa, das neben einer ſtarken Wein- und Baumwollen-Production den zur Ernährung der Bevölkerung von etwa 4000 Seelen erforderlichen Weizen erzeugt und zwei Waſſermühlen beſitzt. Es zieht ſich bis an den Fuß der Anden hinan und wird durch eine Bergkette, in der ſich eine warme Quelle und eine reiche Kupfermine befindet, in die maleriſchen und fruchtbaren Gründe von Sara-marca und Mollaque geſchieden.

Durch eine dritthalb Meilen lange bergige Wüſte gelangt man in die fruchtbare Ebene von San Xavier, die ausſchließlich Don Domingo Elias zugehört und aus Weingärten, Baumwollenpflanzungen und zahlreichen kleinen Gütern beſteht, die ſich nahe am Fuß der Cordillere hinziehen. Die Beſitzung San Xavier iſt eine der ſchönſten an der Küſte von Peru. Das Haus iſt geräumig und ſchön eingerichtet; den Hof umgiebt ein ſteinerner Corridor, deſſen Bogen von maſſiven Säulen getragen werden. Auf der einen Seite befinden ſich die Niederlagen und große Weinpreſſen; auf einer zweiten die ſchöne Kirche, die von den Jeſuiten, den frühern Eigenthümern dieſer Beſitzung, erbaut wurde. Das Holzſchnitzwerk an der Kanzel und den Altären iſt ſehr ſchön, und die Bilder der Ordensgenerale in glänzenden goldenen Rahmen geben der alten Kirche ein ſtattliches Anſehen. Zur Zeit der Jeſuiten wurden Negerſklaven eingeführt, und das Thal warf einen ſehr bedeutenden Ertrag ab. Die Weingärten producirten jährlich 70,000 Arrobas *) Spirituoſen,

*) Vier Arrobas machen einen Centner.

und man verkaufte die Arroba zu 5 bis 7 Dollars (Pesos à 1 Thlr. 13 Ngr. 5 Pf.), während gegenwärtig der Preis nur 2 Dollars beträgt. Im J. 1767 wurden die Güter der Jesuiten eingezogen und kamen seitdem im Werthe immer mehr und mehr herab, bis sie Don Domingo Elias von der republikanischen Regierung erkaufte. Die Baumwollenpflanzungen von Lacra und San Jose sind mit Wassermühlen versehen, welche zugleich Maschinen zur Auskörnung und Pressen zum Packen der Baumwolle in Bewegung setzen.

Don Domingo hat sich zu seinem Export einen eigenen Hafen, Lomas, 15 Meilen von San Xavier entfernt, angelegt, und verschifft jährlich 40,000 Centner Baumwolle, darunter 12000 eigenen Ertrag, die theils auf Maulthieren, deren jedes 175 Pfund trägt, theils auf Flößen zu dem Hafen gebracht werden. Von letzterem einige Meilen landeinwärts liegt der geheimnißvolle Cerro de las Bruxas oder Hexenberg. Der einzige Bewohner desselben ist ein alter Mann, Namens Manuel, der ein paar Mordthaten auf seinem Gewissen hat und oft, von eingebildeten Kobolden gejagt, in der Nacht herauskommt und schreiend auf den Felsen umherläuft.

Südlich von San Xavier, durch eine weite Felswüste geschieden, liegt das Thal von Nasca, das durch seine Bewässerungswerke zu den interessantesten Strichen der Küste gehört. Das Thal, eine vollständige Oase, hat neun Meilen Wüste im Norden und über zwanzig im Süden, senkt sich sieben Meilen weit vom Gebirge in sanfter und allmählich sich erweiternder Abdachung nach dem Meere zu und ist von den riesigen Gipfeln der Cordillere eingesäumt.

Die einzige natürliche Bewässerung besteht in einem kleinen Bache, der elf Monate im Jahre trocken ist; die großartige Wasserbaukunst der Incas aber wußte die Hindernisse, die in der natürlichen Beschaffenheit des dürren Landes lagen, auf eine bewunderungswürdige Weise zu bekämpfen und schuf die Wildniß zu einem lachenden Paradiese um.

Das Thal ist seiner ganzen Länge nach bis hoch in das Gebirge hinauf mit Gräben durchzogen, von denen die Hauptleitungen,

die Puquios, vier Fuß Tiefe haben und mit Steinen ausgemauert und überwölbt ſind. Je tiefer ſie in das Thal herabſteigen, deſto mehr verzweigen ſie ſich nach allen Richtungen hin in kleinere Leitungen, die jede Pflanzung mit dem köſtlichſten Waſſer verſorgen und alle die verſchiedenen Gräben füllen, die zur Fruchtbarmachung des Bodens dienen. Die größten Puquios befinden ſich unter der Erde und haben in Zwiſchenräumen von zweihundert Schritt Ojos oder kleine Oeffnungen, durch welche die Werkleute in das Gewölbe eindringen und die Leitung reinigen können.

Auf dieſe Weiſe werden im Nasca-Thale funfzehn Wein- und Baumwollenpflanzungen bewäſſert, und außer den genannten Hauptproducten bringen dieſe fruchtbaren Haciendas noch reiche Ernten von Axipfeffer, Mais, Melonen, Kartoffeln, Yuken*), Limonen, Citronen, Chirimoyas und andere Vegetabilien und Früchte aller Arten von der vortrefflichſten Beſchaffenheit hervor.

Auf einem der Berge, die ſich hinter Nasca, einem kleinen und ruhigen Städtchen, erheben, befindet ſich die verlaſſene Goldgrube von Cerro Blanco. Es iſt ein wilder, öder Platz; das tiefe Schweigen, das hier herrſcht, wird durch keinen Laut unterbrochen, aber die Ausſicht iſt höchſt charakteriſtiſch. Das Thal tief unten gleicht einem breiten Strome, der ſich durch eine ſandige Wüſte ſeinen Weg zum Ocean bahnt, und die enormen Bergmaſſen, von denen nach allen Richtungen hin eine über die andere emporſteigt, geben einen kleinen Vorgeſchmack von der majeſtätiſchen Größe der Anden.

Das Erdbeben hat auch hier gewüthet. Das jetzige Nasca iſt an einem andern Platze neu aufgeführt worden. Von hier aus gelangt man auf einer von Feigen- und Orangenbäumen beſchatteten Straße zu den Ruinen der alten Stadt, die am Bergabhange liegen und der Inca-Zeit angehören. Die Häuſer enthalten große Räume mit Niſchen wie die Ruinen zu Hervay bei Canete. Auf einem iſolirten Berge mitten in der alten Stadt befindet ſich eine Feſtung mit einem im Halbkreiſe ſich ausdehnenden Frontwall

*) Yuca, eine Pflanze, die zur Familie der Aloe gehört.

und einem entſprechenden Außenwerke am Fuße des Berges. Die Mauern der Häuſer und der Feſtung ſind von Bruchſteinen aufgeführt.

Südlich von Nasca erſtreckt ſich eine ungeheure Wüſte von nahe zwanzig Meilen Ausdehnung bis zu dem zuckerproducirenden Thale von Acari. Weiterhin folgen die Thäler von Yauces, Atequiba, das olivenreiche Chala und die fruchtbaren Ebenen von Atico, Chapata, Ocona und Camana, alle ohne Ausnahmen durch Sandwüſten, die ſich von der Cordillere bis zum Stillen Meere herabziehen, von einander getrennt.

Dies ſind die allgemeinen Züge der Küſtendiſtricte von Peru. Nasca war der entfernteſte Punkt, bis zu welchem ich vorging, ehe ich quer über die Andenkette nach Cuzco, der Inca-Stadt, aufbrach.

Die Wüſten ſind wilde, traurige, ſchattenloſe Einöden, ohne Mittel zur Exiſtenz; wo man aber einen Tropfen Waſſer hat, entfaltet ſich eine Ueberfülle von Fruchtbarkeit, und die wehenden Zuckergefilde, die Wälder von Weiden- und Fruchtbäumen, die anmuthigen Weingärten bilden einen ſchlagenden Gegenſatz zu den ſie umgebenden Wüſteneien.

An den Südküſten, in der Nachbarſchaft von Chapata und Atico, ſoll es noch ein paar einſame, tief in Sandwüſten eingebettete Oaſen geben, die kein europäiſcher Fuß betreten, und die man noch von glücklichen ununterjochten Indianern für bewohnt hält.

Die größte Küſtenwüſte iſt die von Sechura in der Nähe von Payta. Dort ſoll der müde Wanderer während der wolkenloſen Nächte durch Klänge einer lieblichen Muſik, die geheimnißvoll über den Sand hinüber wehen, entzückt werden.

Mit Ausnahme der unmittelbaren Nachbarſchaft von Lima ſchien in jenen fruchtbaren Thälern die geſammte Bevölkerung, Neger, Indianer und die andern zahlreichen Abſchattirungen, ein glückliches und zufriedenes Leben zu führen.

Das Klima iſt herrlich, an allen Lebensbedürfniſſen iſt Ueberfluß, und die Arbeit wird durch die zahlreichen kirchlichen Feſttage,

an denen ſich auch die armen Sklaven erholen und vergnügen können, und wo man den jüngeren weiblichen Theil derſelben ohne Ausnahme in weißen Atlasſchuhen und anderem ſtattlichen Putze erblickt, häufig unterbrochen. Die Behandlung der Sklaven iſt, ſoweit ich es zu beobachten Gelegenheit hatte, durchgängig eine freundliche geweſen. Auf der Hacienda des Don Juan de Dios zu Chavalina erhalten alle verheiratheten Sklaven ein Stück Land zur Bebauung für ſich und zur Schweine- und Hühnerzucht; die Kinder führen die Ernten auf Eſeln zur Stadt, und man ſieht ſie hinter großen Haufen von Früchten und Vegetabilien auf dem Markte zu Yca ſitzen. Auch andere Erwerbszweige werden nachgelaſſen; ein alter Sklave machte Bankiergeſchäfte und hatte manches Hundert Dollars auf Zinſen außen ſtehen. Schreiben konnte er nicht, ſeine Rechnung führte er vermittelſt eines Kerbholzes.

Schon ſeit der Unabhängigkeitserklärung hat die republikaniſche Regierung die allmähliche Abſchaffung der Sklaverei ins Auge gefaßt. Im Jahre 1821 wurde ein Geſetz erlaſſen, wornach zwar die damals lebenden Sklaven für ihre Perſon Sklaven bleiben, ihre Kinder aber mit dem funfzigſten Jahre und ihre Enkel ſofort von der Geburt an frei ſein ſollten. Man wollte auf dieſe Weiſe die Sklaven an die Freiheit gewöhnen und den Herren Zeit laſſen, ihre Einrichtungen zu treffen. Man gedachte Chineſen einzuführen und durch deren billige Arbeit etwaigen zu hohen Forderungen Seitens der freien Neger die Wage zu halten, glaubte aber, daß nur wenige der letzteren ihre Herren verlaſſen würden, da ſie mit denſelben durch eine beinahe väterliche Behandlung und alle ihre Erinnerungen bis zur früheſten Kindheit zurück eng verknüpft ſind. Die Koſten für Unterhaltung und Bekleidung eines Sklaven berechnete man zu 40 Dollars jährlich. Im Jahre 1854 erfolgte endlich die geſetzliche Abſchaffung der Sklaverei durch den Präſidenten Caſtilla.

Die großen Grundbeſitzer an der Küſte Peru's zeichnen ſich durch eine gute Bewirthſchaftung ihrer Ländereien und durch das Wohlwollen, mit welchem ſie ihren Untergebenen ſowie Fremden begegnen, vortheilhaft aus. Die unbegrenzte Gaſtfreundſchaft,

mit der ich, der unbekannte und alleinſtehende Reiſende, oft, ohne einen Empfehlungsbrief zu beſitzen, in ihren Häuſern aufgenommen, und die Art, wie dieſelbe an den Tag gelegt wurde, überſteigt Alles, was ich vorher in dieſer Beziehung erfahren oder gehört hatte. Aber auch bei den Indianern in Lurin und Chilca, wie bei dem vortrefflichen alten Prieſter Don Martin Fernandez zu Mala fand ich gleich herzliche Aufnahme; kurz, die ausgedehnteſte Gaſtfreundſchaft läßt es den Reiſenden vergeſſen, daß er ſich in einem Lande befindet, wo es keine Gaſthöfe giebt.

---

## Zweites Kapitel.

### Das Gebirge.

Der Kamm und Paß der Anden. — Eine Nacht in der Schneeregion; gefahrvolle Paſſagen. — Die Orte Ayacucho, Yquicha, Andahuayles und Abancay. — Ein kirchliches Feſt in einem Indianerdörfchen.

Die Reiſe über die Anden wird gewöhnlich in der trockenen Jahreszeit unternommen. Mein Aufbruch erfolgte im Februar und fiel demnach in die vom December bis März dauernde Regenperiode, wo die Schleuſen des Himmels geöffnet ſind und die Flüſſe zu tiefen, oft nicht zu paſſirenden reißenden Strömen anſchwellen.

Von meinen freundlichen Wirthen zu Yca und Chavalina mit allem nöthigen Lebensbedarf an Wein, Chocolade, Mandeln, Roſinen, Süßigkeiten, Zwieback und Spirituoſen zum Einheizen reichlich verſorgt und von einem wackern Führer, Auguſtin Carpio, begleitet, trat ich meinen Weg ins Gebirge an. Derſelbe führt von Huamani aus, das wir am früheſten Morgen verließen, durch Weidegründe, wo wir zahlreiche Rinder, Pferde und Maulthierheerden antrafen, und windet ſich dann durch eine unbewohnte, zu beiden Seiten von hohen, faſt ſenkrecht emporſteigenden Bergen

begrenzte Schlucht, welche der Yca rauſchend durchſtrömt. An den Ufern deſſelben fanden wir Weidenbäume, Chikas, eine Art Lorbeer mit gelben Blüthen, und Molles, Bäume, die große Trauben von wohlriechenden rothen Beeren tragen. Die Schlucht war weithin mit ſteinernen Terraſſen, den Andenerien oder hängenden Gärten der alten Peruaner, beſetzt, die manchmal acht bis zehn Fuß Tiefe hatten und, je höher ſie am Berge hinauf ſtiegen, ſchmäler wurden. Jetzt zu Ruinen verfallen, legten ſie Zeugniß dafür ab, daß dieſe Wildniß vor der Ankunft der Spanier ein fruchtbarer und bevölkerter Landſtrich war.

Die Bergabhänge ſind mit Lupinen, Heliotrop, Verbenen und der Scharlach-Salvia beſetzt, und auf der Straße fanden wir eine Menge kleiner Inſecten, die wie der ägyptiſche Scarabäus aus Lehm zuſammengeballte Kügelchen rollten.

Auf der Höhe angelangt bemerkten wir erſt, wie ſtark die Steigung war, denn wir hatten bis in große Ferne hin eine Menge Berggipfel zu unſern Füßen. Wir zogen über den Kamm des Berges und gelangten in eine reich mit Kartoffeln und Kleefeldern angebaute Schlucht, in deren Mitte die kleine Gebirgsſtadt Tambillo liegt. Auch hier waren die Abhänge ziemlich gut terraſſirt.

Hinter Tambillo begann der Waſſerniederſchlag; das heißt, eine dicke, ſchwer mit Waſſer beladene Wolke ſenkte ſich nieder. Gewöhnlich dauert dies von Nachmittags bis zum andern Morgen früh. Mitten durch dieſes kalte Dampfbad ritten wir einen Berg um den andern hinauf; meiſtentheils ſenkrechten Abgründen entlang, neben denen der ſchmale Maulthierpfad ganz knapp vorüberführte, und deren drohender Schlund durch das Donnern ungeſehener Bergſtröme in der Tiefe noch abſchreckender gemacht wurde. So hatten wir von Huamani aus acht Meilen zurückgelegt, als wir endlich das kleine Dorf Ayavi auf dem Gipfel eines ſchönen, mit prachtvollem Grün bedeckten Berges erreichten.

Am andern Morgen brachen wir ſehr zeitig auf, um vor Nacht die Höhe des Cordilleren-Paſſes zu erreichen, wo wir, wie man uns ſagte, eine kleine Höhle finden würden, in der wir die

Nacht zubringen könnten. Die Straße führt über breite, grasige, sich stufenweise über einander erhebende Hochebenen; dazwischen liegen tiefe Schluchten, in die sich die Bergströme von allen Seiten ergießen. Auf den Hochebenen weiden heerdenweise die Vicunnas, schöne Thiere von lichter Rehfarbe, mit langem, schlankem Nacken und kleinen kameelartigen Köpfen, die von fern gesehen dem Edelwild gleichen und auf den wilden Höhen in fröhlicher, unbeschränkter Freiheit herumschweifen. Sie haben ein seidenartiges Wollenhaar und anstatt der Hufen zwei starke Haken oder Klauen, vermittelst deren sie an den unzugänglichsten Abgründen mit wunderbarer Behendigkeit herumklettern. Außerdem werden diese hochgelegenen Wildnisse von einer Art großer Kaninchen mit kurzen Vorderfüßen und buschigem Schwanze, biscache, und einer Art Rebhuhn, yuta genannt, sowie von einem Regenvogel mit lauter, schreiender Stimme bewohnt.

Ein Ritt von acht Meilen brachte uns in die Schneeregion, in der es stark schneite. Hier auf einer breiten felsigen Hochebene theilt sich die Straße; der eine Weg führt nach Ayacucho, der andere nach Huancavelica und Castro Vireyna. Die Gegend ist reich an Quecksilber- und Silberbergwerken. Das berühmteste ist das bei dem letztgenannten Orte, wo man während der Anwesenheit des Vicekönigs Don Lope Garcia de Castro (1564—69) den Weg von dem Hause, in dem er wohnte, bis zum Schachte der Hauptgrube mit Silberbarren belegt haben soll.

Der Hochpaß, auf dem wir uns jetzt befanden, bildet die Wasserscheide zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Ocean; er ist von hohen Bergen umringt, und größere und kleinere Ströme und Sturzbäche nehmen brausend und tobend ihren Weg nach dieser oder jener Richtung hin, von tausend Quellen und Wasserfällen genährt, die bei jedem Schritte über den Pfad strömen.

Der Himmel war dicht verschleiert, der Schnee kam in Massen herab, und das Rauschen der von allen Seiten sich ergießenden Gewässer machte einen betäubenden Lärm. Kaninchen in großer Anzahl kauerten auf ihren Hinterfüßen zwischen dem Felsengerölle, und hie und da hatte eine Heerde Vicunnas ihr Bett auf dem

Schnee aufgeſchlagen. Es war eine wilde, ſchauerliche Scene, und das hochangeſchwollene Waſſer der ſchäumenden, mit fürchterlicher Gewalt herabſtürzenden Gießbäche reichte uns manchmal bis an den Sattel und machte den Uebergang ſehr beſchwerlich.

Mit einbrechender Nacht erreichten wir den höchſten Punkt des Paſſes in einem engen, rings von drohenden Gipfeln umgebenen Hohlwege. Die ſchwarz emporſtarrenden Felſen ſtachen ſeltſam gegen die Schneemaſſen ab, mit denen ihre Kuppen bedeckt waren. Hier lag die Höhle, wo wir die Nacht zubringen ſollten. Sie wurde durch einen über eine ſenkrechte Wand hereinhängenden Felſen gebildet, ſtand aber zu unſerm Entſetzen voll Waſſer, das fort und fort in Strömen vom Dache herabſchoß.

Der Boden umher war mit langen Grasbüſcheln bedeckt, auf denen aber der Schnee ſo dicht lag, daß man ſich nicht darauf betten konnte; die Nacht war ſtockfinſter, es ſchneite heftig fort, und der Spiritus wollte wegen der großen Höhe, in der wir uns befanden, nicht brennen. Unter dieſen niederſchlagenden Umſtänden, die ſelbſt meinem Auguſtin Carpio das Herz ſinken machten, mußte nach einem kalten Abendbrod von Mandeln, Roſinen und Zwieback die Nacht ſtehend verbracht werden; ich legte meinen Kopf auf den Rücken des Maulthiers, und es ging ſo leidlich. Schlafen konnte man aber bei dem Aufruhr rings umher nicht. Um zehn Uhr fing es an zu donnern, über, neben und unter uns, während zackige Blitze die ganze Scene bis zu den zerklüfteten Cordillerengipfeln in ihrem blendenden Lichte aufflackern und plötzlich wieder in das vorige Dunkel verſinken ließen.

Mit dämmerndem Morgen nahm die Natur ein freundlicheres Ausſehen an. Es hörte auf zu ſchneien, die ſchweren Nebel ſammelten ſich und rollten langſam in die Schluchten hinein; um fünf Uhr ſetzten wir unſere Reiſe fort. Die nun abwärts führende Straße zog ſich zwei Meilen lang an ſchlüpfrigen, ſteilen Felſenhängen hin, über die häufige Waſſerfälle hinabſtürzten. An manchen Stellen mußten die Maulthiere vier Fuß tief hinunterſpringen, an andern hörte der Pfad ganz auf, und es galt von einem Rande

zum andern zu setzen, wobei ein falscher Tritt uns in den gähnenden Abgrund versenkt haben würde.

Endlich waren wir glücklich herabgekommen und gelangten in das breite Thal von Palmito Chico, das von dem gleichnamigen Flusse durchströmt wird und herrliches Weideland enthält. Hier sahen wir grasende Rinderheerden, aber keine Wohnung. Der hochangeschwollene Fluß nöthigte uns zu einem Umwege von zwei Meilen bis zu einem Platze, Rumi-chaca genannt, wo eine natürliche Granitbrücke den Uebergang möglich machte; dann zog sich der Weg wieder eine Meile lang an Abgründen hin und brachte uns zu einer Schäferhütte, dem ersten menschlichen Aufenthalte jenseits der Cordillere. Sie stand in der Mitte weiter grasiger Abhänge, auf denen Schafe und Lamas weideten, war kreisrund von Steinen aufgebaut und hatte ein kegelförmiges, mit Ychu-Gras gedecktes Dach. Wir fanden in der mit Kindern und Hunden reich gesegneten Hirtenfamilie einen freundlichen und behaglichen Gegensatz zu den Scenen der vorigen Nacht, und da die gewöhnliche Furt über den Palmito grande nicht zu passiren war, führte uns ein hübsches barfüßiges Indianermädchen zu einer Brücke, die von den Hirten provisorisch über den Strom geschlagen worden war. Von hier wurde der Weg gefährlicher, als er je gewesen. Die Seitenwände fielen jetzt senkrecht ab, und der schmale Pfad wurde von tausend kleinen Wasserrinnen, die sich über ihn hinweg fünfhundert Fuß tief in den brausenden Strom hinabstürzten, spiegelglatt gemacht. Oft streiften die Thiere mit dem einen Fuße an den Felsen rechts, während sie mit dem andern links über dem Abgrund zu schweben schienen. Stellenweise hatte das Wasser den Pfad halb hinweggespült, und an einem Punkte mußte ein beinahe senkrechter acht Fuß hoher Felsen erstiegen werden, wo nichts als kleine Vorsprünge, auf die das verständige Maulthier die Spitze seiner Hufen stützte, einen Anhalt darboten. Endlich näherte sich der vorspringende Fels der andern Seite des Abgrunds, und hier hatte man ein paar Pfähle hinübergelegt, die als Brücke dienen sollten. Tief unten tosete der Strom in wilden Sprüngen über ungeheure Felsenblöcke, und kleine, harte, dornige Bäume, von

einem matten, traurigen Grün, die ihre Wurzeln in die Felſenriſſe hineingetrieben hatten, hingen über dem ſiedenden Giſcht. Ueber uns ſtieg die Felswand auf der einen Seite kerzengerade zum mindeſten 2000 Fuß hoch empor, und prachtvolle Cascaden ſtürzten nach allen Richtungen herab; die andere Seite war niedriger und weniger ſchroff; die ganze Scene gewährte einen unbeſchreiblich großartigen Anblick.

Es waren ein paar bange Sekunden, als wir über die dünnen Pfähle ritten, die ſich bei jedem Schritte herumdrehten und das Fußen ſo unſicher als nur irgend möglich machten.

Nachdem wir in der Sandſteinhöhle von San Luis übernachtet hatten, gelangten wir in das Thal des Fluſſes Hatun-pampa, an deſſen ſteilem, etwa dreißig Fuß hohem rechten Ufer die Straße ſich hinzieht. Die Gegend iſt hier entzückend ſchön. Das Thal wird auf beiden Seiten von majeſtätiſchen Bergen begrenzt, deren obere Hälften ſich ſenkrecht erheben und unter der Einwirkung zahlreicher Waſſerfälle eine ſäulenförmige Geſtalt angenommen haben; die ſteilen untern Abhänge ſind mit dichtem Grün überkleidet. Große Heerden von verſchiedenen Gattungen Vieh weideten darauf, und hie und da ſah man ein Hirtenhäuschen ſtehen.

Zu Mittag erreichten wir das Dörfchen Hatun-ſallu (der große Waſſerfall), das ſeinen Namen von dem Cataract, der hier in den Strom donnernd hinabſtürzt, erhalten hat, und von hier an nahm die Vegetation zu; ſchöne wilde Blumen begrenzten den Pfad, und hie und da zeigte ein grünes Kartoffelfeld, das ſich an die Bergwand anlehnte, daß wir uns bewohnten Stätten näherten.

Gegen Abend kamen wir aus der Schlucht heraus in die breite Hatunpampa-Ebene und fanden in der gaſtfreundlichen Farm von La Florida ein Nachtquartier.

Der frühe Morgen in dieſer Gebirgslandſchaft von vergleichsweiſe gemäßigtem Klima iſt bezaubernd ſchön. Ueberall um uns her war ein geſchäftiges ländliches Treiben; hübſche Indianermädchen zogen Arm in Arm mit den Heerden zur Weide, die Kühe warteten bei den Farmhäuſern der Melkerinnen, der reißende Strom bildete den Mittelpunkt der lebendigen Scene, und die

prachtvollen Hochgebirge, die von allen Seiten sich emporthürmten, blickten mit stiller Majestät auf die freundlichen Gruppen nieder.

Die weidenden Heerden bestanden aus Lamas und Alpacas, letztere eine kleinere Gattung der ersteren und in Europa durch das seidenartige Gefüge ihrer Wolle wohl bekannt. Schon die Incas benutzten diese zu herrlichen Geweben; der erste Engländer aber, der Alpacawolle verarbeitete, war ein Hutmacher zu Lima; er lieferte im Jahre 1737 Alpacahüte zu 4 bis 5 Dollars, während die Pariser Hüte zu damaliger Zeit 12 bis 16 Dollars kosteten.

Sechs bis sieben Meilen von Hatun-pampa, am Fuße eines Gebirgstafellandes, liegt Ayacucho, sonst Guamanga, die Hauptstadt der Provinz. Sie empfing den neuen Namen im Jahre 1824 von der Schlacht, durch welche die Unabhängigkeit Peru's entschieden wurde. Von der Hochebene aus betrachtet, präsentirt sie sich wie ein großer Ziegelhaufen unter Fruchtbäumen; die letzteren bilden einen vollständigen Wald und ziehen sich bis in die Gebirgsabhänge hinauf. Jenseits ist die Aussicht durch die Höhen von Condorkunka begrenzt, an deren Fuße jene berühmte Schlacht stattfand.

Ayacucho ist auf drei Seiten von hohen Bergen eingeschlossen; wo es aber nur irgend möglich, ist man mit Maisfeldern und, näher an der Stadt, mit Obstgärten und Dickichten von Stachelbirnen bis weit in die Bergabhänge hinauf vorgedrungen. Die Straßen sind rechtwinklig angelegt, mit allmählicher Senkung von Norden nach Süden. Im Mittelpunkte ist der Hauptmarkt (Plaza mayor), an dessen südlicher Seite die schöne aus Kalkstein gebaute Kathedrale mit zwei Thürmen und breiter Fronte, sowie das Gerichtsgebäude und die Universität sich befinden. Die drei andern Seiten bestehen aus Privathäusern mit schönen steinernen Arcaden, deren Bogen von Säulen getragen werden. Die Erdgeschosse dienen als Verkaufsläden. Ueber den Arcaden sind breite bedeckte Balkons, die mit den Familienzimmern in Verbindung stehen. Hinter den Häusern, die von den ersten Familien der Stadt bewohnt werden, befinden sich große Hofräume.

Frühmorgens gewinnt der Markt ein höchst belebtes und malerisches Aussehen. Er ist mit großen in der Erde befestigten

Sonnenſchirmen aus Matten bedeckt, unter denen die Indianermädchen Früchte, Vegetabilien, Kleider, Schuhe und andere Waaren feilhalten, und wird von Männern und Frauen, die ſich in dem Labyrinthe der gigantiſchen Schirme hin und her bewegen, ſtark beſucht.

Der Anzug der Frauen iſt zierlich und von glänzenden Farben. Unmittelbar auf dem Leibe tragen ſie einen baumwollenen Unterrock, darüber ein Hemde von ſcharlachfarbenem, himmelblauem oder purpurnem Wolleuſtoff, und um die Schultern einen Mantel, der mit bunten Bändern ausgeputzt iſt und über der Bruſt von einer großen ſilbernen Nadel zuſammengehalten wird. Das Haar wird in zwei lange Zöpfe geflochten, und zur Kopfbedeckung dient die Chacupa, ein Stück Zeug, das übereck in der Art, wie man es bei den römiſchen Bäuerinnen ſieht, zuſammengeſchlagen wird. Die Männer kleiden ſich gewöhnlich in grobe blaue Jacken, ſchwarzwollene Hoſen und Sandalen von ungegerbten Lamafellen, die an den Seiten heraufgeſchlagen und mit Lederſtreifen feſt gebunden werden.

Viele Marktleute kommen aus großen Entfernungen zu Fuße herbei, die Frauen ſelbſt mit ihren Säuglingen, die ſie in Körben auf dem Rücken tragen, während die jungen Männer zum beſſern Fortkommen in den ſchwierigen Stellen der Gebirgsſchluchten große Stöcke bei ſich führen.

Der ſüdliche Theil der Stadt iſt von einer tiefen Schlucht durchſchnitten, über welche mehrere wohlgebaute ſteinerne Brückenbögen geſchlagen ſind, um die Verbindung herzuſtellen. An der Weſtſeite befindet ſich die Promenade, eine doppelte Allee von Weidenbäumen, an welche auf der einen Seite der reißende Bergſtrom Lambras-huayacu, auf der andern Obſtgärten angrenzen.

Die Stadt hat ein Bisthum, über zwanzig ſteinerne Kirchen, ſieben ſäculariſirte Mönchs- und zwei Nonnenklöſter. In den Kirchen der erſtern wird von einem penſionirten Kaplan noch Gottesdienſt gehalten. In den Kirchen von Santa Clara und San Francisco de Aſſiſi wird wöchentlich zweimal für die Indianer in der Quichua-Sprache gepredigt.

Das Nonnenkloſter Santa Clara war einſt die Zufluchtsſtätte eines ſeltſamen Beſuchs. Ein junger ſpaniſcher Fähndrich hatte im Jahre 1617 im Duell ſeinen Gegner erſchlagen und ſuchte im biſchöflichen Palaſte ein Aſyl. Er nannte ſich Don Alonſo Diaz Ramirez de Guzman, und bekannte, daß er ſich bereits mehrfacher faſhionabler Morde dieſer Art ſchuldig gemacht habe. Aus verſchiedenen Umſtänden ſchöpfte indeß der Biſchof Verdacht in Bezug auf die Perſönlichkeit ſeines Schützlings, und bei weiterer Nachforſchung wies ſich der jugendliche Duelliſt als zum ſchönen Geſchlecht gehörig aus. Die Dame, Dona Catalina de Erauſo, war Nonne des Kloſters San Sebaſtian in Guipuzcoa, hatte von dort aus die Flucht ergriffen und hatte ſich als Mann verkleidet nach der Neuen Welt eingeſchifft. In Payta gelandet, trat ſie in die Armee ein, brachte es bis zum Fähndrich und machte ſich als den größten Duelliſten Peru's berüchtigt. Der Biſchof verſetzte ſie in das Nonnenkloſter Santa Clara, von wo ſie ſpäter in ein Kloſter zu Lima und zuletzt nach Spanien zurückgebracht wurde. Doch ſoll ſie ſpäterhin vom Papſt die Erlaubniß, ihre männliche Rolle fortzuſpielen, erhalten und als Officier in der Garde des Vicekönigs von Mexico gedient haben.

In Ayacucho iſt ein oberſter Gerichtshof und eine Statthalterei. Ich fand im Hauſe des Statthalters Don Manuel Tello, der mit ſeinen liebenswürdigen Schweſtern den Mittelpunkt der ſchönen und geiſtreichen Welt von Ayacucho bildet, die gaſtfreundlichſte Aufnahme und hatte ſo das Glück, die durch ihre Schönheit, Intelligenz und Herzensgüte berühmten Damen dieſer Gebirgsſtadt kennen zu lernen, die jedem Reiſenden, der ſich ihrer Geſellſchaft erfreuen durfte, unvergeßlich bleiben werden.

Etwas über vier Meilen nördlich von Ayacucho liegt die hübſche kleine Stadt Guanta mitten unter Obſtgärten. Der Landſtrich zwiſchen beiden Städten, obwohl durch tiefe Schluchten zerriſſen, iſt zum größten Theile gut angebaut und bevölkert. Unter den Fruchtbäumen trifft man auch hier wieder die Stachelbirne, den Feigenbaum und daneben die Palta oder Alligatorbirne, ſowie die Paccay, eine Hülſenfrucht, die auf einem großen Baume wächſt,

und deren lange Hülsen mit schwarzen Samenkernen, in einer süßen, saftigen und baumwollenartigen Fruchthülle eingebettet, von ausgezeichnetem Wohlgeschmack sind. Die Indianerhäuser in der Umgegend von Ayacucho sind von unbehauenen Steinen, die mit nasser Erde verbunden werden, aufgemauert, und das aus Maguey-Pfählen bestehende Dach ist mit rothen Ziegeln gedeckt. Die Maguey-Pflanze, die einen reizenden Anblick gewährt, kommt hier in großer Menge vor. Sie wird bis zu funfzehn Fuß hoch und liefert im Stamme ein nützliches Zimmerungsmaterial für mancherlei Zwecke, während die scharfgespitzten, sehr starken Blätter eine Faser enthalten, aus welcher alle Arten von Seilen gemacht werden.

Die Hauptnahrungsmittel der Indianer bestehen in Eiern, Kartoffeln und Yuca, einer langen pastinakartigen Wurzel (jatropha manihot), was alles zusammen in einem Topfe gekocht wird. Auch Weizen wird hier sehr viel gebaut, und neben demselben Mais, den man zu mancherlei Kuchen verbäckt, wovon ein süßer, huminta, und ein Geschwindpudding, masamora, zu den Lieblingsspeisen gehören.

Die Indianer haben auch Kenntniß von der Heilkraft einiger Kräuter und wenden namentlich den Thee von der Scharlach-Salvia gegen den Husten an.

Die Gebirgsstraßen sind, abgesehen von der Großartigkeit der umgebenden Landschaft, schon an sich höchst malerisch. Einen hervorstechenden Zug auf denselben bilden die Lamas mit ihren langen, fein gebogenen Nacken und ausdrucksvollen Gesichtern, die heerdenweise nach Ayacucho getrieben werden. Man sieht sie langsam vor ihren indianischen Herren herziehen. Sie sind im Stande große Beschwerden zu erdulden und lange Zeit ohne Futter auszuhalten; für gewöhnlich aber legen sie nur etwas über drei Meilen täglich zurück und tragen dabei eine Last von funfzig Pfund.

Auch die reizenden Indianerinnen, die mit ihren Säuglingen auf dem Rücken straff einherwandern und dabei mit den zierlichen Fingern emsig Baumwolle spinnen, tragen viel zur Belebung des Gemäldes bei.

Uebrigens sind die Indianer in der Umgegend von Ayacucho geschickte Bildner; sie liefern hübsche Figuren aus einem schönen

weißen Alabaſter und fertigen durchbrochene Silberarbeiten, die in großem Rufe ſtehen. Die Tagelöhner erhalten ein Wochenlohn von durchſchnittlich 3 Thlr. Früher mußten ſie davon beinahe 4 Procent Kopfſteuer abgeben, bis General Caſtillo dieſe Steuer 1855 aufhob.

Oeſtlich von Guanta liegt das Hochgebirge von Yquicha; die bebauten Abhänge deſſelben erſtrecken ſich bis zur Stadt, die Gipfel aber ſind mit ewigem Schnee bedeckt. Jenſeits derſelben iſt das Gebiet der Yquichanos, ein Landſtrich, der aus ſchneebedeckten Bergen, tiefen Schluchten und unzugänglichen Felſenburgen beſteht und ſich vortrefflich zu einem Vertheidigungskriege eignet.

Die Yquichanos traten zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges als eifrige Royaliſten auf und haben ſich bis zum heutigen Tage der Republik noch nicht unterworfen. Sie ſtehen unter ſelbſtgewählten Alcalden, laſſen keinen Steuereinnehmer in ihr Gebiet, zahlen aber den Zehnten an die Geiſtlichkeit und beſuchen auch manchmal den Markt zu Guanta. Sie ſind Männer von ſtolzer Haltung und freien, ſchönen Geſichtszügen. Einzelne Fremde werden in ihrem Gebiet mit zuvorkommender Gaſtfreundlichkeit aufgenommen.

Die Straße von Ayacucho nach Cuzco führt durch tiefe Schluchten mit einer herrlichen Flora von Lupinen, Fuchſien, Calceolarien, Salvien, Heliotropen und andern hier wild wachſenden Blumen. Hier und da gelangt man an eine Waſſermühle oder ein Landgut, das von Weizen- und Gerſtenfeldern umgeben iſt. Dieſer ganze Landſtrich iſt des Anbaues fähig und könnte das Zehnfache ſeiner gegenwärtigen Bevölkerung ernähren.

Hinter Matara, einem Poſthauſe, das Reiſende aufnimmt, gelangten wir in ein kleines Akaziengebüſch und begannen dann auf einem ſehr gefährlichen Pfade die Erſteigung der Condorkunkakette. Auf der Höhe angelangt, ritten wir über den felſigen und ſchneebedeckten Kamm und von da hinab in das kleine von perpendiculären Bergwänden eingeſchloſſene Dorf Ocros. Am folgenden Morgen ging es immer weiter hinab in das tiefe Thal Pumacancha, das der Pampas, ein Nebenfluß des Yucayali, durchſtrömt. Die

gemäßigten Gebirgsregionen nahmen nun allmählich ein Ende, und wir gelangten in eine heiße, tropiſche Niederung, eine Wildniß von dichtem Unterholz, aus welchem große, ſtattliche Aloes und einzelne rieſige Waldbäume hervorragten. Schaaren grüner Papageien kreiſchten ſchrill über unſern Köpfen und glänzende kleine Kolibris ſaugten den Honigſeim aus der Scharlach-Salvia und andern prächtigen Blumen.

In einer etwa zwanzig Schritte breiten Schlucht führte eine Brücke von Sogas über den Strom. Die Sogas ſind Taue, die man aus den zuſammengeflochtenen Zweigen des Maguey fertigt; ſechs davon, jedes zu einem Fuß im Durchmeſſer, mit Winden angezogen, dienten zur Unterlage, querüber waren kleinere Taue gelegt, und auf dieſen befanden ſich Matten, das einzige Material, welches den Boden der leichten Brücke bildete. In der Mitte war ſie aber beträchtlich tiefer als an den beiden Enden, und als wir hinüber ritten, wurden die Sogas in eine hin und her ſchwingende Bewegung verſetzt, die nichts weniger als angenehm war.

Die Brücke muß jährlich mehrere Male reparirt werden, und viele Arbeiter ſterben an den Fiebern, die in dieſer feuchten Tropengegend herrſchen. Unter der ſpaniſchen Verwaltung waren die Indianer mehrerer Dorfſchaften blos zu dieſen Brückenreparaturen beſtimmt und von allen andern Dienſtleiſtungen befreit. Der Punkt iſt bei den häufigen innern Kriegen Peru's von ſtrategiſcher Wichtigkeit, da er die Hauptſtraße nach Cuzco beherrſcht.

Von hier aus führt der Weg in die durch Bergrücken und Hochebenen von einander getrennten Thäler von Chincheros, Uripe und Moyopampa. Auf den Höhen wiederholte ſich die frühere Flora; oft auch war die Straße von Mollebäumen (peruaniſcher Miſtix oder Pfefferkornſtrauch) und Zierſträuchern eingeſäumt, während große Fuchſiabäume mit ihren zierlichen Karmoiſinblüthen über das niedrige Buſchwerk emporragten; in den Thälern aber hat die Natur all ihre Reize verſchwenderiſch ausgeſchüttet, die lieblichſten Blumen bedecken die Wieſen, herrliche Baumgruppen beſchatten die Hütten der Indianer, und klare Rieſelbäche ſtrömen durch die grünenden Gefilde.

Nach einer langen und beſchwerlichen Tagereiſe fanden wir im Poſthauſe zu Moyopampa zwar nur die leeren vier Wände; aber in der Mitte des Raums brannte ein luſtiges Feuer, eine köſtliche Abendmahlzeit von Milch, Kartoffeln, Eiern und Chocolade ließ die Müdigkeit vergeſſen, und mitten unter einem Haufen von Männern, Weibern und Kindern bettete ich mich auf meine Maulthierdecken und ſchlief vortrefflich.

Am andern Morgen hatten wir drei Meilen durch eine enge Schlucht zu reiten, in welcher noch tief unter uns ein Bergſtrom über ſein zerriſſenes Bett hinbrauſte; dann lag, bei plötzlicher Biegung des Wegs um eine Felſenwand, das liebliche Thal von Andahuayles, eins der ſchönſten in den Anden, mit den drei Städten Talavera, Andahuayles und San Geronimo, vor uns. Das Thal iſt in ſeiner ganzen Ausdehnung gut angebaut, reiche Weizenfelder bedecken die niedern Abhänge und die umgebenden Berge, ein kleiner Fluß, von Pappeln und Weiden eingeſäumt, durchſtrömt es, und große Fruchtgärten ziehen ſich hier und da bis an die Ufer deſſelben herab.

Andahuayles iſt 22 Meilen von Ayacucho entfernt, hat einen Markt mit ſchöner ſteinerner Kirche und einem Brunnen, und mehrere vom Markte auslaufende Straßen. Hier befand ſich gerade der berühmte chilianiſche Prediger Dr. Don Franciſco de Paula Taforo, und da derſelbe ebenfalls nach Cuzco zu gehen beabſichtigte, ſo glich die Reiſe nunmehr einer Art Triumphzuge. Es wurden Boten ausgeſandt, um ſeine Ankunft zu verkündigen, und die Leute verließen die Dörfer und begrüßten ihn an der Straße.

Jenſeits der Thäler von Argama und Pincos wird die Gebirgslandſchaft immer prachtvoller und großartiger; dort liegt auch die alte Feſtung Curamba und etwas ſüdweſtlich von derſelben eine ausgedehnte indianiſche Trümmerſtadt, mit Gras und Geſträuch überwachſen; ſie ſtammt aus der Zeit vor der Herrſchaft der Ineas.

Von da gelangt man in das Dorf Huancarama in einem fruchtbaren und bevölkerten, rings von Andenausläufern eingeſchloſſenen Thale, mit einer Kirche, die weder ein Dach noch einen gepflaſterten Fußboden, aber einen ſchönen mit kunſtvoll gearbeiteten Silberplat-

ten belegten Hochaltar hat. Hinter Huancarama hatten ſich zu beiden Seiten der Straße junge hübſche Indianerinnen aufgeſtellt, die uns Roſen ſtreuten. Jenſeits eines hohen Bergrückens, den wir zu überſteigen hatten, öffnete ſich das weite Thal von Abancay, das ſeiner ganzen Ausdehnung nach mit Zuckerfeldern bedeckt und zu beiden Seiten von hohen Bergen eingeſchloſſen iſt. Im Hintergrunde, in weiter Ferne, in tiefes Grün eingebettet, lag die Stadt Abancay. Eine ſteile, ſteinige Straße führte uns aus dem gemäßigten in das tropiſche Klima, und hier konnte man den ganzen Reichthum der Sierra von Peru, dieſer glücklichen Gegend, die ſich ſelbſt mit allen Producten der verſchiedenſten Erdſtriche verſorgt, mit einem Blicke überſehen.

Nahe den oberſten Berggipfeln weideten Alpacaheerden das lange Ychu-Gras ab; gerade unter ihnen bedeckten Rinder und Schafe die Abhänge. Noch tiefer unten waren große Strecken mit Weizen, Gerſte und Kartoffeln bebaut; dann folgten breite Maisfelder, Apfel- und Pfirſichbäume und Stachelbirnen; am Fuße des Gebirgs endlich ſchloſſen ſich die Zucker- und Reispflanzungen, Wein und Orangen, Bananen, Cacao und Palmen an.

Auf einem Berge nördlich von Abancay liegt, von Schlingpflanzen und Sträuchern beinahe ganz überwuchert, die alte Burg Huaccac-pata (Klageberg); ſie war in früherer Zeit der Schauplatz einer blutigen Schlacht, und es iſt das vielleicht der Platz, wo Alvarado, Pizarro's General, am 12. Juli 1537 durch die Schaaren Almagro's geſchlagen wurde.

Abancay iſt eine hübſche kleine Stadt; ſie liegt mitten unter reichen Fruchtgärten, und manche ſtattliche Ceder erhebt zwiſchen denſelben ihr ehrwürdiges Haupt. Wir fanden im Hauſe des Unterſtatthalters Don Paulino Mendoza, eines Neffen des Biſchofs von Cuzco, die gaſtfreundlichſte Aufnahme und lernten einen Geſellſchaftskreis kennen, dem die liebenswürdige junge Damenwelt einen ganz beſondern Glanz verlieh. Bei unſerer Abreiſe, am Morgen des 17. März, wurden wir von unſerm Wirth und einer Cavalcade von dreißig Herren, die ſich ſämmtlich in den Feſtſtaat geworfen hatten, über eine Meile weit begleitet.

Der Weg führte uns über einen breiten Bergrücken in das reiche Thal von Curahuaſi, wo ſich mitten unter großen Zuckerpflanzungen ein Indianerdörfchen befindet. Nachdem wir in einer gaſtfreundlichen Hacienda das Mittagsmahl eingenommen hatten, wobei die Tafel unter der Laſt der Gerichte*) und der köſtlichſten Früchte faſt erlegen wäre, gingen wir in die Dorfkirche, die nicht ohne architektoniſche Schönheit, aber ihres Dachs beraubt und nur mit einem Verſchlage über dem Hochaltar verſehen iſt, um den Dr. Taforo predigen zu hören. Es wurde das Feſt unſerer lieben Frau de los Dolores gefeiert; der Altar war mit mehr als hundert Kerzen erhellt, und die häßliche Puppe, welche die Jungfrau Maria darſtellte, hatte außen am Gewande ein karmoiſinrothes mit ſechs blechernen Schwertern durchſtochenes Herz.

Trotz der ſtockfinſtern Nacht und eines ſtarken Regens war die Kirche mit Indianern von jedem Alter und Geſchlecht dicht gefüllt und bot einen fremdartigen, intereſſanten Anblick dar. Das glänzende Licht und die dichten Gruppen aufmerkſamer und bewundernder Geſichter rings um den Altar herum bildeten den ſtärkſten Contraſt gegen die tiefe Dunkelheit, die im Schiffe der Kirche herrſchte; oben zogen ſchwarze Wolken ſchwerfällig über den bleichen, ohnmächtigen Mond hinweg, und der dachloſe Giebel der weſtlichen Seite zeichnete ſich ſchroff gegen den drohenden Himmel ab.

Am Altare ſtand die hohe Geſtalt des chilianiſchen Predigers in einem eng anſchließenden atlaſſenen Prieſterrocke; er wirkte auf ſein Auditorium mehr durch den ernſten Ausdruck ſeines ſchönen bleichen Geſichts und durch ſeine anmuthige theatraliſche Declamation als durch den Inhalt der Predigt, weil nur wenige Indianer eine andere als ihre Mutterſprache, das Quichua, verſtanden. Nach der Predigt drängten ſie ſich heran, um ihm die Hand zu küſſen. Dieſe, wie alle andern Indianer, die ich ſeit Yca ge-

*) Eins von den peruaniſchen Muſtergerichten iſt der puchero, eine rieſige, runde Fleiſchpaſtete, deren Inneres eine Menge verſchiedener Gemüſe und anderer Füllen beherbergt. Eine noch ſchmackhaftere Speiſe iſt der chupe, der dem irländiſchen stew (Schmorgericht) gleicht, mit Eiern und Käſe.

troffen, waren einfache, gutmüthige Leute; und ob unter dem Dach des Beamten oder des gebildeten Gutsbeſitzers oder in der Hütte des ärmſten Indianers in den wilden Andenſchluchten, überall fand der einſame, unbekannte Reiſende die gleiche herzliche Aufnahme und eine überſchwengliche Gaſtfreundſchaft.

Nachdem wir Curahuaſi im Rücken hatten, näherten wir uns den Ufern des großen Fluſſes Apurimac, und ſomit der Grenze des reizenden, bergumgürteten Tafellandes, in deſſen Mittelpunkte Cuzco liegt, die alte Stadt der Incas.

---

## Drittes Kapitel.

### Cuzco, die Stadt der Incas.

Die Schlucht des Apurimac und das Städtchen Lima-tambo. — Ein Gewitter. — Die Incaſtadt Cuzco; ihre Lage, Geſchichte und jetzige Beſchaffenheit. — Herkunft, Schickſale, Thaten und Bauwerke der Incas. — Viracocha, der Schöpfer der Feſtungswerke von Cuzco.

Am 18. März 1853 überſchritten wir den Apurimac und betraten das ehemalige Reich des Manco Capac, des erſten Inca von Peru. Zu Ende des 11. Jahrhunderts erſchien der große Geſetzgeber mit ſeiner erhabenen Gemahlin an den Ufern des Titicacaſees und ſtörte die bis dahin ſich ſelbſt überlaſſenen Indianer der Anden aus ihrem langen Schlafe der Unwiſſenheit und Barbarei auf. Mit einem zahlreichen Gefolge dem Laufe des Vilcamayu nordwärts nachgehend, gelangte er zufällig auf die Hochebene, wo nunmehr die Stadt Cuzco ſteht, und machte dieſe zum Mittelpunkte eines compacten kleinen Reichs von 340 □ Meilen, das ſeine Nachfolger bis zu einem Ländergebiete von 23,900 □ Meilen erweiterten. Das urſprüngliche Reich erſtreckte ſich 20 Meilen breit vom Apurimac im Weſten bis zum Paucar-tambo im Oſten, während ſeine Ausdehnung von Norden nach Süden nur 17 Meilen betrug. Es iſt beinahe 70 Meilen vom Meere entfernt, von hohen Ge-

birgsketten durchzogen und mit allen bereits erwähnten Producten eines tropiſchen Gebirgslandes ausgeſtattet.

Außer Cuzco im Mittelpunkte errichtete Manco Capac nach den vier Himmelsgegenden hin vier Grenzfeſtungen und bei jeder einen Palaſt; im Norden Ollantay-tambo, im Süden Paccari-tambo, im Oſten Paucar-tambo und im Weſten, nahe am Apurimac, Lima-tambo.

Da wo wir den Rand des ſteilen weſtlichen Apurimac-Ufers erreichten, ſenkt ſich die Felſenwand ſenkrecht mehrere 100 Fuß tief bis zu den mächtigen Fluten hinab, die hier dem Amazonenſtrome zurollen. Der Pfad bis zu der über den Abgrund geſpannten Seilbrücke war ſchmal und gefährlich, und es koſtete Zeit und Vorſicht, um ihn zurückzulegen. Uneben, ſchlüpfrig und an manchen Stellen ſo wenig Raum zum Fußen darbietend, daß, während das eine Bein gegen den Felſen gequetſcht wurde, das andere ins Leere hinaushing, drohte er bei jedem falſchen Schritte Maulthier und Reiter der gähnenden Tiefe zu übergeben. Zuletzt wurde die Neigung ſo ſenkrecht, daß man genöthigt geweſen war, einen vierzig Fuß langen Tunnel durch den maſſiven Fels zu höhlen, und der Ausgang des Tunnels bildete den Eingang zur Brücke.

Die letztere glich der über den Pampas; ſie legte ſich in einer zierlichen Curve über den Abgrund, in welchem 300 Fuß unter der Brücke der Apurimac, trotz ſeiner Tiefe laut ſchäumend und toſend, ſich durch die ihn beengenden Felſen Bahn brach. Der Fluß hat von dem Lärm, den er macht, ſeinen Namen: Apurimac „der große Sprecher"; die Indianer glaubten, daß in dem Rauſchen und Toben der Fluten ein Orakel von tief geheimnißvollem Sinn ſich offenbare.

Nachdem wir glücklich über die Brücke gekommen, kletterte ich bis zum Niveau des Stroms hinab, indem ich einem kleinen Bache folgte, der ſich in einer Schlucht den Weg in die Tiefe gebahnt hatte. Zu beiden Seiten thürmten ſich die Bergwände bis zu einer Höhe von 3000 Fuß ſenkrecht empor, unten von den wirbelnden Fluten gewaſchen, und durchweg ſo glatt, daß kein Grashälmchen irgendwo eine Stelle gefunden, wo es hätte Wurzel ſchlagen können. Zwiſchen den Felswänden und zwar, im Ver-

hältniß zur Geſammthöhe, in den niederſten Regionen derſelben, vom Strombette aus aber nur wie ein Fädchen anzuſchauen, hing die gebrechliche Sogabrücke 300 Fuß über dem Abgrunde, in ihrer Kleinheit und Schwäche ein ſchlagender Gegenſatz zu den gewaltigen Werken der Natur, die ſie umgaben.

Nachdem wir mehrere Meilen auf ſteilen Pfaden aufwärts geſtiegen waren, erreichten wir das Dorf Mollepata und Tags darauf die Stadt Lima-tambo. Dieſe ehemalige Grenzpfalz der Incas iſt gegenwärtig eine kleine Stadt, die ſich in einem langen, engen Thale hinzieht und zu beiden Seiten von hohen Gebirgen eingeſchloſſen iſt. Maisfelder und Obſtgärten bedecken die Ebene, und an den Abhängen ziehen ſich ſteinerne Terraſſen hin, eine über der andern, die noch aus der Inca-Zeit herſtammen und mit Kartoffeln und Yucas bebaut werden.

Das reizende Städtchen Lima-tambo hat einen ſchönen Markt, in deſſen Mitte ein großer Platanenbaum ſteht. Die Südſeite wird von der Kirche eingenommen, und ihr gegenüber zieht ſich eine Allee von mächtigen Weidenbäumen hin. Die wenigen Straßen, die vom Markte ausgehen, führen zu Gärten, in denen die Obſtbäume von Früchten ſtrotzten. Das Städtchen iſt meiſt von Indianern bewohnt und gewährt einen netten, freundlichen Anblick.

Der vortreffliche, gutmüthige alte Pfarrer von Lima-tambo, Esquibias, ein Franziskanermönch, empfing uns mit der wärmſten Gaſtfreundlichkeit und ließ das Mittagsmahl in dem ſteinernen Corridor vor ſeinem Hauſe auftragen, von wo wir den Garten überſahen, der mit ſchönen Blumen und köſtlichen Früchten reich verſorgt war. Es war eine Luſt, die Pfarrkinder von den Gutthaten des alten Pater Esquibias erzählen zu hören, wie er beinahe ſein ganzes kleines Vermögen auf Wiederherſtellung der Kirche verwendet, ſich der Armen, Kranken und Leidenden liebreich angenommen und ſeine Pflichten mit Hingebung erfüllt habe.

Etwa dreiviertel Stunden von Lima-tambo liegen die Ruinen des alten Inca-Palaſtes, von wo man eine entzückende Ausſicht auf das Thal genießt. Es ſind nur noch einige Terraſſenüberreſte und ein paar Mauern erhalten, die von Kalkſteinen in Stücken

von verſchiedener Größe und Geſtalt, ohne Mörtel, aber ſo kunſtgerecht aufgeführt ſind, daß ſie noch heute winkelrecht und wie neu daſtehen. Das ganze Innere des Palaſtes iſt jetzt ein großer Obſtgarten.

Zwiſchen hier und Cuzco, auf der Hochebene von Surite (auch Yahuarpampa oder Xaquixaguana oder Anta genannt) überfiel uns ein ſtarkes Gewitter. Dunkle Maſſen ſchwerer Regenwolken kamen über die ſüdöſtlichen Berge herangezogen; die anmuthigen weißen Reiher, die in den Sümpfen rechts und links der gepflaſterten Straße auf Beute ausgegangen waren, erhoben ſich mit ſchrillem Gekreiſche und beſchrieben wunderliche Bögen, indem ſie die Ebene durchkreisten; die auf dem reichen Weidelande weithin verſtreuten Schafe liefen heerdenweiſe zu einem gemeinſchaftlichen Mittelpunkte und ſteckten die Köpfe zuſammen, und die Rinder vergaßen die Weide, ſenkten das gewichtige Haupt und harrten des kommenden Wetters. Endlich leuchteten die Blitze auf, die Wolken ergoſſen ſich unter dem rollenden Donner und der Regen ſtürzte in großen, ſchweren Tropfen herab, während die ganze Zeit über die Sonne im Weſten hellglänzend am Himmel ſtand. Die Lichter und Schatten, die in den Dörfern und an den Bergabhängen hin entſtanden, waren von ſchlagender Wirkung. Nach einer halben Stunde hatte ſich das Gewitter verzogen, und der Himmel war heiter und freundlich wie zuvor.

Noch drei fruchtbare Ebenen, durch niedrige Bergrücken getrennt, waren zu überſchreiten. Mit Sonnenuntergang gelangte ich an den Fuß eines felſigen Höhenzugs. Der Himmel war tiefblau, kein Wölkchen zu ſehen. Der Mond zog ſilbern herauf; und als ich den Gipfel erreicht hatte, warf er ſeinen bleichen, traurigen Schimmer auf Cuzco, das in der Ebene unten ausgebreitet vor mir dalag.

Cuzco, Stadt der Incas! mit deinen weiſen, patriarchaliſchen Fürſten und deiner hohen Cultur; deiner Macht, die ein Reich umfaßte, größer als das Karls des Großen und an Größe gleich dem des Hadrian; deinen Wunderwerken, die noch heute das Staunen des Wanderers erregen; deinen Tempeln, die an Pracht

allen Glanz der Feenpaläſte in Tauſend und Einer Nacht überboten; deinen auf den Schlachtfeldern vom Aequator bis zu den gemäßigteren Ebenen Chile's gewonnenen Trophäen; deinen zum Preiſe Ynti's, der geheiligten Gottheit Peru's, und ſeiner ſilbernen Gemahlin, wie zum Preiſe der Segensthaten der Incas angeſtimmten Triumphgeſängen; — Cuzco! du Schauplatz ſolcher Größe und Herrlichkeit, wie biſt du geſunken! Wieviel Leiden, Elend und Entwürdigung war deinen armen Kindern ſeit jenen Tagen des Glückes aufbehalten! Wo ſind deine Schätze, deine Macht und deine Herrlichkeit? Der grauſame Eroberer war zu ſtark. Deine Schätze, unermeßlich und ungezählt, ruhen, vor ſeinem gierigen Blicke verborgen, zum zweiten Mal unter der Erde. Deine Söhne aber verſanken in Sklaverei. Traurig, mit gebeugtem Nacken und geſenktem Auge wandeln ſie durch die Straßen, die einſt von den ſtolzen Schritten ihrer edeln Ahnen wiederhallten.

Die Inca-Stadt, deren Geſchichte durch die einfache Erzählung des Garcilaſſo de la Vega, des Geſchichtſchreibers ſeiner gefallenen Herrſcher, ſowie durch die eleganten Schilderungen Robertſons und das herzzerreißende Epos Prescotts claſſiſch geworden iſt, nimmt das höchſte Intereſſe des Geſchichtsforſchers in Anſpruch, weil hier der einzige Platz in der Welt iſt, wo die patriarchaliſche Regierungsweiſe, mit Civiliſation verbunden, zu einem hohen Grade von Vollkommenheit gebracht worden war.

Manco Capac, der Cuzco um das Jahr 1050 n. Chr. gründete, war der Stammherr eines erleuchteten Fürſtengeſchlechts von ſiegreichen Kriegshelden und Gönnern der Architektur und Dichtkunſt. Unter ihnen glänzt Inca Rocca, der Stifter von Schulen, deſſen cyclopiſcher Palaſt von vergangener Größe zeugt; Viracocha, der blühende und blondgelockte, deſſen maſſive Burg noch jetzt vom Sacſahuaman-Berge herabdroht; Pachacutec, der Salomo der Neuen Welt, deſſen Sprüche Garcilaſſo aufbewahrt hat; Yupanqui, deſſen Marſch über die Anden Chile's die Züge Hannibals und Napoleons verdunkeln könnte; Huayna Capac, der ritterlichſte und mächtigſte Inca, der ſeine Herrſchaft vom Aequator bis zur Südgrenze Chile's und vom Stillen Meere bis zu den Ufern des

Paraguay erſtreckte; endlich der brave junge Manco, ein würdiger Namensvetter ſeines großen Ahnherrn, der gegen die ſpaniſchen Eindringlinge einen langen, ungleichen Kampf beſtand, und deſſen Talent und Tapferkeit ſelbſt die Soldaten eines Gonſalvo de Cordova anſtaunten. Aber er unterlag; die Glücksſonne Peru's, die noch am Horizonte gezögert hatte, ſank in ein Meer von Blut hinab, und die unglücklichen Indianer fielen unter das zermalmende Joch der erbarmungsloſen Gothen *).

Cuzco liegt unter 13° 31′ ſüdlicher Breite und 55° 23′ weſtlicher Länge (v. Ferro) auf einer Höhe von 11,380 F. über dem Meere, und genießt, obſchon nur 200 Meilen vom Aequator entfernt, ein gemäßigtes Klima, ſo daß im Winter ſeine Straßen oft mit Schnee bedeckt ſind. Das Thal von Cuzco iſt zwei Meilen lang, durchſchnittlich eine halbe Meile breit, von hohen Bergen begrenzt und wohl angebaut, indem es außer vielen Landgütern noch zwei kleinere Städte, San Sebaſtian und San Geronimo enthält, während Cuzco ſelbſt etwa eine drittel Meile lang und etwas über eine viertel Meile breit iſt. Die Felder der Umgegend fand ich meiſt mit Gerſte und Luzerne bebaut. Im Norden der Stadt ſteigt der berühmte Berg Saeſahuaman empor, von andern Bergen links und rechts durch zwei tiefe Schluchten, in denen die kleinen Flüſſe Huatanay und Rodadero herabkommen, getrennt. Der Huatanay, ein toſender kleiner Bergſtrom, fließt, nachdem er die bemoosten Grundmauern des alten Kloſters Santa Tereſa beſpült

*) Tafel der Incas nach Garcilaſſo de la Vega:

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1021. | I. Manco Capac. | 1400. | X. Inca Yupanqui. |
| 1062. | II. Sinchi Rocca. | 1439. | XI. Tupac Inca Yupanqui. |
| 1091. | III. Lloque Yupanqui. | 1475. | XII. Huayna Capac. |
| 1126. | IV. Mayta Capac. | 1526. | XIII. Huascar. |
| 1156. | V. Capac Yupanqui. | 1532. | XIV. Inca Manco. |
| 1197. | VI. Inca Rocca. | 1553. | XV. Sayri Tupac, |
| 1249. | VII. Yahuar-huaccac. | 1560. | XVI. Cuſi Titu Yupanqui. |
| 1289. | VIII. Viracocha. | 1562. | XVII. Tupac Amaſu † 1571. |
| 1340. | IX. Pachacatec. | | |

Atahualpa, der Verräther, wurde von den Peruanern niemals unter den Incas mit gezählt.

hat, längs der westlichen Seite des großen Marktplatzes hin, nimmt dann zwischen gemauerten Ufern seinen Lauf mitten durch eine breite Straße, wo die Verbindung durch zahlreiche steinerne Brücken hergestellt ist, und vereinigt sich endlich mit dem Rodadero, der die im Süden der Sonnengärten gelegene Vorstadt San Blas von der innern Stadt trennt. Die letztere liegt fast ganz zwischen den beiden Flüssen und hat außer dem schon erwähnten noch zwei schöne freie Plätze westlich vom Huatanay.

Die Häuser sind steinern; der untere Stock besteht meistens noch aus dem alten massiven Inca-Mauerwerk, während die oberen Stockwerke und die rothen Ziegeldächer neueren Ursprungs sind. Die Straßen laufen rechtwinklig und bieten in ihren langen Zeilen massiver Bauwerke einen durch die Alterthümlichkeit interessanten Anblick dar; hie und da erheben sich schöne Kirchthürme, und den Hintergrund füllen zunächst die steilen Straßen, die sich an den niedrigen Abhängen des Sacsahuaman hinaufziehen, und weiterhin die alte graue, den Gipfel des Berges krönende Burg der Incas.

Nachdem wir nun den Leser auf einen Schauplatz geführt haben, der zu den interessantesten Punkten der Neuen Welt gehört, besuchen wir mit ihm diejenigen Denkmäler der Incas, welche die Ueberlieferung als die ältesten bezeichnet, und vergegenwärtigen uns dabei die mit denselben verknüpften historischen Erinnerungen.

Die Straße, die auf die Höhe des Sacsahuaman führt, ist so wenig geneigt, daß sie in Form einer Treppe angelegt wurde. Auf einem schmalen ebenen Vorsprung, mit der Aussicht auf die Stadt, und unmittelbar unter dem abschüssigen Felsen, der die Citadelle trägt, befinden sich die weitläuftigen Ruinen von Coleompata, die dem ersten Inca, dem Manco Capac, zugeschrieben werden. Die Aussicht von diesem Punkte ist weit und herrlich; zu Füßen liegt die Stadt, wie eine Karte ausgebreitet, mit ihren vielen schönen Kirchen, die sich von den andern Gebäuden abheben, und dem großen belebten Markte, dem die Indianerinnen, die wie ein Bienenschwarm ab- und zugehen, während andere in dichten Gruppen unter ihren Schirmen sitzen und ihre Waarenlager vor sich aufgethürmt haben, ein originelles Ansehen verleihen. Jenseits liegt

die lange fruchtbare Ebene mit ihren Weilern und Städten, und in weiter Ferne erhebt sich über die das Thal umschließende Bergkette der Schneegipfel des Asungato, der glänzend gegen den blauen Himmel absticht.

Die Ruinen bestehen aus Mauerüberresten, die in Terrassen übereinander liegen. Die untere Mauer, 84 Schritte lang und 8 Fuß hoch, mit 8 Nischen, ist aus Steinen von allen nur erdenklichen Formen und Größen, die aber genau in einander passen, aufgeführt; eine in Relief ausgehauene Sirene, die sich auf einer viereckigen Steinplatte befindet, hat durch die Zeit stark gelitten. In einer der Nischen führt eine steile Steintreppe auf ein Luzernefeld, und hier erhebt sich, als zweite Terrasse, eine obere 12 Fuß hohe Mauer. Auf der andern Seite des Feldes befinden sich die Ueberbleibsel eines sehr ausgedehnten Baues oder einer Reihe von Gebäuden. Die allein noch stehende sehr starke Steinmauer, von sechzehn Schritt Länge und 10½ Fuß Höhe, enthält ein Thor und ein Fenster und zeichnet sich durch ihr höchst vollendetes Mauerwerk aus. Die Bausteine sind sämmtlich Parallelogramme von verschiedener Länge, aber gleicher Höhe, und die Kanten sind so scharf und fein gearbeitet, daß sie selbst jetzt noch nur eben erst aus der Hand des Steinmetzen hervorgegangen zu sein scheinen, schließen auch, ohne allen Kitt, so genau, daß man nicht die feinste Nadel zwischen den einen und den andern Stein einzulassen vermag. Hinter diesen Ruinen erheben sich noch drei Terrassen von der gröberen Bauart der ersten Mauer, die mit Erlen und Obstbäumen bepflanzt sind. Diese Ruinen bezeichnet die Ueberlieferung als den ehemaligen Palast des ersten Inca von Peru, und er soll deshalb diesen Platz zu seiner Residenz erwählt haben, um von hier aus den Bau und das Wachsthum seiner Stadt Cuzco bequem überwachen zu können.

Sein seltsames und plötzliches Erscheinen, die neue und fremdartige Civilisation, die er einführte, das verwickelte Religionssystem, das er begründete, und seine gut organisirte Verwaltung schildern die meisten Chroniken aus der Zeit der spanischen Eroberung beinahe wörtlich gleichlautend. Manche haben Zweifel

gegen die Wahrheit der Ueberlieferung erhoben; darin aber ſtimmen Alle, die über den Gegenſtand geſchrieben haben, überein, daß mehrere Jahrhunderte vor der Ankunft der Spanier ein überlegener Mann oder ein überlegenes Geſchlecht, weit vorgeſchritten in der Civiliſation eines fernen Landes, auf den Hochebenen der Anden hervorgetreten ſei, ſich die Herrſchaft über Land und Volk angemaßt, ſich als von der Sonne abſtammend bezeichnet und in dieſer Eigenſchaft Gehorſam und Anbetung von Seiten der Eingebornen gefordert habe. Einzelne Anzeichen könnten zu der Vermuthung führen, daß die Civiliſation der Incas auf ſelbſtändiger, einheimiſcher Entwickelung beruhe: allein bei weitem überwiegende Beweisgründe ſprechen für einen fremden Urſprung derſelben.

Woher kam nun der geheimnißvolle Geſetzgeber Peru's und ſeine Schweſter-Gemahlin? Eine Menge verſchiedener Hypotheſen ſind über dieſe intereſſante Frage aufgeſtellt worden. Ranking, der ſie im J. 1827 in einem ſehr gelehrten Werke behandelt hat, hält es für zweifellos, daß Manco Capac ein Sohn Kublai-khans, des erſten chineſiſchen Kaiſers von der Yuen-Dynaſtie, geweſen ſei, und daß er Peru mit einer Brigade Elephanten erobert habe. Monteſinos, ein alter ſpaniſcher Chroniſt, läßt ihn etwa 500 Jahre nach der Sündfluth von Armenien kommen; Andere geben ihm einen ägyptiſchen, einen mexikaniſchen, ja ſelbſt einen engliſchen Urſprung, denn Inca Manco Capac, ſo ſagte man, ſei ein verdorbenes Ingasman Coecapac oder der blühende Engländer.

So viel iſt ziemlich zweifellos, daß durch eine unbekannte Urſache, wahrſcheinlich durch den Einfluß, den civiliſirte Fremde ausübten, drei ſüdamerikaniſche Völker, zwar zu Einer Zeit, aber ohne Verkehr unter einander, auf eine Stufe der Civiliſation gelangten, welche diejenige aller andern Stämme in beiden Hälften Amerika's bei weitem überragte, ſowie daß die Ueberlieferungen von dem Urſprunge dieſer Civiliſation große Aehnlichkeit mit einander haben.

Auf dem Tafellande von Anahuac erſchien Quetzalcoatl und lehrte das Volk der Tolteken Kunſt und Wiſſenſchaft; er wurde ſpäter von den Mexikanern als Gott verehrt, und von ihm rühren

vielleicht die Denkmäler her, die Stephens zu Axmul und Palenque entdeckt hat.

In den Gebirgen von Bogota trat Bochica, ein Sohn der Sonne, in geheimnißvoller Weiſe unter dem Muysca-Volke auf und lehrte Baukunſt und Ackerbau. Er führte ein zuſammengeſetzteres Syſtem der Zeitrechnung ein, verbeſſerte das Mondjahr, indem er nach je drei Jahren einen Schaltmonat einſchob, berechnete auch die Zeit nach Cyklen. Endlich ernannte er, wie in Japan, zwei Fürſten, einen geiſtlichen und einen weltlichen, und zog ſich vom öffentlichen Leben in das heilige Thal bei Tunja zurück.

In Peru aber erſchienen zu derſelben Zeit Manco Capac und ſeine Gemahlin Mama Ocllo Huaco, auch Sonnenkinder, und gründeten ein mächtiges Reich. Manche geben an, daß ſie zuerſt an den Ufern des Titicaca-Sees aufgetreten ſeien, Andere, daß ſie aus einer Höhle bei Paccari-tambo hervorgekommen, Alle aber ſtimmen darin überein, daß die Künſte, die verbeſſerten Verkehrsmittel, die erleuchtete Regierung und die verhältnißmäßig reinere Religion Peru's von ihnen herrührten.

Vergleicht man Einrichtungen, Gebräuche, Ceremonien und Religion mit denen verſchiedener aſiatiſcher Völker, ſo erſcheint es faſt zweifellos, daß die Einwanderer, die unter den Namen Quetzalcoatl, Bochica und Manco Capac vorkommen, ihren Weg nach Süd- und Centralamerika aus China oder andern oſtaſiatiſchen Ländern gefunden haben, und dies iſt die gegenwärtig unter den Gelehrten, die ſich mit dieſer Frage beſchäftigt haben, allgemein angenommene Meinung. Schlegel ſpricht ſich dafür aus, ebenſo Wiſeman und Humboldt, und Rivero, ein ausgezeichneter peruaniſcher Alterthumsforſcher, erklärt geradezu, es ſei keinem Zweifel unterworfen, daß Bochica und Manco Capac Buddhiſtenprieſter geweſen ſeien, die durch ihre hervorragende Kenntniß und Civiliſation eine Herrſchaft über die Seelen der Eingebornen erlangt und ſich dadurch zur höchſten Gewalt aufgeſchwungen hätten.

Die Herrſchaft der Incas war, obſchon der Form nach deſpotiſche Theokratie, in der Ausübung mild und patriarchaliſch. Der Inca war der Vater des Volks; er ließ die Arbeiten, die Ver-

gnügungen und Feſttage deſſelben durch ſeine Beamten ſtreng überwachen, und ſein ſtolzeſter Titel war Huaecha-cuyac, „der Freund der Armen.“ Die religiöſen Ceremonien waren mit dem Betriebe der geſammten Regierungsthätigkeit und dem Verlaufe des alltäglichen Lebens auf das innigſte verwoben, und es galt als Pflicht der Kinder der Sonne, ihre Inſtitutionen, gleichviel ob durch milde oder gewaltſame Maßregeln, über alle angrenzenden Länder zu verbreiten. Dieſer Pflicht kamen vier etwas mythiſche Nachfolger Manco's, nämlich Rocca der Tapfere, Yupanqui der Linkhändige, Mayta der Reiche, und Capac Yupanqui, in großem Maßſtabe nach, ſo daß beim Regierungsantritt eines zweiten Rocca, Inca Rocca, die Herrſchaft des Inca-Reichs, welches Ttahua-ntin Suyu, d. h. die vier Provinzen, genannt wurde, ſich von Ollantay-tambo bis zu den ſüdlichen Ufern des Titicaca-Sees erſtreckte.

Was vom Palaſte dieſes Inca noch übrig iſt, liegt im calle del triunfo, in der Nähe des großen Marktes von Cuzco. Die Mauern deſſelben beſtehen aus mächtigen Bauſtücken eines dunkelſchieferfarbigen Kalkſteins von verſchiedenen Größen und Formen, ſo daß z. B. eines von zwölf Seiten mit vorkommt; alle aber paſſen mit bewunderungswürdiger Genauigkeit in einander. Inca Rocca gründete die Yacha-huaſi, Erziehungsanſtalten für die vornehmen Jünglinge, machte ſich als Krieger und Geſetzgeber berühmt und erweiterte die Grenzen des Reichs bis zu Huancarama und Andahuayles. Auch für die Kunſt ſoll Inca Rocca viel gethan haben.

An den Mauern der Kirche San Lazaro, die ich für die ehemaligen Yacha-huaſi halte, finden ſich eine Menge Schlangen in Relief in den Stein eingehauen; Bildniſſe, die man in ganz gleicher Weiſe an den ſteinernen Schwellen des Palaſtes Huayna Capac und an vielen andern Inca-Gebäuden findet. Auch andere Bildhauerarbeiten aus der Inca-Periode haben ſich erhalten. In dem Hauſe, welches einſt Garcilaſſo de la Vega, der Inca-Geſchichtſchreiber, bewohnt haben ſoll, erblickt man vier ſeltſame ſteinerne Reliefs, die gegenwärtig die Thürpfoſten zu einem leer ſtehenden Gemach bilden und offenbar von ihren urſprünglichen Stand-

punkten entfernt worden ſind. Die beiden obern, von 3 F. 10 Z. diagonaler Länge, ſtellen Ungeheuer mit Frauenköpfen und Vogelleibern vor, ähnlich den Harpyen Virgils. Sie heben ſich kräftig aus dem Stein heraus, und die Federn des Leibes, die Flügel, der Schwanz, ſowie das hinter den Ohren herabfallende Haar ſind ſorgfältig und künſtleriſch ausgeführt. Die beiden untern, von ebenſo kunſtvoller Arbeit, enthalten beſchuppte Ungeheuer, mit langen, hinter ihrem Rücken emporgeringelten Schwänzen. Dieſe intereſſanten Bildwerke tragen die Spuren hohen Alters an ſich, und viele ähnliche mögen, wie Garcilaſſo und andere Chroniſten andeuten, durch den muthwilligen Vandalismus der Spanier zerſtört worden ſein.

Die Bauwerke der Incas, deren äußere Mauern wir bereits beſchrieben haben, hatten kleine viereckige Fenſter, wie man ſie noch in den Ruinen des Manco-Capac-Palaſtes ſieht, und waren mit Ychu, dem langen Andengraſe, gedeckt. Das Innere beſtand aus verſchiedenen geräumigen Hallen, von denen man in kleinere Gemächer gelangte; die Wände der Hallen und Gemächer waren mit goldenen Thieren und Blumen von feiner, geſchmackvoller Arbeit geziert. Spiegel von einem harten, glänzend polirten Stein, mit concaver und mit convexer Oberfläche, hingen an ſteinernen Nägeln, und in den zahlreichen Niſchen befanden ſich Geräthe und Conopas*) von Gold und Silber nach phantaſtiſcher Zeichnung.

Der Anzug der Incas und ihres Hofſtaates war prachtvoll. Man hat zu Cuzco noch Gemälde aus der Zeit der ſpaniſchen Eroberung, auf denen die Incas in vollem Coſtüm dargeſtellt ſind. Sie tragen überall eine Tunika von feinem Baumwollengewebe, einen Gürtel von Tuch, der mit Figuren gemuſtert iſt, einen goldenen Bruſtharniſch oder eine goldene Sonne um den Hals, und ein langes, fliegendes Gewand, das von den Schultern bis zum Boden herabfällt. Einige zeichnen ſich durch einen Kopfputz von Reiherfedern aus, der regierende Inca aber iſt ſtets mit der karmoiſinrothen llautu (Franſe) und den ſchwarz und weißen Flügel-

*) Die Conopas waren Hausgötter in der Geſtalt von Lamas, Maiskolben u. dergl.

federn des majeſtätiſchen Falken Coraquenque dargeſtellt. Die Nuſtes, Prinzeſſinnen, trugen den Iliella, einen langen Mantel, der über der Bruſt mit einer großen goldenen Nadel befeſtigt war.

Die Zeuge, die zur Zeit der Incas fabricirt wurden, beſtehen aus Geweben von Baumwolle oder der ſeidenartigen Vicunawolle. Die Fäden wurden auf kleinen Handſpindeln geſponnen, und man verſtand ſich gut auf die Kunſt, in verſchiedenen Farben ſchön zu färben.

Sie fertigten goldene, ſilberne, irdene und ſteinerne Gefäße von ſinnreicher Geſtalt und eleganter Form; viele waren, nicht ſelten doppelt und vierfach, Vögeln, Fiſchen, vierfüßigen Thieren und menſchlichen Figuren nachgebildet.

Nach Inca Rocca gelangte ſein ſchwermüthiger Sohn Yahuarhuaccae, der bei ſeiner Geburt blutige Thränen vergoß, auf den Thron. Unter ſeiner Regierung trat eine Kriſis im Inca-Reiche ein, die zu Steigerung ſeiner Größe ausſchlug. Die benachbarten weſtlichen Indianerſtämme, bis zu den Küſtencordilleren, traten in ein Bündniß, um die Inca-Herrſchaft zu ſtürzen. Der Zeitpunkt war gut gewählt. Denn die Regierung lag in der Hand eines ſchwachen Fürſten, und der Sohn deſſelben, der Kronprinz, war irgend einer Verſchuldung wegen vom Hofe verbannt und von allen Staatsangelegenheiten fern gehalten worden. Der Prinz war aber kein Mann von gewöhnlichem Schlage. Auf die Hochebenen von Chita verbannt, wo er der zum Sonnendienſte beſtimmten Lamas warten ſollte, verbrachte er ſeine Zeit in Betrachtungen. Das Tafelland von Chita, in der Nähe Cuzco's, beſteht aus weitgedehnten, hie und da mit kleinen Seen bedeckten, graſigen Abdachungen. Ueber die ruhigen Seeflächen ſtreichen zahlreiche Waſſervögel hin, und ein tiefblauer, meiſt wolkenloſer Himmel hängt darüber. Unter dieſem lieblichen Gewölbe, am Fuße eines der gigantiſchen Granitblöcke, welche auf der Hochebene zerſtreut umherliegen, ſtreckte ſich der junge Prinz auf den Boden und blieb ſtundenlang in tiefes Nachſinnen verſenkt. Da erſchien ihm eines Tages, als die Sonne am höchſten ſtand und die ganze Natur in tiefes Schweigen verſenkt war, eine hehre Lichtgeſtalt mit fliegendem goldenen Haar, offen-

barte ihm den mächtigen Bund, von dem das Reich bedroht werde, und befahl ihm, sich aufzumachen und sich an die Spitze des Inca-Heeres zu stellen. Der Prinz, zur Entfaltung seiner ganzen Thatkraft gespornt, nahm den Namen der Erscheinung, Viracocha, Schaum des Meeres, an, stieg nach Cuzco hinab und brachte die Kunde von dem bevorstehenden Kampfe.

Inzwischen näherten sich die mächtigen Heerschaaren der Aufständischen, verstärkt durch den tapfern Anco-huallue, den Fürsten der Pocras, durch die Fürsten von Andahuayles und Huancarama sammt ihrem Gefolge, und durch die Stämme von Huancas und Chancas, mit reißender Schnelligkeit der Stadt der Incas und drohten ihr den Untergang. Der feigherzige Yahuar-huaccac flüchtete sich wehklagend, von einigen alten Räthen gefolgt, nach Muynas; Viracocha aber sammelte die Ritterschaft der Incas, entfaltete das Regenbogen-Banner und zog den Feinden seines Hauses entgegen. Das Heer der Incas war in Abtheilungen von Zehn, Hundert, Fünfhundert und Tausend geordnet, und jede Abtheilung hatte ihren besondern Officier. Je Fünftausend standen unter einem Hatun-apu, dem General.

Die verschiedenen Stämme, aus denen das Heer gebildet war, unterschieden sich durch Turbane von verschiedener Farbe; Tuniken von grobem Baumwollenzeug und Sandalen erhielten sie von der Regierung. Ihre Waffen bestanden in Keulen oder einer Art Morgensternen, Bogen und Pfeil, Schleudern und kupfernen, durch Zinn oder Kieselerde verhärteten Aexten.

Die Streitkräfte der Insurgenten zogen sich auf der großen Ebene bei Lima-tambo zusammen. Dort entbrannte ein heißer Kampf, und die Pocras und Chancas fochten mit so verzweifelter Tapferkeit, daß die Schlacht lange unentschieden blieb. Aber die treuen Männer von Chumlivilices brachten dem Inca-Fürsten schleunige Hülfe. Von den südlichen Bergen herabkommend, machten sie einen stürmischen Angriff auf den rechten Flügel der Feinde; und diese, nun die Felsen selbst im Bunde gegen sich wähnend, flohen in Verwirrung nach dem Apurimac hin. Tausende blieben todt auf der Wahlstatt, die seitdem Yahuar-pampa, das Blutfeld,

genannt wurde. Der ſiegreiche Viracocha übte Großmuth gegen die Beſiegten und ſetzte ſelbſt den Heerführer Anco-Huallue wieder zum Fürſten der Poeras ein, die damals den Landſtrich bewohnten, wo jetzt die Stadt Ayacucho ſteht. Dann wandte ſich das Inca-Heer nach Weſten, unterwarf alle zerſtreuten Stämme bis zum Fuße der Küſtencordillere und ſtellte Ordnung und Ruhe her.

Dieſe großen und unerwarteten Erfolge erhoben den jugendlichen Viracocha auf den höchſten Gipfel der Volksgunſt. Yahuarhuacac legte die Krone zu ſeinen Gunſten nieder, und Viracocha beſtieg den wohlbefeſtigten Thron. Er vermählte ſich mit der Prinzeſſin Ruatu (Ei), wie ſie von ihrer weißen Geſichtsfarbe genannt wurde, und erbaute zu Ehren der göttlichen Erſcheinung, die ihn zu dem ſiegreichen Kampfe aufgemuntert hatte, an den Ufern des Vilcamayu, zwanzig Meilen von Cuzco, bei dem jetzigen Cacha, einen Tempel, deſſen Ruinen noch gegenwärtig zu ſehen ſind. In der Mitte des Tempels ſtand das Bild der Gottheit, in langem, fliegendem Gewande, ein ſeltſames Thier an der Kette führend. Von jener Zeit an wurde der Name Viracocha vergöttert, und das Wort bedeutet noch heute in der Quichuaſprache daſſelbe, was der Engländer durch den Ausdruck gentleman bezeichnet.

Viracocha erkannte aber die Nothwendigkeit, gegen künftige Angriffe einen ſtarken Schutz zu errichten; und ſo erbaute er die große Feſtung auf dem Berge Sacſahuaman, deren koloſſale Ruinen ein dauerndes Denkmal gefallener Größe ſind und für den kühnen Unternehmungsgeiſt, mit dem die Kinder der Sonne ausgeſtattet waren, ein ſtummes Zeugniß ablegen.

Am öſtlichen Ende des Berges, unmittelbar über dem Palaſte des Manco Capac, krönen drei gemauerte Terraſſen, eine über der andern, den Gipfel. Sie ſind von lichtfarbigem Stein wie die Terraſſen von Coleompata. Die erſte Mauer, 14 Fuß hoch, umgiebt den Berg in einem Halbkreis von 180 Schritten; zwiſchen der erſten und zweiten von 12 Fuß Höhe iſt ein Raum von 8 Fuß; die dritte umgiebt den Berg in einer Ausdehnung von 90 Fuß. Höher hinauf liegen noch viele ſorgfältig behauene Steine; auf einigen davon hat man drei hohe hölzerne Kreuze errichtet. Dies

war die Citadelle der Festung, welche in ihren glorreichen Tagen mit drei großen durch unterirdische Gänge verbundenen Thürmen prangte, die jetzt gänzlich zerstört sind. Die Umrisse des einen, des Paucar-marca, waren nahe bei dem nördlichen Ende der dritten Terrasse noch zu erkennen; der runde Thurm, Moyoc-marca, stand in der Mitte und der dritte, Saclac-marca, am südlichen Ende. Die Hochebene des Sacsahuaman erstreckt sich bis zu ihrem westlichen Ende von der Citadelle aus 535 Schritte lang, ihre größte Breite mißt 130 Schritte. Von der Südseite ist die natürliche Befestigung so stark, daß es keiner künstlichen bedurfte; der Berg fällt senkrecht in eine steile Schlucht ab, durch welche der kleine Fluß Huatanay seinen Lauf zur Stadt nimmt. Dasselbe gilt von der Nordseite, wo die steil abfallende Schlucht vom Flusse Rodadero durchströmt wird. Hier bedurfte es nur einer einfachen steinernen Brustwehr, welche noch im guten Stande erhalten ist. Allein vom Ende der Nord- bis zu dem der Westseite ist der Punkt von Natur ganz unvertheidigt, indem sich hier bis zu den Felsenhöhen des Rodadero eine ganz sanft ablaufende Ebene in einer Ausdehnung von 400 Schritt hinzieht. Von diesem Punkte an errichteten die Incas eine cyclopische Fortifications-Linie, ein Werk, bei dem die Kühnheit des Entwurfs ebenso sehr wie die Vortrefflichkeit der Ausführung das Gemüth mit Bewunderung erfüllt. Es besteht aus drei Mauern, von achtzehn, sechzehn und vierzehn Fuß Höhe, durch welche zwei Terrassen von zehn und acht Fuß Breite gebildet werden. Diese Werke sind mit vorgeschobenen und zurückspringenden Winkeln aufgeführt, und zwar so, daß die Winkel der drei Werke mit einander correspondiren, und daß kein Punkt angegriffen werden kann, ohne von den übrigen beherrscht zu werden. Der Zugang zur Fortification wird durch drei Thore gebildet, die so schmal sind, daß sie nur einem einzigen Manne auf einmal Raum geben. Das eine ist auf der Ost-, das zweite auf der Westseite und das dritte in der Mitte angebracht.

Das Merkwürdigste an dieser Fortification sind die mächtigen Felsblöcke, aus denen sie aufgebaut ist. Einer hat sechzehn und verschiedene andere haben zwölf und zehn Fuß Höhe; alle aber

passen ganz genau in einander und bilden ein Mauerwerk, das in seiner Solidität, Schönheit und Eigenthümlichkeit der Construction einzig in der Welt dasteht. Die ungeheuren Massen von Stonehenge, der große Block im Grabmale des Agamemnon zu Argos und die Blöcke in den cyclopischen Mauern zu Volterra und Agrigent sind wundervolle Denkmäler der Ausdauer und Energie des Volks, das sie herstellte; aber sie stehen in Schönheit der Ausführung unermeßlich weit hinter den Festungswerken von Cuzco zurück, wo die ungeheuren Baustücke, ungleich von Gestalt und Umfang, mit so minutiöser Genauigkeit in einander gefügt sind, wie die Mosaiken des alten Rom.

Der Riesenbau nahm lange Jahre in Anspruch und erstreckte sich durch die Lebenszeit von vier Baumeistern, Apu Hualpa Rimachi (der große sprechende Hahn), Inca Marcancha, Acahuana Inca und Callacunchay; der Begründer aber, der regierende Inca Viracocha, dessen Herrschaft in das 14. Jahrhundert fällt, erlebte die Vollendung.

Die mächtigen Festungswerke sind nun mit Cactus, Iris, Calceolarien, Ginster und andern Blüthenpflanzen überwachsen, und Lama- und Schafheerden streichen durch die öden Terrassen.

Die drei Fortificationslinien wurden, eine nach der andern, mit unerschrockener Tapferkeit gegen die wilden spanischen Eroberer unter Juan Pizarro vertheidigt; und als die braven Patrioten sich auf das zweite und dritte Werk zurückzogen, bezeugten die zu Haufen aufgethürmten Leichen ihrer Kameraden, die hier den Tod fürs Vaterland gefunden hatten, die Ausdauer und den Muth, mit welchem diese Stellungen behauptet worden waren.

Endlich sah sich die wackere Heldenschaar auf die Vertheidigung der Citadelle beschränkt. Hier hielt sie den Spaniern zum letzten Male Stand. Der ehrwürdige Inca-Fürst, der sie befehligte, verrichtete Wunder von Tapferkeit mit seiner gewaltigen Streitaxt; und als er sah, daß Alles verloren, und daß Hernando Pizarro Meister des Platzes war, verschmähte er es, sich zu ergeben, schlug den Mantel um sein Haupt und stürzte sich in den Abgrund.

Die kleine Ebene im Norden der Festung ist von großen Kalk-

steinlagern umgeben, welche man die Felsen von Rodadero nennt. Die Schichten des Gesteins haben sich hier im Laufe der Jahrhunderte zu polirten Rinnen ausgebildet und verdanken ihre völlig glatte Oberfläche den Spielen der Kinder, die sich in denselben herabkugeln. Es ist dies eine Lieblingsbeschäftigung der kleinen Welt von Cuzco, der Mädchen wie der Knaben. Auch die Erwachsenen finden sich häufig zu Lustpartien auf den Felsen von Rodadero zusammen. Sie lagern sich unter die schönen wilden Blumen, trinken Chicha (Bier) aus großen Humpen, singen Quichua-Lieder und blicken hinab auf die Festung ihrer Ahnen.

Auf dem Gipfel des Rodadero sind eine Reihe Stufen und zwei steinerne Sitze aus dem massiven Felsen herausgehauen. Von hier aus sollen die Incas den Fortschritt ihres riesigen Unternehmens überwacht haben.

Dieser nördliche District diente wahrscheinlich zum Steinbruche, aus welchem die Felsblöcke zum Bau der Festung entnommen wurden; denn noch liegen Massen von großen Bruchsteinen herum, die zu Stufen, Sesseln und andern Dingen zugehauen sind, als ob das gigantische Geschlecht nach Vollendung des übermenschlichen Werks das übriggebliebene Material wie Thon zu Spielen benutzt habe, um seine Geschicklichkeit daran zu zeigen. Ein Volk, das Blöcke von so ungeheurer Last nicht nur große Strecken weit fortzuschaffen, sondern auch so fein wie Mosaikstückchen zusammenzusetzen verstand, muß, nach seinen mechanischen Kenntnissen und Kunstfertigkeiten zu schließen, schon eine hohe Stufe der Civilisation eingenommen haben.

## Viertes Kapitel.

### Pachacutec, der kaiſerliche Reformator, und ſeine Nachfolger.

Religion, Sitten und Gebräuche unter den Incas. — Das heutige Cusco.

Pachacutec (was ſo viel bedeutet als Reformator), der Nachfolger Viracocha's, gilt für denjenigen Inca, der eine verbeſſerte Zeitrechnung, ein vollſtändigeres religiöſes Ceremoniell und eine Umgeſtaltung der vom Inca Rocca geſtifteten Schulen ins Leben rief.

Die Incas wußten das Volk für ihre theokratiſche Herrſchaft durch eine gewandte Politik zu gewinnen. Man identificirte den Ahnherrn und Wohlthäter der Incas mit der am höchſten verehrten Gottheit. Ynti, der Sonnengott, war die Seele des Univerſums, der Quell alles Segens, deſſen das Volk ſich erfreute, der Ernährer, der ſeinen Ernten die Reife gab, der freundliche Förderer ſeiner Arbeiten, der Schöpfer ſeiner ſchönen Blumen, der Vater ſeiner geliebten Incas.

Wenn man von dem großen Marktplatze in Cuzco eine lange enge Straße hinabgeht, kommt man auf den einſt ſo berühmten Platz Yntip-pampa. Hier erhebt ſich auf den Grundmauern des früheren prachtvollen Sonnentempels Curi-cancha die jetzige Kirche von San Domingo. Das Einzige, wodurch ſie ſich auszeichnet, iſt ihr ſchöner Thurm mit ſeinen künſtlich aus Stein gehauenen Säulen. Hinter der Kirche befindet ſich ein Kloſter ſammt Refectorium, ſowie ein zweites kleineres Kloſter; der ganze Platz ſchwärmt von Dominicanern. Noch haben ſich einzelne Bruchſtücke aus der Inca-Zeit erhalten; namentlich eine achtzehn Fuß hohe Wand an der Weſtſeite der Kirche, jetzt die Sacriſtei, und eine ganze Seite des Sonnentempels, 70 Schritte lang und 18 bis 20 Fuß hoch, welche

mit dem östlichen oberen Stocke des größeren Klosters überbaut ist. Diese Ueberreste gehören zu den vollendetsten Mustern der Inca-Architektur. Die Steine sind in der schon beschriebenen Weise so scharf und künstlich an einander gepaßt, daß der Zusammenschluß durch nichts weiter als durch eine höchst feine kaum für das Auge bemerkbare Linie kenntlich gemacht wird; und man muß der Größe des architektonischen Gedankens, der durch die symmetrische Combination des einfachsten Materials so vollendet Schönes hervorbrachte, und der unermüdeten Ausdauer und Geschicklichkeit, die dazu gehörte, die Werkstücke mit so fehlerfreier Genauigkeit zu bearbeiten, daß am ganzen Baue kein Rißchen entdeckt werden kann, gleich hohe Bewunderung zollen.

Außer dem Sonnentempel befanden sich auf dem Yntip-pampa noch mehrere Tempel anderer, niederer Gottheiten, deren Räume jetzt von Frucht- und Obstläden, Heuschuppen und Hufschmiedewerkstätten eingenommen werden. Es ist ein trauriger öder Platz; die Stille wird nur durch die auf den Ambos niederfallenden Hammerschläge unterbrochen, und die einst glänzenden Mauern schwärzt der Ruß aus den Schmieden. Hier, unter den düster stimmenden Trümmern einstiger Größe konnte ich mir den Wechsel, der über die Tage der Inca-Herrlichkeit gekommen war, recht deutlich ausmalen. Hier stand er, der glorreiche Sonnentempel, mit seinem großen Portale im Mittelpunkte und dem massiven Karnieße von reinem Golde. Und welche Pracht im Innern! Eine große goldene Sonne, mit Smaragden und Türkisen besetzt, bedeckte die Seite dem Portale gegenüber; vor diesem stellvertretenden Bilde der Gottheit brannte die heilige Flamme, und Gefäße von Gold, dem Metall, das die Incas für die Thränen der Sonne hielten, mit den zum Opfer dargebrachten Erstlingsfrüchten gefüllt, standen der Flur des Tempels entlang. Und dann gegenüber und zu beiden Seiten, in ähnlichem Glanze, die andern massiven Bauwerke: der Quilla- oder Mondtempel, wo alle Geräthschaften von Silber waren; der Tempel der Coyllur-cuna, der himmlischen Heerschaaren; der Tempel des Chasca, des Abend- und Morgensterns, des „Jünglings mit den goldenen Locken"; der Cuicha-

oder Regenbogentempel und der Yllapa, der Tempel des Donners und Blitzes. Im Mittelpunkte des heiligen Platzes endlich die ſteinernen Säulen, welche die Tag- und Nachtgleichen, eines der Hauptfeſte im Inca-Kalender, verkündigten und die Zeitmeſſer des Reichs waren.

Pachacutec theilte das Jahr in zwölf Monate und verbeſſerte das Mondjahr durch Berückſichtigung der Sonnenwenden und Tag- und Nachtgleichen. Das Jahr begann zur Sommerſonnenwende, den 22. December, mit dem Monat Raymi, deſſen Eintritt durch Tanz, Muſik und Geſang gefeiert wurde. Es war das wichtigſte Feſt im Sonnencultus der Incas. Zu Tauſenden ſtrömte das Volk, Vornehm und Gering, Alt und Jung, in die heilige Stadt. Man bereitete ſich durch dreitägiges ſtrenges Faſten zu dem Freudentage vor, und wenn er nun erſchien, wogten die glücklichen Sonnenverehrer dichtgedrängt in ihren maleriſchen Trachten auf dem Yntip-pampa umher; die Männer in ihrer weißen, durch einen Edelſtein zuſammengehaltenen Tunica mit Armlöchern ohne Aermel, das Haupt mit der nach den Provinzen verſchiedenfarbigen Kopfbinde geſchmückt; die Frauen in ihren langen buntfarbigen Mänteln, die gleich denen der Männer aus Baumwollengeweben beſtanden, und die leichtfüßigen Mädchen mit Blumen und Guirlanden in den Händen, um die Säulen zu bekränzen, welche die Freudenbotſchaft von der Rückkehr des Gottes verkündet hatten. Durch dieſes muntere und fröhliche Gedränge bewegte ſich der Inca-Feſtzug nach dem Tempel. In der Tiana, der goldenen Sänfte, auf den Schultern ſeiner Unterthanen getragen, nahte ſich der Inca-Kaiſer, um dem Schutzgotte ſeines Geſchlechts das Opfer darzubringen. Auf dem Haupte trug er den vielfarbigen Turban mit der carmoiſinrothen Franſe und den Coraquenque-Federn, den Abzeichen ſeiner Würde. Seine Tunica beſtand aus hellblauem, mit goldenen Fäden durchzogenem Baumwollengewebe und war durch goldene, mit Smaragden ausgelegte Platten an den Schultern befeſtigt; Handgelenke und Knöchel waren mit Bändern von reinem Golde geſchmückt, der Leibgürtel beſtand aus demſelben edlen Metalle, und als Oberkleid trug er den langen, in den

Strahlen der Mittagssonne blitzenden Goldperlenmantel. Umringt von einem großen Gefolge des in prachtvolle Gewänder gekleideten Inca-Adels und unter dem Beistande des Huillac Umu, des Hohenpriesters, opferte er dem Sonnengott; zwei goldene Gefäße mit geweihetem Chicha ergreifend, goß er das eine, das in der rechten Hand, als Libation vor dem Gotte aus, und der Kelch in der linken Hand machte dann vom Kaiser zu seinen Paladinen die Runde und wurde mit Andacht geleert.

Darauf wurde die heilige Flamme, Mosoc nina, vermittelst der in einem Metallspiegel aufgefangenen Sonnenstrahlen entzündet und unter die Obhut der Sonnenjungfrauen gestellt, welche sie das ganze Jahr hindurch zu unterhalten hatten. Diese Jungfrauen hatten ihr Kloster, dessen Ueberreste einen Theil des Klosters Santa Catalina bilden, in der Nähe des Yntip-pampa; sie waren streng auf den Umkreis des heiligen Platzes beschränkt, durften sich aber der heiligen Gärten und Haine erfreuen, die sich, wahrscheinlich in Terrassen, bis zum Flusse Huatanay hinabzogen. Ein Quartier in diesen Gärten war mit künstlichen, bewunderungswürdig schön gearbeiteten Blumen aus Gold besetzt, von denen sich manche erhalten haben. Ich selbst hatte Gelegenheit, beim General Echenique unter andern Inca-Alterthümern, namentlich goldenen Brustharnischen und Busennadeln mit eingeprägten und eingeschnittenen Figuren, auch einige dieser Blumen in Augenschein zu nehmen. Jetzt sind jene Gärten ganz verwildert.

Das Raymi-Fest schloß mit einem allgemeinen Schmause von Zuckergebackenem und Chicha, mit Absingung von Jubelliedern und mit einem Figurentanze, der fast ganz dem schottischen Reigen ähnelte.

Der zweite Monat, Huchuy-poccoy, der kleine reifende, hatte seinen Namen davon, daß der Mais in diesem Monat kleine Aehren zu treiben anfängt; der dritte, Hatun-poccoy, der große reifende, davon, daß nun die Körner in den Kolben größer wurden. Am vierten, Paucar-huaray, d. h. ein blumiger Wiesenteppich, wurde das zweite große Jahresfest gehalten, Situa, das Fest der Herbstnachtgleichen. Es wurde mit Tanzen, Guirlandenwinden und

Krankheitsbeschwörungen gefeiert. In diesem Monate prangen die Andenabhänge in ihrer größten Blumenpracht.

Im fünften Monat, Arihuay, April, wurde unter Musik und Chicha-Trinkgelagen die Maisernte begonnen; im sechsten, Aymurray, Mai, wurde die Ernte in Scheuren gebracht, und die Feldarbeiter lockerten das Feld mit der Haue. Im siebenten, Cusquic-Raymi, Juni, fand das dritte große Jahresfest statt, an welchem man die Sonne anflehte, die Saaten vor Frost und Kälte zu schützen. Am achten, Anta Situa, wörtlich „der Kupfertanz", hielt das Inca-Heer seine Waffentänze und zog mit Triumphgesängen durch die Straßen. Im neunten, Ccapac Situa, August, dauerten die Festlichkeiten des vorigen Monats noch fort, und die Kartoffel-, Mais- und Quinoa-Saat*) ward vollendet.

Im zehnten, Umu Raymi, September, wurde das vierte große Jahresfest, Huaracu, gefeiert. Es war das Fest des Gürtels, durch dessen Beleihung die jungen Sonnensöhne in den Inca-Adel aufgenommen wurden, nachdem sie ihre Prüfungen unter Fasten bestanden und verschiedene Waffenthaten verrichtet hatten. Zur Ceremonie gehörte noch, daß ihnen die Ohren mit einer goldenen Nadel durchstochen wurden, und daß sie Kränze von Bartnelken, Calceolarien und Immergrün, den Sinnbildern von Milde, Frömmigkeit und Güte, auf dem Kopfe trugen. Die Blumen, wie der Inca-Historiker uns erzählt, sollen bedeuten, daß, wie die Sonne die Blumen zur Freude der Schöpfung sprießen lasse, auch die jungen Inca-Ritter die entsprechenden Tugenden zu üben haben, um des Namens Huaccha-cuyac, Wohlthäter der Armen, würdig zu werden. Bemerkenswerth ist es, daß die Ceremonie der Gürtelverleihung an die Jünglinge auch unter den alten Persern gebräuchlich war und von den Ghebern bis auf den heutigen Tag beibehalten worden ist.

Der Umu Raymi ist auch der Monat, in welchem die jungen Mädchen im ganzen Reiche verheirathet wurden, was natürlich zu allgemeinem Jubel Veranlassung gab. An dem bestimmten Tage

*) Quinoa, eine Art Reis.

erſchienen die Paare vor den Statthaltern der Provinzen. Dieſe legten die Hände von Braut und Bräutigam in einander und erklärten damit die Ehen für gültig geſchloſſen. Bei der Geburt der Kinder wurde das Namengeben unter der Ceremonie verrichtet, daß ſich die Eltern Haarlocken abſchnitten und ſie unter die verſammelten Verwandten austheilten, welche Gabe dieſe mit kleinen Geſchenken erwiederten.

Im elften Monat, dem October, Aya Marca, wurde das Todtenfeſt gefeiert, an welchem fromme Kinder die Gräber ihrer Eltern mit neuen Vorräthen von Nahrung und Kleidern verſorgten. Die Gräber beſtanden in kleinen ausgemauerten oder in Felſen ausgemeißelten Höhlen, an beinahe ganz unzugänglichen Plätzen, und gerade groß genug, um den Körper in einer zuſammengedrückten ſitzenden Stellung aufzunehmen. Ein Felſen in der Nähe von Urabamba in den öſtlichen Anden iſt von dieſen kleinen Gräbern ſo durchhöhlt, daß er dem Felſen von Gibraltar mit ſeinen zahlreichen Stückpforten gleicht; und ebenſo finden ſich unzählige Felſengräber in der maleriſchen Bergſchlucht bei Calca, welche Huaccan-Huayccu, das Thal der Klagen, genannt wird.

In dieſem Monat machte das Volk aber auch ſchon emſige Vorbereitungen auf den folgenden und beſchäftigte ſich namentlich mit dem Brauen der Chicha für die kommenden Feſtlichkeiten. Dieſe beſtanden im zwölften Monat, dem Ccapac Raymi, in der Aufführung von Schauſpielen auf dem großen Markte zu Cuzco, bei denen ſich auch der Hof einfand, während das Volk ſchmauſte und tanzte. Die Lieblingsvergnügungen zu dieſer Jahreszeit waren Ballſpiel, Würfelſpiel und Räthſel. Die Zeit zwiſchen dem Ende des Mond- und dem Anfang des Sonnenjahrs galt als feiertägliche.

Alle dieſe Feſte hingen mit dem Gottesdienſte genau zuſammen, wurden auf das gewiſſenhafteſte durch das ganze Reich beobachtet und brachten den Indianern viele glückliche und frohe Tage.

Obſchon der Inca-Sonnencultus als die ausſchließliche Nationalreligion der Peruaner bezeichnet werden muß, ſo war doch

ihr Glaube durch die Idee von einer höchsten Macht vergeistigt. Es geht dies ganz deutlich aus den Denksprüchen verschiedener Incas hervor.

So wird erzählt, bei dem großen Raymi-Feste habe der berühmte Huayna Capac seine Augen mit unehrerbietiger Kühnheit auf das große sichtbare Bild des Sonnengottes, die strahlende Sonne, gerichtet.

„O, Inca!" sprach der Oberpriester vorwurfsvoll, „was thust Du? Du giebst dem Hofe und dem Volke ein Aergerniß, indem Du den erhabenen Inti in solcher Weise anschaust."

Huayna Capac wandte sich nach dem Hohenpriester um und fragte: „Ist hier Jemand, der mir befehlen könnte, hinzugehen, wohin es ihm gefiele?"

„Wer dürfte so kühn sein?" erwiederte der Oberpriester.

„Ist ein Häuptling hier," fragte der Inca weiter, „der meinem Befehle nicht gehorchte, wenn ich ihn bis in die fernsten Provinzen von Chile senden wollte?"

„Nein; sie müssen Gehorsam leisten, selbst bis in den Tod," antwortete der Priester.

„So erkenne ich," versetzte der erleuchtete Monarch, „daß noch ein höherer, gewaltigerer Herr da sein muß, den unser Vater, der Sonnengott, für größer achtet als sich selbst, auf dessen Befehl er Tag für Tag den himmlischen Bogen umschreitet, ohne je abzuweichen oder nachzulassen."

Und unter der Regierung Pachacutecs war es, wo der Platz zu einem Tempel für das höchste Wesen, Pachacamac, den Schöpfer der Welt, auserwählt wurde. Die Ruinen dieses Tempels, an der Küste des Stillen Meeres, haben wir bereits kennen gelernt.

Auch an ein böses Princip, Teufel, Supay, glaubten die Peruaner. Es wurde ihm jedoch kein Cultus erwiesen, und er stand mehr auf einer Stufe mit dem verachteten bösen Geiste der Parsen, als mit dem gefürchteten Ahriman ihrer Vorfahren.

Die Incas begruben mit ihren Todten große Schätze und erhielten die Paläste jedes einzelnen Inca-Kaisers in völlig unberührtem Zustande. Dies, sowie das sorgfältige Austrocknen und

Einbalſamiren ihrer Leichname, beruhte auf ihrem Glauben an ein künftiges Leben mit Belohnung und Strafen.

Unter der großen Volksmaſſe erhielten ſich viele abergläubiſche Gebräuche von ihrer eigenen Vorzeit her, und die Sonnenreligion in ihrer vollen Reinheit war auf die kaiſerliche Familie, den Adel und den Gelehrtenſtand des Hofes beſchränkt. Der Glaube an eine leitende göttliche Vorſehung war aber allgemein. Noch jetzt ſieht man große Haufen von Steinen auf den höchſten Punkten der Andenpäſſe neben der Straße liegen, welche Generationen hindurch von den vorüberkommenden Wanderern hier aufgehäuft wurden, indem jeder, der die Spitze des Paſſes erreicht hatte, einen Stein bei der Straße hinlegte und ausrief: „Apachicta muchhari," d. h. „Ich danke Gott, daß ich bis hieher gekommen bin."

Die Indianer nahmen auch allgemein an, daß jedes geſchaffene Ding ſein Mama*) oder geiſtiges Weſen (spiritual essence) habe, ein Glaube, der beinahe allen Völkern der Welt gemeinſam geweſen zu ſein ſcheint.

Man hatte im alten Peru Huacas, wunderthätige Heldengräber, und Canopas, Hausgötter. Die letzteren waren zahllos; es gab beſondere für jeden Diſtrict, jedes Dorf, jede Familie. Viele findet man noch heutzutage, von Thon, Stein, Silber, Gold; der Gott der Ernte wird durch eine kleine Figur, die Maiskolben trägt, dargeſtellt. Der Glaube an die Hausgötter erhielt ſich bis lange nach der ſpaniſchen Eroberung und iſt aus dem phantaſtiſchen Gemüthe des Indianers noch immer nicht völlig auszurotten geweſen, ſo daß in manchem verborgenen Andenthale die Canopas fort und fort gehegt und gepflegt werden.

---

*) Mama heißt in der Quichua-Sprache Mutter. Der Verf. erinnert hier an die römiſchen Penaten und Laren, an die griechiſchen Naturgötter und mehrere mythiſche Weſen der germaniſchen Sage. Dagegen möchte man eher an Zoroaſters Ferver denken, jene Urbilder alles Geſchaffenen, die der reinſte Ausfluß des Gedankens von Ormuzd ſind, dem Nachbild völlig gleich, aber reiner, herrlicher und unvergänglich. Dies entſpräche, gleich den Platoniſchen Ideen, dem Begriffe „Mutter" oder „spiritual essence" des geſchaffenen Dinges.

Den Incas war es gelungen, ihrem reineren Cultus bei den Eingebornen dadurch großen Eingang zu verschaffen, daß sie mit demselben beständige Ceremonien und Feste in Verbindung setzten, an denen die Indianer mit Freude Theil nahmen.

Besonders viel scheint der Inca Pachacutec für diesen Zweck gethan zu haben. Derselbe verschaffte auch den Schulen eine einflußreichere Wirksamkeit, unterstützte freigebig Gelehrte und Dichter und wandte der bürgerlichen Staatsverwaltung große Aufmerksamkeit zu.

Daneben war er der erste Inca, der seine Waffen bis zu den Küsten des Stillen Meeres trug. Er eroberte die Thäler Nasca, Yca, Canete, Pachacamac und Rimac, und es gelang ihm, den großen König Chimu, der den Mittelpunkt seiner Herrschaft in der Gegend, wo jetzt Truxillo liegt, aufgeschlagen hatte, zu unterwerfen.

Pachacutec war der Salomo Peru's, ebenso berühmt durch seine Weisheit wie durch seine Kriegsthaten. „Der Neid", sagte er, „ist ein Wurm, der an den Eingeweiden des Neidischen nagt; und wer den Weisen und Guten beneidet, gleicht der Spinne, die aus den lieblichsten Blumen Gift saugt." — „Wer die Sterne zählen will und den Quipus*) nicht zählen kann, macht sich lächerlich." — „Zorn und Leidenschaft lassen Besserung zu, aber Narrheit ist unverbesserlich." — „Heftigkeit ist das Anzeichen eines niedrigen Gemüths." —

Dieser Fürst soll das hohe Alter von hundert Jahren erreicht haben. Er starb ums Jahr 1400 und hinterließ den Thron seinem ältesten Sohne, dem Inca Yupanqui, der sich schon als Krieger berühmt gemacht hatte.

Yupanqui brachte unermeßliche Strecken tropischen Waldes östlich von der Hauptstadt unter seine Gewalt und machte erfolgreiche Versuche zu Colonisation mehrerer von jenen fruchtbaren Thälern, die von Nebenflüssen des Amazonenstroms bewässert werden. Besonders ist das Paucar-tambo-Thal hieher zu rechnen.

---

*) Eine Art Rechenknecht, von dem weiter unten die Rede sein wird.

Sein Sohn, der berühmte Tupac Inca Yupanqui, führte i. J. 1453 ein Heer über die Sandwüſte von Atacama, jagte durch ganz Chile bis zu den Ufern des Maule ſiegreich Alles vor ſich her, führte das Heer über die chileniſchen Alpen auf einem Paſſe voll unerhörter Schwierigkeiten und Gefahren und kehrte im Triumphe nach Cuzco zurück.

Inzwiſchen hatte der Thronerbe, der junge Huayna Capac, den Ruhm der Inca-Waffen bis zu den Ufern des Amazonenſtroms getragen und nach einer Reihe ſiegreicher Feldzüge im Umkreiſe des Chimborazo und Cotopaxi das Königreich Quito erobert.

Beim Regierungsantritte Huayna Capacs hatte das Reich der Incas ſeine größte Ausdehnung gewonnen. Von den heißen Thälern des Amazonenſtroms bis zu den gemäßigten Ebenen von Chile, von den Küſten des Stillen Meeres bis zu den ſumpfigen Quellen des Paraguay hatte ſich ihre Herrſchaft verbreitet. Mit den Waffen machten Ordnung und Civiliſation gleiche Fortſchritte, und gute Straßen verbanden die entfernteſten Theile des Reichs.

Die Stadt Cuzco war beim Regierungsantritt des Inca Huayna Capac im Zenithe ihres Glanzes und Wohlſtandes. In der Mitte befand ſich der große freie Platz Huacay-pata (Freudenberg), der die drei öffentlichen Plätze des jetzigen Cuzco in ſich ſchloß. An der Oſtſeite lagen die Paläſte des Viracocha, Pachacutec und Inca Rocca, ſowie die Schulen; im Süden, da, wo jetzt die Jeſuitenkirche ſteht, der Palaſt des Huayna Capac. Auf den andern Seiten befanden ſich die Häuſer des Inca-Adels. Auf dem Huacay-pata fanden die dramatiſchen Vorſtellungen ſtatt, und hier hielt das Volk den Reihentanz, der ſich rings um den ganzen Platz herum bewegte, und bei welchem jeder Tänzer ein Glied der ungeheuren goldnen Kette hielt, welche zum Andenken an die Geburt des älteſten Sohnes des Inca Huayna Capac hergeſtellt wurde, der davon ſpäter den Namen Huascar, die Kette, erhielt. Eine merkwürdige Abbildung dieſes Tanzes findet ſich auf einem aus der Zeit kurz nach der ſpaniſchen Eroberung herſtammenden Gemälde in der Kirche Santa Anna zu Cuzco.

Dieſer Platz bildete die eigentliche Inca-Stadt. Rund um dieſelbe ſchloſſen ſich die von verſchiedenen Stämmen bewohnten Vorſtädte, unter denen eigenthümliche Namen vorkommen, wie Pumachupa, Löwenſchweif, Munay-ſencca, liebende Naſe, Tococachi, Salzfenſter, Cantut-pata, der Blumenhügel, und Puma-curcu, Löwenſtrahl, wo ſich die Menagerien der Incas befanden. In dieſen Vorſtädten wohnten Indianer aus allen Theilen des Reichs; ſie ſtanden unter ihren eingebornen Kaziken, zeichneten ſich in ihren Trachten durch charakteriſtiſche Merkmale aus und ſtellten ſo für das geſammte Reich ein Bild im Kleinen dar, welches der ſchönen Kaiſerſtadt und ihren belebten Straßen ein buntes und intereſſantes Anſehen verliehen haben muß.

Cuzco war der Mittelpunkt, von welchem aus ein vollſtändiges Straßenſyſtem ſich durch das ganze Reich verzweigte. Vier Haupt- und Heerſtraßen liefen nach Oſt, Weſt, Nord und Süd in die vier Provinzen des Reichs. Die ſorgfältig macadamiſirte Nordſtraße von Cuzco nach Quito, zu deren Herſtellung Flüſſe und Schluchten überbrückt, Thäler ausgefüllt und Berge durchſtochen werden mußten, iſt ſeit Zarate bis Prescott ein Gegenſtand der Bewunderung für Europa geweſen. Die Weſtſtraße nach dem Stillen Meere und die beiden andern Hauptſtraßen nach Oſt und Süd waren von derſelben Conſtruction. Von Station zu Station in angemeſſener Entfernung befanden ſich Gaſthäuſer und kaiſerliche Vorrathshäuſer. Die letztern waren theils Militärmagazine, theils wurden daraus die Regierungsboten verpflegt, die ihre Reiſe mit unglaublicher Schnelligkeit zu Fuße zurücklegten. Man erzählt von Huayna Capac, daß er in Cuzco friſche Seefiſche gegeſſen habe, die Tags zuvor in Lurin am ſtillen Meere gefangen worden. Die Entfernung beträgt 65 Meilen, und der Weg führt über eins der höchſten Gebirge der Welt.

In der öffentlichen Verwaltung herrſchte die größte Ordnung. Ueber die Provinzen waren Inca-Statthalter geſetzt, und unter dieſen ſtanden die Oberaufſeher der Straßen, der Brücken und ſo durch alle Departements. Namentlich Huayna Capac war es, der das Adminiſtrations-Syſtem zur größten Vollkommenheit brachte

und das Reich in blühenden Wohlstand versetzte. Das Volk war zufrieden und glücklich; die Inca-Familie war zu mehreren Tausenden angewachsen und zollte ihrem Oberhaupte hohe Achtung und Verehrung.

Die Nachkommenschaft eines jeden auf den Thron gelangten Inca bildete unter dem Namen Ayllu einen besondern Zweig der kaiserlichen Familie; alle aber erklärten Manco Capac für ihren gemeinschaftlichen Ahnherrn. Die Söhne oder kaiserlichen Prinzen, Auqui, wurden Statthalter in den Provinzen, führten Colonisten in entfernte Gegenden des Reichs, beförderten die Künste oder wurden Sonnenpriester; die Prinzessinnen, welche als Mädchen Nustas, als verheirathete Frauen Pallas hießen, wurden Sonnenjungfrauen oder schmückten, wenn sie nicht einem Gemahle in die Provinzen folgten, den kaiserlichen Hof zu Cuzco. Die Gemahlin des regierenden Inca hieß Coya.

Huayna Capac war der ritterlichste aller Fürsten und rühmte sich, keinem Weibe je eine Bitte abgeschlagen zu haben. Wie in frühester Zeit bei den Persern und bei den Normannen, herrschten bei den Incas die Gesetze der Courtoisie gegen das schöne Geschlecht. Leider wurde Huayna Capacs Liebe zu Zulma, der reizenden Königstochter von Quito, die Hauptursache zum Untergang des Inca-Reichs. Seine erste Gemahlin, Rava Ocllo, hatte ihm den Thronerben Huascar, den Prinzen Manco und noch mehrere Söhne und Töchter geboren. Auf Antrieb Zulma's traf er kurz vor seinem Tode (1525) die Bestimmung, daß das Reich zwischen Huascar und seinem und Zulma's Sohne, Atahualpa, getheilt werden sollte. Diese verderbliche Maßregel führte zur innern Zerrüttung. Der rücksichtslose, freche Atahualpa fiel in das Gebiet seines Stiefbruders ein, stieß ihn vom Throne und suchte durch fortgesetzte blutige Schlächtereien das Kaisergeschlecht auszurotten. Bis zum heutigen Tage ist sein Name unter den Indianern verabscheut, und er heißt noch immer allgemein der Aucca, Verräther.

Schon zogen die Wolken herauf. Fremde Männer, im Besitze geheimnißvoller Macht, waren an der Küste gelandet. Der tapfere, aber grausame Pizarro drang bis in das Herz des Reichs vor, er-

mordete den Verräther Atahualpa und brachte durch die Ueberlegenheit der Spanier in Waffen und Kriegskunst das geschwächte Reich schnell unter seine Gewalt. Golddurst war der Sieger herrschende Leidenschaft, Mord und Raub ihr tägliches Geschäft.

Nach Unterjochung der armen Indianer wütheten die Spanier gleich reißenden Wölfen gegen einander selbst. Pizarro schlug und ermordete seinen alten Waffengefährten Almagro und wurde von Almagro's Sohn ermordet. Noch ehe ein Jahr vergangen, wurde auch dieser enthauptet. Im darauf folgenden Jahr mordete Gonzalo Pizarro den spanischen Vicekönig Nunez de Vela, und Gonzalo's Haupt fiel auf Befehl Pedro de Gasca's, eines Priesters, den der König von Spanien gesandt hatte, um in den neuerworbenen Colonien die Ruhe herzustellen. Doch wenden wir den Blick ab von diesen elenden und barbarischen Fehden, und verfolgen wir die Geschicke der letzten Incas.

Nach des unglücklichen Huascar Tode waren die eiteln Ehren des geraubten Thrones auf Inca Manco übergegangen. Die Spanier hatten ihn Anfangs als Puppe benutzt, und Pizarro hatte ihn als Vasallen Karls V. gekrönt. Aber die Mißhandlungen wurden unerträglich. Der wilde, grausame Gonzalo Pizarro ließ die schöne junge Gemahlin Manco's entkleiden, von den Soldaten auf das unmenschlichste auspeitschen und sie mit Pfeilen, die auf sie abgeschossen wurden, zu Tode foltern. Da erhob der empörte Manco noch einmal das Panier der Incas. Würdig seines großen Namensvetters und Ahnherrn, des Gründers des Reichs, vertheidigte er die Festung Cuzco mit heldenmüthiger Ausdauer gegen die Spanier, belagerte diese in der Stadt und lieferte ihnen drei glorreiche Schlachten im Thale von Vilcamayu. Aber endlich mußte er den ungleichen Kampf aufgeben und zog sich mit wenigen Getreuen in die Wälder von Vilca-pampa zurück, wo er seine Unabhängigkeit behauptete. Der brave junge Prinz fiel im J. 1553 durch die feige Hand eines spanischen Deserteurs, der sich unter seinen Schutz begeben und seine Gastfreundschaft genossen hatte.

Im J. 1555 wurde der Marquis von Canete, ein Sprosse aus der altadligen Familie der Mendoza, Vicekönig von Peru

Das zerrüttete Land, das seit Jahren unter den gegenseitigen erbärmlichen Fehden der wilden Eroberer geblutet hatte, war endlich durch die Niederlage des Rebellen Fernando Giron im J. 1554 einigermaßen zur Ruhe gekommen, und der Marquis trat seine Regierung unter günstigeren Auspicien als seine Vorgänger an. Nachdem er zahllose gegen einander streitende Ansprüche auf Grundbesitz und Aemter Seiten der Spanier unter sich erledigt und gegen die Aufrührer strenge Justiz gepflogen hatte, wendete er seine Aufmerksamkeit den Indianern und ihren gefallenen Fürsten zu, weil er noch nicht frei aufathmen zu können glaubte, so lange der Thronerbe frei in den Wäldern von Vilca-pampa hauste. Der Marquis war im Gegensatze zu den meisten seiner Landsleute ein menschlicher und redlicher Mann. Die Prinzessin Beatriz Coya, eine getaufte Inca, Tochter Huayna Capacs, hatte den spanischen Ritter Marcio Serra de Leguisano geheirathet; an diese Dame wandte er sich und ersuchte sie, die delicate Mission nach Vilca-pampa zu übernehmen und ihren Neffen, den Inca Sayri Tupac, der als Nachfolger seines Vaters, des Inca Manco, den Kaisertitel führte, dahin zu bestimmen, daß er sich unter den Schutz des Stellvertreters seiner katholischen Majestät begebe.

Die Ueberredungskunst der Botschafterin scheiterte Anfangs an der Opposition der alten, vielgeprüften Räthe des Inca; endlich aber ließ sich der mildherzige Sayri Tupac doch erweichen und begleitete sie nach Lima. Hier wurde er vom Vicekönig und dem Erzbischof mit fürstlichem Pomp empfangen und ließ sich bewegen, gegen eine Belehnung mit Ländereien und eine Pension auf seine Souveränitätsrechte Verzicht zu leisten. Als der junge Fürst, einer harten Nothwendigkeit sich fügend, die Entsagungsurkunde unterzeichnete, fiel ihm eine Thräne vom Auge, er ergriff eine Quaste der goldenen Franse, mit der die Tafeldecke besetzt war, und rief aus: „Siehe, die ganze purpurne Sammetdecke gebührt mir als das glorreiche Erbe meiner Väter, und nun wollen sie mich mit dieser Troddel von der Franse abspeisen!“

Später kehrte Sayri Tupac wieder nach Cuzco zurück und lebte im schönen Vilcamayu-Thale in Yucay, dem Lieblingspalaste

ſeines großen Ahnen Viracocha. Aber niedergebeugt durch Scham und Schwermuth, fand er in den herrlichen Gärten und erfriſchenden Bädern von Yucay keine Stärkung für ſeine geſunkenen Lebensgeiſter und ſtarb nach wenigen Jahren.

Sein Bruder, der Inca Cuſi Titu Yupanqui, folgte ihm bald in die Gruft nach, und der jüngſte Sohn des Inca Manco, Tupac Amaru, ward nun der Erbe der ihm angefallenen leeren Titel. Von ganz anderem Charakter als Sayri Tupac, zog er die Freiheit des Urwaldes von Vilca-pampa dem entwürdigenden Golde der Eroberer vor und bewahrte ſich ſeine Unabhängigkeit.

Der Marquis von Canete war 1561 geſtorben, und ſein Nachfolger Lope de Caſtro war 1569 durch Don Franciſco de Toledo erſetzt worden. Toledo war der zweite Sohn des Grafen von Oropeſa und von Einem Stamme mit Alba, dem Henker der Niederlande. Kalt und grauſam, von großem bleichen Angeſicht mit maſſivem Unterkinnbacken, Habichtsnaſe und kleinen ſchwarzen Augen, heuchelte er tiefe Religioſität und hatte damit Gnade bei Philipp II. gefunden.

Toledo begab ſich nach Cuzco. Er hatte beſchloſſen, den unglücklichen jungen Inca nicht länger die Freiheit genießen zu laſſen, und ſandte Don Martin Loyola, einen Neffen des Ignatius Loyola und Gemahl der Inca-Prinzeſſin Beatriz Nuſta, einer Nichte des auserſehenen Opfers, mit einer Schaar von 250 Mann ab, um Tupac Amaru gefangen zu nehmen. Tupac floh den Strom weiter hinab, ward aber von ſeinen Verfolgern eingeholt, ergab ſich an Loyola und wurde gefangen nach Cuzco abgeführt. Toledo verurtheilte ihn zum Tode. Alles Bitten und Flehen, ſowohl von Seiten der ſpaniſchen Cavaliere als der Eingebornen, daß er das Leben des jungen Inca, dem keine Schuld zur Laſt gelegt werden könne, ſchonen ſolle, war vergeblich. Das Schaffot wurde auf dem großen Hauptplatze zu Cuzco errichtet. Der Vicekönig poſtirte ſich vor ein Fenſter, welches die volle Ausſicht auf die Bühne gewährte. Als Tupac Amaru, von vielen Prieſtern begleitet, auf derſelben erſchien, erhoben die Indianer, die den Platz und die angrenzenden Straßen in dichtem Gedränge füllten, ein lautes Wehklagen. Der

Inca erhob seine Hand, und es ward stille. Es war der letzte Befehl, den er ertheilte, und man gehorchte ihm. Er sprach mit lauter Stimme: „In alle Welt sei es hinausgerufen, daß ich mir keiner Schuld bewußt bin. Ich sterbe, weil es dem Tyrannen so gefiel.“ Dann kniete er nieder, faltete seine Hände und rief: „O Gott! siehe, wie meine Feinde mein Blut vergießen!“ Nach diesen Worten fiel sein Haupt, und ein wilder verzweiflungsvoller Schrei hallte durch die weite Versammlung wieder und trug Schmerz und Trauer bis tief hinein in die fernsten Andenthäler. So fiel, im J. 1571, der junge Tupac Amaru, der letzte Repräsentant einer glorreichen Dynastie, die fünfhundert Jahre über Peru geherrscht hatte. Kein Rachegebet war über die Lippen des Sterbenden gekommen; er hatte keinen Handschuh unter die Menge geworfen; aber nach Jahren noch ging bei seinem Namen ein Schrei durch Peru, der die Spanier erzittern machte.

Toledo legte im Jahre 1581 die Regierung nieder und begab sich an den spanischen Hof, fand aber bei Philipp II. eine Aufnahme, die ihm zeigte, daß er sich verrechnet hatte. Der Monarch sagte ihm streng, „er sei nicht nach Peru gesandt worden, um Könige zu köpfen,“ und wandte ihm kalt den Rücken. Toledo soll vor Kummer und Gewissensbissen wenige Monate darauf gestorben sein.

Von dem Schicksal der überlebenden Glieder der großen Inca-Familie bleibt wenig zu sagen übrig. Viele wurden gezwungen, ihren Aufenthalt in Lima zu nehmen, und erlagen dort bald dem schädlichen Einflusse des Klima's. Im Jahre 1602 machten Mehrere noch einmal ihre Ansprüche bei Philipp III. geltend und überreichten einen Stammbaum, der bis zu Manco Capac hinaufging, 1 ½ Elle lang und auf weißen Taffet künstlich gemalt, natürlich ohne etwas zu erreichen. Die einzigen jetzt noch lebenden Incas, die ich mit Bestimmtheit ausfindig zu machen vermochte, sind Don Clemente Tisoc zu Geronimo bei Cuzco, und sein Sohn, der erstere ein erfahrener Botaniker, sowie Don Luis Ramos Titu Atauchi, ein Rechtsgelehrter in Cuzco und Neffe des kürzlich verstorbenen Dr. Don Justo Sahuaraura Inca, der ein genealogisches Werk mit

den Bildniſſen der Incas unter dem Titel La Monarquia Peruana, ſo viel ich weiß mit Hülfe des General Santa Cruz, verfaßt hat, welches im Jahre 1850 zu Paris erſchienen iſt.

Aber auch unter den alten ſpaniſchen Adelsfamilien giebt es viele, die Inca-Blut in ihren Adern haben. In der erſten Zeit nach der Eroberung kamen nur wenige Spanierinnen nach Peru. Die ſpaniſchen Cavaliere ſuchten ſich daher ihre Gemahlinnen unter den Inca-Prinzeſſinnen, deren glorreiche Ahnen ſie ehrten, und deren Schönheit ſie entzückte. Franzisko Pizarro ging mit ſeinem Beiſpiele voran, und die Montemina, Juſtiniani, Oropeſa, Lopayna und Gandia ſtammen alle von Inca-Ahnfrauen ab. Auch der edle Ritter Garcilaſſo de la Vega, der einem der berühmteſten ſpaniſchen Granden-Geſchlechter angehörte, vermählte ſich mit einer ſchönen Inca, der Nichte des Kaiſers Huayna Capac und Enkelin des großen Tupac Inca Yupanqui; der Sohn, den er mit ihr erzeugte, war der ſpäter als Geſchichtſchreiber berühmt gewordene Garcilaſſo Inca de la Vega.

Sobald die Nachrichten von der Eroberung Peru's und von den unerſchöpflichen Schätzen des reichen Landes an den ſpaniſchen Hof gelangten, ſtrömten tauſende von Abenteurern in das ferne Eldorado, und unter dieſen befanden ſich nicht wenige nachgeborne Söhne aus den edelſten Geſchlechtern des Königreichs. Dieſe ſtolzen Cavaliere ſetzten ſich in den Inca-Paläſten feſt, überbauten ſie mit zweiten Stockwerken und breiten vergitterten Balconen und ließen ihre Wappen über den ſteinernen Schwellen der Thore einſchneiden. Kloſter- und Weltgeiſtliche folgten in Schwärmen nach, raubgierig und blutdürſtig über die armen Indianer herfallend. Zuerſt kamen die Dominikaner; ſie breiteten das Chriſtenthum mit Feuer und Schwert aus, und einer dieſes Ordens, der grauſame Valverde, der Mitſchuldige an Pizarro's Abſcheulichkeiten, war der erſte Biſchof von Cuzco. Sie errichteten ihr Kloſter auf den Trümmern des Sonnentempels im Jahre 1534; und bald darauf ward der Bau der Kathedrale begonnen, die auf der Oſtſeite des Hauptplatzes die Stelle einnimmt, wo ſich der Palaſt des Inca Viracocha befand.

Sie hat eine schöne Façade mit zwei massiven steinernen Thürmen und ist noch immer eine der größten Zierden der Stadt.

Den Dominicanern folgten die Franziscaner, die Augustiner, die Mercedarier, die sich sämmtlich große Klöster bauten, und zuletzt die Jesuiten. Sie wurden 1565 durch den Vicekönig Castro eingeführt, und ihre Kirche, mit ihrem reichen Steinbildwerk an der Hauptfaçade, ihren hohen Thürmen und ihren weiten Klostergängen ist das schönste Bauwerk dieser Art nicht nur in Cuzco, sondern in ganz Peru. Ebenso wenig säumte man, Frauenklöster zu errichten, und an die Stelle der Sonnenjungfrauen traten die Nonnen von Santa Clara, Santa Teresa und Santa Catalina.

Nach der Hinrichtung Tupac Amaru's war der Muth der Indianer völlig gebrochen, und die Spanier erlangten eine unumschränkte Herrschaft über ihre Opfer. Cuzco wurde die zweite Stadt in Peru, blieb aber von vielen vornehmen Spaniern bewohnt, die ihre Paläste auf das prachtvollste einrichteten. Der fünfte Bischof von Cuzco gründete im J. 1598 eine hohe Schule, die im J. 1692 vom Papst Innocenz XII. zur Universität erhoben wurde und gegenwärtig etwa 90 Graduirte zählt. Auch die Jesuiten errichteten ein Erziehungsinstitut für den jungen indianischen Adel, mit sehr schönen Gebäuden und mehreren Hallen, deren Wände mit den Bildnissen der Incas geschmückt sind. Das Institut ist aber schon lange aufgehoben und eine kleine Knabenschule in seine Räume eingezogen.

Seit der Unabhängigkeitserklärung ist Cuzco von vielen reichen Familien theils verlassen worden, theils sind dieselben herabgekommen, und hinter manchem künstlich ausgeschnittenen Steinwappen, wo sonst die Pracht eines spanischen Granden geherrscht hatte, wohnt jetzt die Armuth. Doch zählt es noch immer mit seinen Vorstädten 58,300 Einwohner und ist die Hauptstadt des Departements Cuzco und Sitz des Präfecten.

Ich kam am ersten Osterfeiertage in Cuzco an. Am Morgen des zweiten fand eine große Procession statt, die Hauptfeier des Osterfestes, zu der Tausende von nah und fern herbeigeströmt waren. Ich saß mit der Familie des Präfecten General Guarda,

in deſſen Hauſe ich die gaſtfreundlichſte Aufnahme gefunden, und mit mehreren andern Damen auf dem Corridor, und vor uns ſtanden große Körbe, mit Salvia-Blüthen gefüllt, die, wie es die Sitte heiſcht, auf den vorüberkommenden Feſtzug herabgeſtreut werden ſollten. Der ganze Hauptplatz und die benachbarten Straßen glichen einem wogenden Meere von Köpfen, alle voll geſpannter Erwartung. Endlich näherte ſich die Proceſſion. Voran marſchirte ein Regiment Soldaten, dann kamen die Mitglieder des Obergerichts, die Studenten, die Mönchsorden, der Dechant und das Kapitel. Hinter dem letzteren wurde das Bild deſſen getragen, zu deſſen Ehren das Feſt gefeiert wurde: „Nuestro Senor de los tremblores“ — „der Herr des Erdbebens“ — nämlich ein coloſſales hölzernes buntbemaltes Crucifix, das Karl V. der Kathedrale zu Cuzco zum Geſchenk gemacht haben ſoll. Das Geſtell war eine einzige Maſſe von Scharlach-Salvia-Blüthen, und denſelben Anblick gewährten die Köpfe und Schultern der die Proceſſion bildenden Männer. Auch wir trugen, als der Zug bei uns vorüber kam, das Unſrige dazu bei, dieſen Schmuck zu vermehren. Die armen Indianer geben ſich dem Anſchauen dieſes Pompes mit der größten Andacht hin und finden darin einen Erſatz für ihren Sonnendienſt. Es iſt die Frage, ob bei dem letzteren mehr Abgötterei getrieben wurde als gegenwärtig.

In den höhern Würdenträgern der Kirche zu Cuzco lernte ich Männer von vorzüglicher Bildung kennen. Vom niederen Clerus läßt ſich nicht wohl daſſelbe behaupten. Die Mönche, namentlich die Dominicaner, ſind ſchmutzige Menſchen; und die Weltgeiſtlichen ſind, mit wenigen ehrenwerthen Ausnahmen, ohne Bildung und häufig auch unſittlich.

Abgeſehen von den Geiſtlichen, iſt die höhere Geſellſchaft zu Cuzco gegenwärtig nicht ſehr zahlreich. Der Präfect, der Polizeidirector, die Mitglieder des Gerichtshofs und einige Sachwalter bilden mit ihren Familien die regelmäßigen Beſtandtheile derſelben. Bei weitem am zahlreichſten aber iſt ſie durch die großen Grundbeſitzer der Umgegend vertreten, die jedoch den größten Theil des Jahres auf ihren Gütern zubringen.

Die jungen Damen von Cuzco sind fast durchgehends schön, von regelmäßigen Gesichtszügen, frischer, olivenbrauner Farbe, hellen und lang gewimperten intelligenten Augen und füllereichem, schwarzem Haar, das sie in zwei Zöpfe geflochten zu tragen pflegen. Sie sind fein gebildet; wie denn auch Cuzco eine von Bolivar gegründete hohe Schule für junge Damen hat, an deren Spitze eine Frau Rectorin und Professorin der Religion, Moral, Arithmetik und Stickerei steht — ihre völlige Abgeschiedenheit aber hat ihnen ein einfaches und offenes Wesen bewahrt, mit welchem sie sich im geselligen Umgange bei herzlicher Freundlichkeit höchst liebenswürdig zu machen wissen. Dasselbe günstige Urtheil kann ich von den jungen Männern fällen, die ich als höfliche, anständige und intelligente Leute kennen gelernt habe. Außer der Universität besteht in Cuzco eine hohe Schule für Kunst und Wissenschaft, an welcher Theologie, Jurisprudenz, Mathematik, Philosophie, Lateinisch, Spanisch, Französisch, Geographie und Zeichnen gelehrt wird. Die Studirenden tragen schwarze Fracks mit Mäntelchen und auf gekrämpte Hüte.

Im J. 1848 wurde in Cuzco ein Museum und eine Bibliothek errichtet; das erstere enthält viele Inca-Alterthümer, die letztere zählt 9000 Bände.

Die Häuser der Stadt sind im Erdgeschoß meist zu Läden verwendet. In der ersten Etage wohnt die Familie. Vom Hauptgemache nach der Straße zu führen Flügelthüren auf den Balkon heraus. Die eigentlichen Wohnzimmer befinden sich um den Hof herum. Das Zimmergeräth ist elegant. Man sieht viele schöne altmodische Stühle, mit Perlmutter ausgelegte Schränke und fast überall ein Pianoforte. Das letztere gehört zu den überseeischen Artikeln und ist wegen des Transports kostbar. Denn da es für diesen kein Fuhrwerk irgend einer Art giebt, so müssen die Instrumente von der Küste ab auf den Schultern der Indianer in das Innere und über die Andenpässe geschafft werden.

Die mittleren und niederen Klassen der Einwohnerschaft von Cuzco sind kunstreich und betriebsam; besonders große Geschicklichkeit besitzen sie in Tischlerarbeiten und im Holzschneiden. Sophas,

Tiſche und Schränke von den köſtlichen Hölzern aus der Montana gefertigt und mit reichem Schnitzwerk geziert, können nach Zeichnung und Ausführung mit dem Ameublement der Staatszimmer zu London und Paris wetteifern. Außerdem werden viele grobe Zeuge gewebt, und es wird mit Cacao, Gummi und andern Erzeugniſſen der benachbarten Wälder ein lebhafter und ausgebreiteter Handel betrieben.

Die Indianer in ihren maleriſchen Trachten, wenn ſie die großen Lamaheerden durch die Straßen treiben oder mit ihren jungen Frauen auf beraſten Bergabhängen ſitzen, gewähren einen reizenden Anblick. Ihre wehmüthigen Lieder, die ſie mit einer kleinen Guitarre begleiten, und die ſo traurig durch das ſtille Gefild hintönen, und die trüben, niedergeſchlagenen Blicke, mit welchen ſie beim Weiden ihrer Heerden das Auge auf den Feſtungstrümmern ihrer Ahnen ruhen laſſen, verleihen dieſen ſchwer verletzten Stämmen ein Intereſſe, wie man es manchem glücklicheren Volke nicht zuwendet.

Cuzco kann aber doch eine Zukunft haben, die ihm die alte verlorne Herrlichkeit noch einmal zurückbringt: die Hoffnung weiſt nach Oſten hin, auf die unerſchöpfliche Fruchtbarkeit ſeiner rieſigen Wälder, auf ſeine breiten, dem Amazonenſtrom zufließenden Waſſerſtraßen und auf den Unternehmungsgeiſt des ſächſiſchen Volksſtammes — alles vielverſprechende Quellen eines künftigen Wohlſtandes. Wenn einſt die mächtigen Gewäſſer, deren Cordillerenzuflüſſe Cuzco von allen Seiten umgeben, gehörig durchforſcht und für die Schifffahrt eröffnet ſein werden, welche Ausſichten lichten ſich dann für die Induſtrie und das Aufblühen der alten Inca-Stadt! Das innere Peru iſt dann nicht länger mehr durch die eherne Andenſchranke von der Welt abgeſchnitten, es kann ſeine Producte auf kurzem, geradem und bequemem Wege nach Europa ſenden, und Cuzco erhebt ſich noch einmal zur Hauptſtadt von Peru.

So ſehr ſich auch die Einbildungskraft in die großartigen Entwickelungen, die ſich hieran knüpfen würden, verlieren mag, ſo gehören dieſe Hoffnungen doch keineswegs in das Reich der hohlen Träume. Die ſüdamerikaniſchen Regierungen und die Vereinigten

Staaten von Nordamerika haben der Frage gleichmäßig ihre Aufmerksamkeit zugewendet, und der Tag ist vielleicht nicht allzufern, wo die alte Inca-Stadt sich zu einem Platze ersten Ranges und zu einem Hauptemporium für den innern Handel von Südamerika aufschwingt.

---

## Fünftes Kapitel.

### Quichua (Kochua)-Sprache und Literatur der Incas.

Die amerikanischen Dialekte. — Allgemeiner Charakter der Quichuasprache. — Chroniken, Balladen, Dramen. — Inhalt und Proben des Drama's „Apu-Ollantay". — Andere Proben peruanischer Poesie. — Gemischte Poesie. — Verfall der Quichuasprache.

Das Thal von Vilcamayu, das Paradies von Peru, der Lieblingsaufenthalt der Incas, gehört zu den reizendsten Partien in diesem von der Natur hoch begünstigten Lande. Der reißende Strom, der es bildet, entspringt in den Bergen von Vilcanota, bewässert die Provinz Cuzco, fließt etwa vier Meilen westlich vor der Stadt Cuzco vorbei und verbindet sich nach einem Laufe von 80—90 Meilen mit dem Apurimac.

Das Thal ist selten über eine Stunde breit, wird östlich von der schneebedeckten Andenkette, westlich von einer niedrigeren, aber steilen und felsigen Bergreihe begrenzt und erfreut sich innerhalb seiner engen Schranken eines himmlischen Klimas. Malerische Landgüter, mit ihren Maisthürmen, von kleinen Obstwäldern umgeben, wechseln mit den an den Ufern des reißenden Stromes sich weithin ausbreitenden Dörfern; dunkle Waldungen ziehen sich bis an die steileren Wände der aus dem Thale aufsteigenden Berge hinan, und über das Alles wölbt sich ein immer klarer tiefblauer Himmel.

Einen der lieblichsten Punkte in diesem herrlichen Thale bildet die kleine Stadt Urubambo mit ihrer Pappelallee, ihren Obstgärten und ihren prangenden Wiesen; und hier, in einem Hause

mit großen luſtigen Zimmern und einem ſteinernen Säulengange, mit dem Garten dahinter, deſſen beſchnittene Buchsbaumhecken eine Ueberfülle von Roſen, Jasmin und andern Blumen umgaben, und den die glänzenden gelb und ſchwarzen Finken und die Choccla-poccochis, die peruaniſchen Nachtigallen, mit ihrem Geſang erfüllten, ſowie mit dem Wachtthürmchen und Sommerhaus auf der Höhe, wo man im Vordergrunde einen weiten Pfirſichen- und Nectarinenhain und darüber hin die ſich aufthürmenden Anden und ihre in den blauen Himmel hineinragenden Schneegipfel vor Augen hatte, — hierher hatte ich mich zurückgezogen, um im Schooße der herrlichen Natur und eines gaſtfreundlichen Völkchens, das ſeine Mutterſprache in höchſter Reinheit redete, die Literatur der alten Peruaner zu ſtudiren.

Die Sprache, die im ganzen Reiche geſprochen und von den Spaniern La Lengua General genannt wurde, war die noch jetzt im Lande gebräuchliche Quichuaſprache. Zwar berichtet die Sage aus der Inca-Zeit von einer andern Sprache, die nur am Hofe in Gebrauch geweſen und ſeitdem verſchwunden ſei; allein wahrſcheinlich war dies nur ein reinerer Dialekt des Quichua, und ſoviel iſt gewiß, daß das letztere ſeit den älteſten Zeiten von den Dichtern und Gelehrten ausgebildet, von der Regierung allenthalben angewendet und in den eroberten Provinzen eingeführt wurde.

Von Darien bis zum Cap Horn ſoll es an 300 Sprachen geben, die bei ſtarker Wortverſchiedenheit doch in der grammatiſchen Conſtruction ſämmtlich mit einander verwandt ſind. Unter dieſen ſind die beiden ausgebreitetſten das Guacani, das in Paraguay geſprochen und in mehr oder weniger verſchiedenen Dialekten durch ganz Braſilien und an den Ufern des Amazonenſtromes gefunden wird, und das Quichua, die Sprache des ehemaligen Inca-Reichs, die noch jetzt von Quito bis Tucuman entweder in völliger Reinheit oder im Aymara-Dialekt gebräuchlich iſt. Der letztere wird an den Ufern des Titicaca-Sees und im nördlichen Bolivien geſprochen; doch giebt es auch noch einige andere Quichua-Dialekte, wie z. B. das Quiteno, das ſehr unrein und voll fremder Worte iſt; das Yunca,

das Chinchaſuyu in der Provinz Junin; das Cauqui in Yauyos; endlich das Calchaqui in Tucuman.

Die Quichua-Sprache beſitzt eine große Leichtigkeit des Ausdrucks, eine verwickelte Grammatik und, trotz einer Menge zuſammengeſetzter Worte, die Mittel zu einem höchſt energiſchen und gedrängten Style. Sie hat mit den agglutinirenden aſiatiſchen Sprachen das gemein, daß ſie ſich nicht gleich den indogermaniſchen Sprachen der innern Abwandelung nnd Beugung der Wurzel bedient, ſondern zu dieſer letzteren gewiſſe Partikeln hinzufügt und dadurch der Wurzel oder dem Bedeutungslaute ſeine Beziehung giebt. Außerdem hat ſie die Eigenthümlichkeit, daß ſie mit der Wurzel ſelbſtändige Bedeutungslaute in Verbindung bringt (einverleibende Sprache) und ſo ganze Sätze in Ein Wort zuſammenfaßt, z. B. ich liebe Sie: munayqui, er liebt mich: munahuanmi; noch merkwürdiger aber iſt der in ihr vorkommende Zug, daß für einen und denſelben Begriff, je nachdem das ſprechende Subject ein anderes iſt, ein verſchiedenes Wort gebraucht wird. So ſagt der Bruder, wenn er von ſeiner Schweſter ſpricht: Panay; die Schweſter, wenn ſie von ihrer Schweſter ſpricht: Nanay; die Schweſter nennt ihren Bruder Huanquey, der Bruder nennt den Bruder Aocsimasiy; der Vater nennt den Sohn Churiy; die Mutter nennt den Sohn Ccary huahuay; der Vater nennt die Tochter Ususiy; die Mutter nennt die Tochter Huarmi huahuay; und ähnliche Unterſchiede finden ſtatt, je nachdem Onkel oder Tante ſprechen, oder je nachdem von Vater oder Mutter geſprochen wird.

Die Incas beſaßen keine Schriftſprache. Doch ſcheinen ihnen gewiſſe Hieroglyphen nicht unbekannt geweſen zu ſein. Garcilaſſo de la Vega thut derſelben Erwähnung, und Rivero und von Tſchudi haben dergleichen, der erſtere an Felſen in der Nähe von Arequipa, ſowie in Huaytara in der Provinz Caſtro-Vireyna, der letztere in der Nähe von Huara an der Meeresküſte aufgefunden. Doch ſind dies nur vereinzelte Erſcheinungen. Allgemein gebräuchlich war der bekannte Quipus, ein ſinnreiches und originelles Inſtrument, das ihnen urſprünglich zum Rechnen diente, aber auch zugleich zur ur-

kundlichen Verzeichnung und Aufbewahrung von Thatſachen gebraucht wurde.

Der peruaniſche Quipus wurde aus Wollengarn geflochten. Das Hauptſtück bildete eine dicke Schnur oder ein Seil von verſchiedener Länge; man hatte Quipus von einem bis zu zwanzig Fuß. An dieſe dicke Schnur wurden ſtärkere und ſchwächere Fäden befeſtigt und in die letzteren verſchiedenartige Knoten geſchlungen. Die Fäden hatten eine Länge von höchſtens drei Fuß. Bei Lurin an der Küſte fand man einen Quipus von zwölf Pfund Gewicht.

Ein einfacher Knoten bedeutete zehn, zwei einfache Knoten zwanzig; ein doppelter hundert, ein dreifacher tauſend. Die verſchiedenen Farben der Fäden drückten Begriffe aus: roth z. B. bedeutete Soldat oder Krieg; gelb Gold; weiß Silber oder Frieden. Aber nicht bloß die Farbe, ſondern auch die Art und Weiſe, wie die Knoten unter einander verbunden wurden, und die Lage und Stellung, die man dem ganzen Inſtrument gab, dienten zu einer Art von Zeichenſprache, und die Eingeweihten waren im Stande, geſchichtliche Nachrichten, Geſetze und Befehle in den Quipus einzuknüpfen, ſo daß dieſe Inſtrumente die großen Begebenheiten des Reichs auf die Nachwelt übertrugen und die Stelle von Chroniken und Reichsarchiven vertraten. Auch die Steuerregiſter, die Armeelisten, die Volkszählungen, die Magazin-Inventarien wurden in bewunderungswürdiger Genauigkeit vermittelſt der Quipus geführt, und in jeder bedeutenderen Stadt befand ſich ein Beamter, der Quipu-camayoc, deſſen Beruf es war, dieſe Urkunden zu knüpfen und zu leſen.

Die Quichua-Literatur zeigt ſich aber in ihrer Schönheit und Eleganz beſſer in den überlieferten Balladen und Dramen der alten Sänger als in den Chroniken der Quipu-camayocs. Die lyriſchen und elegiſchen Dichter hießen Haravecs. Ihre Geſänge zeugen von hohem Alter und behandeln meiſtens vergeſſene Liebe oder irgend ein trauriges Ereigniß. Garcilaſſo de la Vega hat ein paar ſehr alte Fragmente aufbewahrt. Sie beſtehen aus vierſilbigen Zeilen, mit denen manchmal eine dreiſilbige wechſelt. Das erſte iſt an den Mond gerichtet, der bei den Incas eine Göttin iſt; ihr Bruder, der

Sonnengott, hat ihr die Urne zerbrochen, und davon kommen Gewitter, Regen und Schnee:

Schöne Fürſtin!
Deine Urne
Hat Dein Bruder
Dir zerbrochen!
Und in dieſem
Schlage waren
Blitz und Donner.
Aber, Fürſtin,
Du vergießeſt
Regenſtröme;
Und Du ſendeſt
Hagel nieder,
Sendeſt Schnee.
Erdenſchöpfer
Viracocha
Hat gegeben,
Hat vertraut Dir
Dieſes Amt.

Das zweite Fragment enthält nur einige Zeilen aus einem Liebesliede:

Beim Geſange
Schläfſt Du ein.
Und ich komme
Mitternachts.

Die alten Peruaner waren große Muſikfreunde; ſie bedienten ſich der Caſtagnetten und Trommeln bei ihren Ceremonien und Feſtaufzügen und der Flöte, ſowie der Tinya, einer Art Guitarre, bei den Haravis oder Liebesliedern ihrer Dichter.

Einen höheren Flug nahmen die Epiker und Dramatiker, die Amautas, die am kaiſerlichen Hofe in hohen Ehren ſtanden. Glücklicher Weiſe haben ſich einige ihrer Dramen, die man kurz nach der Eroberung nach der mündlichen Recitation der Indianer aufzeichnete, bis auf den heutigen Tag erhalten. Das berühmteſte iſt das Trauerſpiel Ollantay, welches in der Zeit des Inca Yupanqui verfaßt wurde. Ich hatte erfahren, daß ſich ein Manuſcript davon im Beſitze des Prieſters von Laris, Don Pablo Juſtiniani befinde. Daſſelbe iſt von einer merkwürdigen alten Handſchrift, die ge-

genwärtig Don Narciſo Cuentas zu Tinta beſitzt, durch Don Pablo's Vater copirt worden, und ich hatte ſpäter Gelegenheit, es mit einem andern Manuſcripte, dem des Dr. Roſas, und dem Abdrucke, welcher ſich in des Dr. Tſchudi großem Werk über die Quichua-Sprache. (die Kochua-Sprache 2. Bd. Wien 1853) befindet, zu vergleichen.

Um dieſes Manuſcript einzuſehen, machte ich mich an einem ſchönen Aprilmorgen nach dem Dörfchen Laris, das wie ein Adlerhorſt in die Felſen eingebettet iſt, auf den Weg. Ein Zickzackpfad führte mich von Urubamba aus ins Gebirge. Er war im Anfang zu beiden Seiten mit blumentragenden Büſchen und Bäumen beſetzt, und geſtattete bei jeder Wendung die herrlichſten Ausſichten in das ſchöne Vilcamayu-Thal; je höher es aber hinanging, deſto mehr nahmen die Bäume ab, großes Gras trat an ihre Stelle, und einſame Seen, über deren Oberfläche weiße Waſſervögel hinſtreiften, wechſelten mit den Weideflächen ab. Der Kamm des Gebirgs war mit Schnee bedeckt. Nach einem langen Ritte abwärts kam ich wiederum durch ausgedehnte Weideländereien; hie und da lag eine Schäferhütte, und in der Nähe derſelben weideten kleine Indianermädchen ihre Alpaca-Herden und ſangen eines ihrer traurigen Nationallieder dazu. Manche Meile war ich durch dieſe öden Gegenden geritten, als der Pfad in eine lange, zu beiden Seiten von hohen Bergen umgebene Schlucht einbog, an deren Ende das Dörfchen Laris mit ſeinem hohen Kirchthurme aus einem Walde von blühenden Bäumen und Buſchwerk herausſchaute. Ich ging durch den Hof der alten Pfarre und traf den Prieſter in einem Roſengärtchen über ſeinem Brevier; ein Coraquenque, bei den Incas, von denen der Pater mütterlicher Seits abſtammt, ein heiliger Vogel, ſaß auf ſeiner Stange vor ihm, in all dem glänzenden Federſchmuck, der einſt als Symbol der kaiſerlichen Majeſtät den Turban der Inca-Fürſten zierte.

Die erſte Begrüßuug von Seiteu des alten Mannes war nicht ſehr freundlich; als er aber den Grund meines Beſuchs vernahm, ſchien er wie umgewandelt und führte mich mit der größten Herzlichkeit und Gaſtfreundſchaft in das Haus. In ſeinem Staatszimmer waren die Bildniſſe der Inca-Kaiſer in Lebensgröße aufge-

hangen, und lange Reihen von ausgeſtopften Vögeln mit prachtvollem Gefieder kreuzten einander.

Don Pablo nahm an Allem, was die Geſchichte der Incas berührte, das höchſte Intereſſe und brachte ein dickes Manuſcript zum Vorſchein, das neben vielen Quichua-Liedern die berühmte Tragödie, die ich ſuchte, enthielt. Mein freundlicher Wirth, ein ſchöner Greis mit feurigem Auge und ein trefflicher Geſellſchafter, ließ mir, da er im Raume ſehr beſchränkt war, ein Bett im Staatszimmer aufſchlagen; und während ich mich den Tag über mit der Abſchrift jenes werthvollen Muſterſtücks der Quichua-Literatur beſchäftigte, benutzte ich die Abende zu Spaziergängen und badete in den etwa eine halbe Stunde entfernten warmen Quellen, die durch ihre Heilkraft ſchon zur Inca-Zeit gleich den übrigen Thermalbädern der Anden großen Ruf erlangt hatten.

Don Pablo erzählte mir, daß man noch lange nach der ſpaniſchen Eroberung fortgefahren habe, auf dem großen Markte zu Cuzco dramatiſche Vorſtellungen zu geben. Auch in andern Städten ſeien dergleichen zur Aufführung gebracht worden, und er ſelbſt habe einer ſolchen, die von Indianern in der Stadt Tinta gehalten worden, als kleiner Knabe beigewohnt.

Das mehrerwähnte Drama Apu (Ritter) Ollantay wurde der Sage nach am Hofe des Huayna Capac aufgeführt; die Ereigniſſe, die ihm zu Grunde liegen, fallen in die Regierung des Inca Pachacutec, und der Angelpunkt, um den ſich die Fabel bewegt, iſt die verbotne Liebe zwiſchen dem Häuptling Ollantay, der jung, ſchön und tapfer, aber nicht vom kaiſerlichen Geſchlechte war, und der Prinzeſſin Cuſi Coyllur (der freudige Stern), einer Tochter des Inca. Das Stück beginnt mit einem Geſpräche zwiſchen Ollantay und ſeinem Diener Piqui Chaqui (Schnellfuß) in einer Straße von Cuzco. Ollantay, in goldner Tunica, mit der Kriegskeule in der Hand, eröffnet daſſelbe.

Ollantay. Piqui Chaqui: ſahſt Du die Prinzeſſin?
Sahſt Du im Palaſt den Freudenſtern?

Piqui Chaqui. Das verbietet unſer Sonnengott.
Eine Incatochter anzuſchauen —
Weißt Du nicht? iſt wider das Geſetz.

Ollantay. Meine Liebe für die zarte Taube,
Weißt Du nicht? kann niemand von mir nehmen.
Welche Straße wirſt Du gehn, mein Herz,
Wirſt Du gehn im Suchen nach der Palla*)?

Piqui Chaqui. Deinen Sinn verwirrt ein böſer Geiſt,
Und Du gehſt in Deinen Reden irre.
Giebt es nicht noch viele junge Mädchen,
Die Dich lieben würden, eh Du alterſt?
Wenn der Inca Deine Liebe wüßte,
Würd' er Dich in kleine Stücke hacken.

Ollantay. Schweige! Sprich mir nicht von Strafe!
Oder meine Kriegeskeule
Müßte Deine Schultern treffen!

Piqui Chaqui. Fort dann, Piqui! Meide dieſe Keule!
Laß Dich nicht wie einen Hund erſchlagen!
Alle Tage, alle Nächte
Soll umſonſt er nach mir ſpähn;
Und es ſoll das Jahr mich nimmer
Mehr vor ſeinem Antlitz ſehn.

Ollantay. Gehe denn, verlaß mich, Piqui Chaqui!
Geh' und halte Deine Reigentänze
Mit der Berge leichtgeſchürzten Mädchen!
Aber ich — trotz allen Feinden,
Trotz Verräthern nah und fern, —
Aber ich will ſie umarmen,
Meine Cuſi, meinen Stern.

Piqui Chaqui. Wenn der Böſe neben Dich ſich ſtellte?

Ollantay. Würd' ich ihn mit Füßen von mir ſtoßen.

Piqui Chaqui. Haſt Du jemals ſeine Naſenſpitze
Nur geſehn? Und wollteſt mit ihm reden?

Ollantay. Laß die Thorheit, Piqui, wenn ich rede.
Lieber bring' mir dieſe ſchöne Blume
Vor das Antlitz meiner ſüßen Coyllur,
Daß im Selbſtgeſpräch ſie meiner denke.

Piqui Chaqui. Immer noch verwirrt Dich Cuſi Coyllur.
Könnt' ich helfen!
Tag für Tag bringt ſie Dir tiefres Leid.
Du vergiſſeſt Ynti anzubeten
Und der Quilla Deinen Dienſt zu weihn.

---

*) Prinzeſſin.

Ollantay. Sprich! Dir leuchtete ihr Antlitz?
Freudenvoll iſt ſie und ſchön.
Jüngſt noch ſah ich Dich ihr folgen,
Meinen Stern haſt Du geſehn!

Piqui Chaqui. Glaube mir, ich ſah ſie nimmer.
Am Palaſt ging ich vorüber,
Aber nie durch ſeine Pforten,
Nie vor's Angeſicht der Palla.

Ollantay. Schwörſt Du mir's? Du haſt ſie nie geſehen?

Piqui Chaqui. Nur des Himmels lichte, heil'ge Sterne
Sah ich leuchten aus geheimen Tiefen.

Ollantay. Geh zu meinem Stern mit dieſer Blume,
Zu dem lieblichſten von allen Sternen,
Den an Schönheit Ynti nicht erreicht,
Dem der Himmelsſterne keiner gleicht.

Piqui Chaqui. Wenn man nur beſtechen könnte
Eine Greiſin oder Greis!
Wachen will ich und der Palla
Bringen Deiner Liebe Preis.
Ja, ich will Dein Bote ſein,
Bin ich auch nur arm und klein.

Hier wird das Geſpräch abgebrochen, indem Huillac Umu, der Hoheprieſter der Sonne, eintritt. Er erſcheint im ſchwarzen Mantel, mit einem Opfermeſſer in der Hand, und hält folgenden Monolog.

Huillac Umu. Heil'ger Sonnengott, ich ſehe
Abwärts Dich am Himmel gleiten;
Sehe Dich gerüſtet, tauſend
Opferlamas zu bereiten.
Fließen ſoll ihr Blut zu Deinem Ruhme!
Blühen ſoll für Dich des Feldes Blume!
Sonnengott, voll Herrlichkeit,
Preis ſei Dir geweiht.

Ollantay. Ich will mit dieſem Träumer ſprechen.
Huillac Umu! mächt'ger Inca-Prinz!
Alles Volk iſt Deiner Größe voll:
O, vernimm auch meiner Ehrfurcht Zoll.

Huillac Umu. Held Ollantay! Deine Rede weckt mich
Aus des Strahlengottes tiefem Anſchau'n.

Ollantay eröffnet nun dem Hohenprieſter ſeine innige Liebe zur Prinzeſſin und weiſt alle guten Rathſchläge, die ihm dieſer giebt, mit Entſchiedenheit zurück. Endlich macht Huillac Umu den Verſuch, Ollantay durch ein Wunder von ſeiner Liebe zu heilen.

Huillac Umu. Reiche mir die welke Blume!
Sieh, ihr Leben iſt geſchwunden;
Sieh, ihr Saft iſt ganz vertrocknet;
Und doch ſoll ſie weinen: — Siehe!
(Er drückt ſie zuſammen und es fließt Waſſer heraus.)

Ollantay. Leichter würde eine Quelle
Aus dem harten Felſen ſpringen;
Aber auch um dieſes Wunder
Laſſ' ich meine Liebe nicht.

Er entſchließt ſich, bei dem nächſten großen Hoffeſte den ſtolzen Pachacútec um die Hand der Prinzeſſin zu bitten, und thut es in den beweglichſten Ausdrücken. Aber der finſtere Monarch bleibt unbeugſam, macht dem jungen General über ſeine Anmaßung heftige Vorwürfe und läßt ihn, mit dem Hofe vorüber ſchreitend, auf das Schmerzlichſte verletzt und gedemüthigt ſtehen. Auch die unglückliche Cuſi Coyllur empfängt harte Worte und wird in das Kloſter der Sonnenjungfrauen in Gewahrſam gebracht. Dort pflegt ſie ihre in Zärtlichkeit ſich gleich bleibende Mutter Coya Anavarqui, ſucht aber vergeblich ſie zu tröſten. Die Prinzeſſin bricht in rührende Klagen aus:

Cuſi Coyllur. Weh! Prinzeſſin! Wehe! Mutter!
Wehe! Soll mein Herz nicht klagen,
Soll mein Auge weinen nicht,
Wenn mein Vater, mein Beſchützer,
Nicht mehr freundlich mit mir ſpricht?
Lange Tage, lange Nächte
Wein' ich mir das Auge blind,
Und der Vater, der Beſchützer,
Fragt nicht mehr nach ſeinem Kind.
Wehe! Mutter! Weh! Prinzeſſin!
Weh! mein einziger Geliebter!

Ach! der Anblick dieſer Mauer
Hüllte mir den Tag in Trauer!
Dunkel ſchien die Sonn' am Himmel,

Wie in Asche eingehüllt,
Meinem Grame glich die Wolke,
Die mit Feuer sich gefüllt!
Wehetag! der Stern des Abends
That sich auf am Himmelszelt;
Müde waren Luft und Erde:
Müde war die ganze Welt.
Wehe! Mutter! Weh! Prinzessin!
Weh! mein einziger Geliebter!

Ollantay, der an dem Platze, wo eben erst vor allen Edeln des Landes und einer ungeheuren Volksmenge eine der großartigsten Ceremonien des Kaiserhofs begangen worden, einsam zurückgeblieben war, ruft aus: „Ach Prinzessin! ach, Cusi Coyllur, meine Taube! Du bist mir für immer verloren!“ Dann steigen trotzige und feindselige Gesinnungen und der Gedanke der Empörung in seiner Brust auf, und es folgt der Monolog:

Ollantay. Cuzco, Cuzco, Stadt der Paläste!
Jetzt und bis ans Ende der Tage
Bist Du mir mit Feinden gefüllt!
Deinen Busen will ich zerreißen;
Will den Geiern geben Dein Herz!
O, mein Feind! O, Inca, mein Feind!
Tausend Helden will ich entflammen,
Mustern will ich meine Soldaten
Und die Pfeile geb' ich hinaus!
Sieh! am Sacsahuaman sammelt
Sich wie eine Wolke mein Heer!
Eine Flamme lassen sie steigen,
Schlafen sollst Du im Blute dort.
Meinem Fuße sollst Du Dich neigen,
Inca, wenn gefallen Dein Hort.
Wenn ich meinen Tiefen entstiegen,
Wird vor mir Dein Nacken sich biegen,
Und unmöglich werden das Wort:
„Meine Tochter kann nimmer Dein,
Kann nicht Deine Gemahlin sein!“
O! wie paßte zu flehenden Armen
Solch ein Wort, und zur Bitt' um Erbarmen?

Ollantay begiebt sich zu seinem Heere in Anti-Suyu, schildert die ihm widerfahrene Zurücksetzung mit kräftigen und beredten

Worten und wird, nachdem er die Soldaten gewonnen, vom General Urco-huarancca zum Kaiſer ausgerufen. Die Inſurgenten ſetzen ihn auf einen Thron, bekleiden ihn mit den kaiſerlichen Inſignien, der Robe und dem Diadem, und jubeln:

Ehre dem Inca Ollantay!
Ehre dem Inca! Ehre dem Inca!
Lang lebe der Inca! Er lebe lang!

Während in Anti-Suyu, der öſtlichen Provinz des Reichs, der Aufruhr ausbricht, ereilt die Prinzeſſin ein trauriges Schickſal. Wenige Monate nach Beginn ihrer Gefangenſchaft gebiert ſie ein Kind, die Frucht verbotener Liebe mit Ollantay, das den Namen Yma Sumac (Wie ſchön!) erhält.

Der Zorn des alten Inca kennt keine Grenzen. Die Prinzeſſin wird in einen unterirdiſchen Kerker des Sonnenjungfrauen-Kloſters geworfen, und alle Bitten ihrer Mutter Anavarqui um eine Milderung der Strafe werden hart zurückgewieſen.

Ollantay rückt mit dem aufrühreriſchen Heere bis in das Thal von Vilcamayu vor und ſendet von Urabamba aus drohende Botſchaft an ſeinen Kaiſer. Dieſelbe bleibt ohne Erfolg, und Ollantay macht darauf, um ſeinem Unternehmen eine feſte Baſis zu geben, an einem paſſenden Punkte Halt. Hier war es, wo er die Rieſenbaue begann, die noch ſpäte Jahrhunderte in Erſtaunen ſetzen und die ſtets unter dem Namen Ollantay-tambo bekannt waren.

Nachdem ich das Drama bis hieher ſtudirt hatte, verabſchiedete ich mich von dem guten alten Prieſter Don Pablo Juſtiniani, überſtieg die Anden noch einmal und begab mich in das zwiſchen 4 und 5 Meilen von Urabamba gelegene Ollantay-tambo, wo ich in dem Hauſe der vortrefflichen Senora Artajona die gaſtfreundlichſte Aufnahme fand. Das Haus liegt zwiſchen Obſtgärten und Maisfeldern unmittelbar unter den großartigen Ruinen; und wenn man ſich in ſeinem ſchönen Säulengange befindet, genießt man die reizendſte Ausſicht.

Hier hatte ich Gelegenheit, meine Studien über das Drama in unterrichtender Weiſe mitten unter den Denkmälern ſeines Helden fortzuſetzen.

Das Thal von Vilcamayu ist an dieser Stelle sehr eng und malerisch. Vom reißenden Strome belebt und zu beiden Seiten mit Maisfeldern bedeckt, wird es links und rechts von senkrecht aufsteigenden Bergwänden eingeschlossen, die sich zu einer solchen Höhe erheben, daß nur ein kleiner Theil des azurnen Himmelsgewölbes auf die friedliche Landschaft unten herablächelt.

Ollantay hatte sich zu einer Stadt und Festung den Punkt des Thals ausersehen, wo sich die Schlucht Marca-cocha in dasselbe öffnet. Zwei hohe Felsen steigen zu beiden Seiten der Schlucht schroff und in finsterer Majestät empor; zwischen ihnen im Thale liegt die Stadt Ollantay-tambo, und auf dem westlichen Felsen die Festung, das bewunderungswürdigste Denkmal des alten Peru. Der Felsen selbst besteht aus dunkelm Kalkstein; nach Osten und Süden sind die Zugänge durch Mauerwerk befestigt. Auf einem kleinen etwa dreihundert Fuß hohen Plateau befinden sich eine Menge Trümmer, die offenbar einem noch nicht vollendeten Baue angehören. Bemerkenswerth darunter sind sechs Granitblöcke, jeder volle zwölf Fuß hoch, von ausgezeichnet schöner Arbeit. Sie stehen aufrecht und sind durch kleinere Baustücke mit einander verbunden. Dergleichen liegen auch sonst viele umher und bilden an einer Stelle den Anfang zu einer Mauer. Der Anlage nach scheint dieser Punkt dazu bestimmt gewesen zu sein, die Hauptbefestigung zu tragen. Hinter demselben, an den steilen Wänden des Bergs, befinden sich zahlreiche Ruinen kleinerer Gebäude, die mit Lehm verappt sind und Giebel, sowie Thür- und Fensteröffnungen haben; und weiter westlich zieht sich von der Ebene bis auf die steile Spitze des Berges eine fortlaufende Befestigungsmauer hinauf. Oestlich, unmittelbar unter der Hauptruine ist der ganze Berg terrassirt. Zur obersten Terrasse führt ein schönes Thor mit großartigen Granitschwellen. Die Terrassenmauern sind von vieleckigen genau in einander passenden Blöcken zusammengesetzt und enthalten kleine, zwei Fuß hohe und einen Fuß tiefe Nischen, deren innere Seiten, wenn man sie mit den Fingern berührt, einen metallartigen Klang geben. Diese Terrassen trugen bis zur Ebene hinab sechzehn Fuß breite hängende Gärten, durch welche die Festung mit Proviant

verſorgt wurde, die aber jetzt verwildert und mit Cactus und Heliotrop überwachſen ſind. Auf der andern Seite ſteigen die Felſen ſenkrecht bis zu einer ſchwindelnden Höhe, und dort iſt ein ungeheurer Block angebracht, der den Namen Yntihuatano führt, d. h. Platz zur Beobachtung der Sonne.

Das Wunderbarſte bei den Bauten, von denen dieſe Trümmer zeugen, iſt der Transport der rieſigen Blöcke. Der Felſen, auf dem die Feſtung ſteht, iſt von Kalkſtein, die Bauſtücke, die bei aller Feinheit der Arbeit ſo großartige Dimenſionen zeigen, ſind von Granit. Der nächſte Granitſteinbruch iſt nahe an zwei Stunden entfernt und liegt jenſeits des Fluſſes. Vom Steinbruche, der hoch im Gebirge liegt, mußten alſo die gewaltigen Maſſen erſt hinab ins Thal, dann über den Fluß und von da wieder auf den Feſtungsberg hinauf geſchafft werden, eine Arbeit, die von unermüdlicher Ausdauer und von großer Geſchicklichkeit in Fortbewegung der Laſten mittelſt künſtlicher Maſchinen zeugt.

Was die Werkzeuge anlangt, ſo hat man aus der Inca-Zeit keine anderen als kupferne, mit einigen Prozenten Zinn oder Kieſelerde verſetzte gefunden. Es iſt offenbar, daß dieſe zu Bearbeitung von Gneis und Granit völlig unzureichend geweſen ſein würden. Höchſtens hätte die erſte rohe Geſtalt damit gegeben werden können. Das Planiren und Glätten iſt wahrſcheinlich durch Reiben mit andern Steinen und Anwendung eines pulveriſirten Materials und die letzte Politur durch Schleifen vermittelſt einer an Kieſelerde reichen Pflanze bewirkt worden. Wenn man aber erwägt, daß dieſe ungeheuren Granitblöcke wie eine feine Holzarbeit in ſchwalbenſchwanzförmiger Zuſammenfügung auf das genaueſte verbunden ſind, ſo kann man nicht umhin, von der ſinnreichen Kunſt des Inca-Zeitalters eine hohe Meinung zu faſſen.

Bei dem Transporte hat man ſich wahrſcheinlich ſtarker Seile aus den zuſammengeflochtenen Faſern der Maguey-Pflanze bedient, denn man ſieht an einem der Bauſtücke, das in der Mitte des Wegs liegen geblieben iſt, eine drei Zoll tiefe Rinne, die keinen andern Zweck gehabt haben kann, als ein Seil einzufügen. Tauſende von Indianern mögen bei der Fortbewegung thätig geweſen

ſein; wie aber dieſelbe bewerkſtelligt worden, und wie man namentlich die Steine über den ſehr tiefen, 32 Ellen breiten und furchtbar reißenden Strom gebracht hat, bleibt immer noch ein Räthſel.

Der vorerwähnte liegen gebliebene Stein iſt mit einem zweiten in ſeiner Nähe befindlichen unter dem Namen der „müden Steine" bekannt. Er iſt 9 F. 8 Z. lang, 7 F. 8 Z. breit und 4 F. 2 Z. tief; der andere iſt 20 F. 4 Z. lang, 15 F. 2 Z. breit und 3 F. 6 Z. tief. Dieſe beiden Steine laſſen über den Weg, den die andern genommen, keinen Zweifel obwalten.

Am Fuße der cyclopiſchen Feſtungswerke befindet ſich ein mit Gebäuden umgebener Hof. Dies ſoll der Palaſt des Ollantay geweſen ſein. Er hat ſechzig Schritt im Geviert. Das innere Gebäude, zu dem zwölf Fuß hohe Thore führen, beſteht aus großen Zimmern, die mit einander zuſammenhängen.

Der Palaſt iſt von der kleinen Stadt Ollantay-tambo durch einen klaren Gießbach getrennt, der in der Marcacocha-Schlucht herabkommt und ſich mit dem Vilcamayu-Strom vereinigt. Die Stadt beſteht nur aus wenigen Straßen und einem Markte, iſt mit Baumgängen beſchattet und gewinnt durch die großen Granitblöcke, aus denen ſie aufgebaut iſt, ein feierliches, ehrwürdig alterthümliches Anſehn.

Der gegenüber liegende Berg heißt Pinculluna, der Flötenplatz. In halber Höhe deſſelben, an einem beinahe unzugänglichen Punkte, befinden ſich drei Gebäude, nach der Sage ein Kloſter der Sonnenjungfrauen. An der einen Seite ſind drei, etwa dreizehn Fuß breite Terraſſen aufgemauert, die vielleicht die einſamen Bewohnerinnen mit Speiſe und Blumen verſorgten. Die Ausſicht iſt herrlich. Eins der lieblichſten Naturbilder lag vor ihnen: das fruchtbare Thal mit ſeinen großen Bäumen, der prächtige Strom und die umgebenden Berge mit blühenden Terraſſen behangen. Aber von den armen gefangenen Vöglein in ihrem Käfig hoch über der ihnen für immer verſagten Welt wären doch vielleicht gern manche in dieſelbe zurückgekehrt.

Etwa dreihundert Fuß über dem Kloſter gelangt man zu einer ſenkrechten Wand, die bis zum Thale hinab einen jähen

Abgrund von 900 F. Tiefe bildet. Dies iſt Ollantay's Tarpejiſcher Felſen. Ganz am Rande iſt ein kleines Gebäude, wie ein Martello-Thürmchen, von wo aus die zum Tode Verurtheilten hinabgeſtürzt wurden.

Ein Viertelſtündchen weiter hinauf endlich gelangt man zu einem Werke, welches mein Intereſſe, wenn nicht meine Bewunderung faſt in noch höherem Grade in Anſpruch nahm, als Alles, was ich bereits geſehen hatte. An einem Punkte, wo die Schlucht ſteiler wird, und der Felſen ſchroff hervortritt, haben die unermüdlichen Werkleute den Felſen ſelbſt zum Thronſaale umgewandelt und zwei großartige Seſſel mit Thronhimmel, breite Stufen, die zu ihnen emporführen, und die ſie verbindenden Galerien aus dem maſſiven Geſtein herausgehauen. Der eine heißt Nuſtatiano, Thron der Prinzeſſin, der andere, wegen ſeiner Aehnlichkeit mit einem modernen Altar, Incamiſano.

Dies waren die Arbeiten, mit denen ſich Ollantay zehn Jahre lang beſchäftigte, während er gleichzeitig ein großes Heer von Anti- und Tampa-Indianern anſammelte. Der alte Inca Pachacutec machte wenig Anſtrengungen, den Aufſtand zu unterdrücken, denn er bedurfte nach einer länger als funfzigjährigen glorreichen Regierung der Ruhe. Sein Sohn Yupanqui war mit der Blüte der Inca-Krieger hunderte von Meilen entfernt und erweiterte die Grenzen des Reichs bis zur Meeresküſte. Endlich ſtarb Pachacutec, nachdem er ſechzig Jahre (1340—1400) regiert hatte, und Inca Yupanqui kehrte ſiegreich nach Cuzco zurück, wo er mit ungewöhnlichem Pomp gekrönt wurde. Das Scepter befand ſich nun in der ſtarken und energiſchen Hand eines der größten Kriegshelden unter den Sonnenkindern, und der jugendliche Monarch bot ſeine Veteranen auf, um den Uebermuth eines Empörers zu züchtigen, der es gewagt hatte, zehn Jahre lang innerhalb eines dreitägigen Marſches von der Hauptſtadt die Fahne des Aufſtandes zu entfalten.

Dies war die Situation beim Beginn des letzten Aktes von unſerm Drama. Wir müſſen nun einen neuen Charakter einführen. Rumi-navi, „das ſteinerne Auge", der Oberbefehlshaber in Collaſuyu, der Südprovinz, war ein Mann von kalter, unverſöhnlicher

Gemüthsart und hatte lange einen tödlichen Haß gegen Ollantay genährt. Eine der früheren Scenen enthält einen charakteristischen Dialog zwischen diesem Würdenträger und dem treuen Diener des aufständischen Häuptlings. Piqui Chaqui hatte sich heimlich nach Cuzco begeben, um Nachrichten einzusammeln; er wird von Rumi-navi zufällig auf der Straße betroffen und sucht den Fragen desselben auszuweichen.

Rumi-navi. Woher kommst Du, Piqui Chaqui?
Sehnst Du Dich nach frühem Tode,
Knecht Ollantay's, des Verräthers?

Piqui Chaqui. Meine Vaterstadt ist Cuzco,
Und ich bin in meiner Heimath;
Unbehaglich ist's, in jenen
Dumpfen Schluchten zu verweilen.

Rumi-navi. Was beginn: jetzt der Ollantay?

Piqui Chaqui. Einen Rocken Wolle spinn' ich.

Rumi-navi. Rocken, was? Wolle, was?

Piqui Chaqui. Fragst Du mich? Gieb mir dies Hemde,
Und ich werde Rede stehen.

Rumi-navi. Einen Stock will ich Dir geben
Und Dich an den Pranger stellen.

Piqui Chaqui. O, erschrecke mich nicht so!

Rumi-navi. Nun, dann rede frisch heraus!

Piqui Chaqui. Ach, Du wirst's nicht hören wollen.
Meine Augen werden blind,
Meine Ohren werden taub,
Mein Großmütterchen ist todt,
Und allein ist meine Mutter.

Rumi-navi. Rede jetzt: Wo ist Ollantay?

Piqui Chaqui. Fern der Heimath ist mein Vater,
Und die Paccays*) sind nicht reif.
Habe heut noch weit zu gehen.

Rumi-navi. Wenn Du mich noch länger höhnest,
Werd' ich Dir das Hirn zerschlagen.

Piqui Chaqui. Was Ollantay macht? Ollantay
Schaffet; bauet eine Festung,
Eine ew'ge.

*) Eine Frucht.

Rumi-navi bemüht ſich vergebens eine befriedigende Auskunft von Piqui Chaqui zu erhalten; er ſinnt nun auf Liſt, um Ollantay dem jungen Inca in die Hände zu ſpielen. Nachdem er ſich gleich dem Zopyrus vor Babylon ein Ohr abgeſchnitten und das Geſicht verſtümmelt hat, flieht er in das Lager der Aufſtändiſchen, giebt ſich für ein Opfer der Grauſamkeit des Inca aus und wird von ſeinem früheren Feinde hochherzig und vertrauend aufgenommen. Er findet auch bald Gelegenheit, ſeinen Verrath zu vollenden. Bei einer großen Feſtfeier, die Ollantay mit ſeinem ganzen Heer begeht, erſcheint plötzlich der durch Rumi-navi hiervon benachrichtigte Inca mit ſeinen Veteranen, und Ollantay, Huarancca und die andern aufſtändiſchen Häuptlinge werden überraſcht und im Triumphe nach Cuzco geführt.

Die unglückliche junge Prinzeſſin Cuſi Coyllur hatte inzwiſchen die langen zehn Jahre in ihrem unterirdiſchen Kerker vertrauert. Ihr liebliches Töchterchen Yma Sumac war in demſelben Kloſter erzogen worden, ohne daß ſie von ihrer Mutter etwas wußte. Eine Kloſterjungfrau, Pitu Salla, war zugleich die Kerkermeiſterin der Mutter und die Erzieherin der Tochter. Eines Tages war die kleine Ymac Suma der Pitu Salla nachgegangen, als dieſe ihrer gefangenen Mutter einen Becher Waſſer und ein Gefäß mit Speiſe überbrachte. Die Kerkerthür öffnet ſich, und durch einen Zug der Natur erkennen ſich Mutter und Tochter und ſtürzen einander in die Arme.

Der Inca hatte die Edeln des Hofs im Audienzſaale des Palaſtes um ſich verſammelt, und iſt eben im Begriff, einen Akt der Milde zu üben, indem er dem Häuptling Ollantay unter einigen leicht zu erfüllenden Bedingungen Gnade angedeihen läßt, als die kleine Yma Sumac in den Saal ſtürzt und mit der ganzen Leidenſchaft der Liebe und des Schmerzes in den rührendſten Ausdrücken den Inca anfleht, ihre Mutter, ſeine lange verlorene Schweſter, der Freiheit zurückzugeben.

Die letzte Scene iſt ſehr ſchön. Weder der Inca, noch Ollantay ſind anfangs im Stande, in dieſer verkommenen, abgehärmten Geſtalt die reizende Cuſi Coyllur, den Freudenſtern, das lieblichſte

Mädchen am Inca-Hofe, wieder zu erkennen. Die erste Begegnung der Liebenden, die Erkennungsscene, die rührende Aussprache ihrer Liebe, und die edelmüthige Weise, in der der hochherzige Inca rücksichtlich alles geschehenen Unrechts volle Gnade walten läßt, sind mit echt dichterischem Geist behandelt. Zum Schlusse spricht Inca Yupanqui:

Nun erfreut sie wieder die Sonne,
Und das Leben begrüßt sie warm;
Deine Liebe hält er im Arm,
Und sie ruhen in Glück und Wonne.

Die Uebersetzung vermag die eigenthümlichen Ausdrücke und Wendungen, durch welche sich die Quichua-Sprache charakterisirt, nur dürftig und unvollkommen wieder zu geben; aber das vorliegende Drama, das einzige, welches unverfälscht auf uns gekommen ist, läßt uns von der Pflege der Poesie unter den alten Peruanern eine hohe Meinung gewinnen.

In Ollantay-tambo erfuhr ich, daß sich ein anderes altes Quichua-Drama im Manuscripte in Paucar-tambo, einer etwa 15 Meilen entfernten Stadt, befinden sollte. Ich machte mich nach dieser literarischen Seltenheit auf den Weg und kam nach zweitägigem scharfen Ritte glücklich am Ziele an. Paucar-tambo ist eine der östlichsten Städte von Peru, nur durch die letzte Andenkette von den Tropenwäldern des Innern getrennt, in dem engen Thale des gleichnamigen reißenden Flusses schön und malerisch gelegen, aber trotz seiner Maisfelder und Fruchtgärten von schwermüthigem, verfallenem Aussehen. Auf mehrfache Nachforschungen entdeckte ich die gesuchte Tragödie. Sie führt den Titel: Usca Paucar oder Cori-Hica, die goldene Blume, enthält mehrere schöne Stellen, die offenbar alt sind, ist aber von spanischen Priestern mit verschiedenem, halb christlichem, halb abergläubischem Beiwerk ausgeschmückt und somit ihres ursprünglichen Charakters entkleidet worden. Zu den ältern Stellen gehört folgendes Lied, das dem Usca-Paucar, der sich aus Liebe zur Cori-Hica das Leben nehmen will, in den Mund gelegt ist.

Dir, o wundervolle Erde,
Dir, der blühenden Schönen,
Dir, der sorgenfreien Erde,
Soll mein Lied ertönen.

Wieviel Quellen, soviel Wiegen
Deiner jungen Freude;
Werden sie bei Frost und Kälte
Auch des Winters Beute —

Voller Frühlingslust, eroberst
Du sie alle wieder,
Und der öden Tage denkend,
Singst du frische Lieder.

Fühlst kein Bangen, ob Gefahr auch
An Gefahr sich kettet,
Denn in Gras und Laub und Blumen
Bist du weich gebettet.

Alle deine Thränen rinnen
Mit den Strömen weiter,
Diese trieben sie und machen
Dir das Antlitz heiter.

Meine Thränen, ach! sind Ströme:
Kannst dich dran vergnügen;
Nimm sie, gleich dem nährenden Regen,
Hin in vollen Zügen!

Meine Seufzer auch ersterben
Mit des Herzens Schlägen,
Und du siehest ganz gelassen
Meinem Tod entgegen.

Mit wie tiefer innerer Wahrheit ist hier der Gedankengang des Unglücklichen geschildert, der, im Begriffe sein Leben zu enden, von dem furchtbaren Gegensatze zwischem dem Frieden der Natur und den leidenschaftlichen Stürmen in seinem Herzen mächtig getroffen wird.

Auf einer Wanderung in der Umgegend von Pucar-tambo erlangte ich von einer jungen Indianerin ein anderes Quichua-Liebeslied von minder trauriger Natur.

Heimgekehrt aus fernen Landen,
Bin ich endlich wieder hier;
Doch mein Herz ist tief in Banden:
Komm, mein Täubchen, komm zu mir!

Als ich in der Fremde weilte,
War mein Herz nicht mehr in mir,
Weil verzagt zu Dir es eilte:
Komm, mein Täubchen, komm zu mir!

Glaubtest Du, ich sei gestorben,
Und gefielen Andre Dir,
Sieh! ich bin noch nicht verdorben:
Komm, mein Täubchen, komm zu mir!

Seit ich in der Ferne weilte,
War mein Herz nicht mehr in mir,
Weil verzagt zu Dir es eilte:
Komm, mein Täubchen, komm zu mir!

Ein anderes Liedchen, unzweifelhaft von sehr großem Alter, ist im Drama Ollantay als Chor für junge Mädchen eingelegt und wird noch jetzt von den Indianerinnen gesungen, wenn sie ihre langen Wanderungen übers Gebirge machen oder zur Ernte ausziehen. Es ist an einen kleinen Finken, tuya, gerichtet, der ein glänzendes schwarz und gelbes Gefieder hat und große Verheerungen auf den Kornfeldern anrichtet.

Vöglein, hüte dich, die Aehren
Der Prinzessin zu verzehren;
Sollst ihr nicht den Mais befressen,
Denn sie braucht ihn selbst zum Essen.
O Finke, kleiner Finke!

Diese Blättchen, jung und niedlich,
Sind noch zart und appetitlich,
Und das Korn ist weiß, mir banget,
Daß dir nicht darnach verlanget,
O Finke, kleiner Finke!

Werde deine Flügel stutzen,
Werde deine Krallen putzen,
Werde dich gefangen nehmen,
Mußt zum Käfig dich bequemen,
O Finke, kleiner Finke!

Ja das wird gewiß geſchehen,
Laß dich nur im Korne ſehen!
Willſt du mir ein Körnlein rauben,
So geſchieht's, du kannſt es glauben,
O Finke, kleiner Finke!

Manche Liedchen dieſer Art, wie auch Elegien und Heldengedichte ſind aus den alten Zeiten des Ruhms und der Freiheit durch die Ueberlieferung erhalten worden und laſſen ſich von den neuen, ebenfalls weit verbreiteten Dichtungen aus der Periode nach der ſpaniſchen Eroberung leicht unterſcheiden. Die Spanier fanden die Quichua-Sprache nicht blos in Cuzco, ſondern auch in den entfernteren Provinzen des Reichs tief eingewurzelt; und manche erleuchtete Männer, die in Folge der Eroberung nach Peru kamen, wußten die Schönheit dieſer Sprache zu würdigen und ſuchten ſich mit der Literatur derſelben vertraut zu machen. Die Dominicaner freilich, mit dem grauſamen Valverde an der Spitze, glaubten genug zu thun, wenn ſie die chriſtliche Lehre mit Feuer und Schwert verbreiteten, und vergaßen in Tyrannei und Uebermuth die Vorſchriften deſſen, den ſie ihren Herrn und Meiſter nannten. Die Franziscaner waren edler und gutmüthig. Die Jeſuiten, durch Caſtro eingeführt, ſind rückſichtlich ihrer ernſten und unermüdlichen Leiſtungen für die Quichua-Sprache und Literatur über jedes Lob erhaben. Sie verkündigten die Freudenbotſchaft von der Erlöſung durch ihr beredtes, überzeugendes Wort; ſie überſetzten Katechismen, Glaubensbekenntniſſe, Litaneien, Ave Maria's und das Vater Unſer ausgezeichnet ſchön in die Quichua-Sprache und gaben als die Frucht ihrer Studien vortreffliche Grammatiken heraus. Doch muß, um den Dominicanern Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, anerkannt werden, daß die erſte Grammatik ſammt Wörterbuch von einem Mönche dieſes Ordens geſchrieben wurde. Sie erſchien im J. 1560 zu Valladolid.

Als die Peruaner unter der ſpaniſchen Herrſchaft wie Vieh in die Bergwerke und Factoreien getrieben und von ausſchweifenden Prieſtern tyranniſirt wurden, nahm ihr Volkslied einen traurigen und troſtloſen Charakter an. Von ihren Unterdrückern zermartert und mit Füßen getreten, weinten ſie um die glücklichen

Tage der Incas, verwünschten ihr grausames Loos und härmten sich im Voraus um das Schicksal ihrer Kinder, die zu gleichem Elend geboren worden. Daher die wehmüthigen Klagen der neuen Yaravis (Elegien) und Liebeslieder, deren Töne, aus einer einsamen Hütte zu den Ohren des Wanderers getragen, ihm die Augen unwillkürlich mit Thränen füllen.

Hier ein Wiegenliedchen aus der Gegend von Ayacucho.

Unter Regen, unter Nebel
Hat die Mutter mich getragen;
Wie der Regen sollt' ich weinen,
Wie die Wolke sollt' ich jagen.
Kindlein, Kindlein, bist geboren,
Kindlein, in des Kummers Wiege:
Dieses sagt mir meine Mutter,
Wenn an ihrer Brust ich liege.
Und sie weint, wenn sie mich wickelt.
Und der Nebel und der Regen,
Klagt sie, sind mit mir gegangen,
Auch auf meinen Liebeswegen.
Kann die ganze Welt durchsuchen,
Ach, so elend, so verloren,
Meines Gleichen find' ich Niemand!
Weh dem Tag, der mich geboren!
Wehe jener Nacht voll Weh!
Weh für immer, wehe, weh!

Ein in ähnlicher Weise wenigstens anklingendes Volksliedchen wird sehr häufig von den jungen Mädchen gesungen, wenn sie mit der Spindel in der Hand und emsig spinnend ihres Weges dahin wandern:

Deinem Mädchen bist du,
O Geliebter fern,
Deinem Mädchen theuer
Wie ihr Augenstern.

Trennende Gebirge,
Oeffnet mir den Pfad!
Habt Erbarmen, zeigt mir,
Wo der Liebste naht!

Dieſe ſtarren Felſen,
Herzgeliebter mein,
Stehen mir im Wege,
Laſſen mich nicht ein.

Und von Dorf zu Dorfe
Rauſcht der mächt'ge Fluß,
Schwillt von meinen Thränen,
Hindert meinen Fuß.

Wie mein Auge trübet
Jene Wolke ſich;
Harr' ich meines Liebſten,
So umflort ſie mich.

Falke, gieb mir Schwingen!
Nimm mich in die Höh,
Daß ich von da oben
Meine Freude ſeh'.

Daß bei Sturm und Regen
Ich doch ſchauen kann,
Ruhend unter Bäumen,
Den geliebten Mann.

Der Quichua-Sprache iſt ein günſtigeres Loos zu Theil geworden als den Sprachen der meiſten unterjochten Nationen; ſie wird noch heute ſo allgemein und mit derſelben Reinheit geſprochen wie zur Inca-Zeit, und zwar nicht blos von armen Indianern, ſondern auch von Abkömmlingen der Spanier aller Klaſſen in der Sierra. Die Ammen ſind meiſt Indianerinnen, und ſo wird das Quichua die Mutterſprache auch der ſpaniſchen Kinder, während ſie das Spaniſche erſt ſpäter lernen und auf den Schulen treiben. In den Kirchen der größeren Städte wird zu feſtbeſtimmten Zeiten, in den Dorfkirchen nichts Anderes als Quichua gepredigt. Auch die indianiſchen Barden, die ſich bei Feſtgelagen und Gaſtmählern auf den Landgütern hören laſſen, bedienen ſich des Quichua, für welches alle Stände und Stämme in Peru eine große Anhänglichkeit zu haben ſcheinen. Ein Zeichen dieſer Anhänglichkeit iſt es, daß man ſehr viel Maccaroniſche Poeſie antrifft, und zwar ſo, daß je eine Zeile Quichua und eine Zeile Spaniſch wechſeln. Dieſe

Dichtungsweise, die der Reinheit der Sprache leicht sehr gefährlich werden kann, ist allgemein gebräuchlich. Einem sehr volksthümlich gewordenen Liede dieser Gattung liegt folgende romantische Geschichte zu Grunde.

In einem Dörfchen der Provinz Aymaraes, nicht weit von Cuzco, hatte ein junger Priester zu einem schönen Mädchen die heftigste Liebe gefaßt. Unfähig, seiner Leidenschaft zu gebieten, riß er sich gewaltsam von ihr los und begab sich nach Cuzco, um in der Ferne seine Liebe zu vergessen. Kurz nach seiner Abreise that das Mädchen an einer steilen Bergwand einen Fehltritt, stürzte in den Abgrund und war augenblicklich todt. Sie wurde in der kleinen Dorfkirche begraben, und kurz darauf kam der liebende Priester, der die Trennung nicht länger zu ertragen vermochte, in das Dörfchen zurück. Als er den traurigen Tod des Mädchens erfuhr, kannte seine Liebe keine Rücksicht mehr. Er stürzte in die Kirche, riß, das Heiligthum entweihend, die Leiche aus der Gruft, schloß sie mit Inbrunst, wie eine Lebende, in die Arme und brach in jenes wilde Stegreiflied aus*).

Er schildert die Schönheit der Geliebten und ihren Verfall mit glühenden Farben und schließt:

Unerbittlichem Verhängniß
Ward die Liebliche zum Raub.
Kehre wieder! oder mache,
Mache mich mit Dir zu Staub!

Die hier ausgesprochene Bitte wurde ihm erfüllt. Der unglückliche junge Mann hauchte, die geliebte Leiche fest mit den Armen umschlungen haltend, seinen Geist aus.

Es ist eine wohlthuende Erscheinung, daß die schöne Quichua-Sprache selbst in der Mitte der unterjochenden Nation eifrige Pfleger fand, und daß die mächtigen Inca-Fürsten dieselben Männer, die ihr Reich plünderten und zerstörten, zu Schutzherren ihrer Literatur erhielten.

---

*) Manchay puytu hampuy nihuay, — Ruf' in deine gier'gen Höhlen,
A tus cavernas voraces. — Ort des Jammers, ruf' mich her!
Accoyniqui caypin cani, — Sieh, ich stelle mich gefangen,
Paraque sebes tu hambre etc. — Warum hungert Dich nicht mehr ꝛc.

Die Incas hatten die alte peruanische Sprache auf einen Standpunkt gebracht, der den aller übrigen südamerikanischen Sprachen und Dialekte weit überragte. Lyrische und dramatische Poesie wurde an ihrem Hofe hoch geschätzt, literarisches Verdienst reich belohnt und selbst der Gesetzgebungsstyl zu einem ebenso gedrängten wie erhabenen und würdevollen Ausdruck gebracht. Die peruanische Literatur, die in Mangel einer Schriftsprache leider zum größten Theile verloren gegangen, erhob sich, dem Glücksterne der Incas folgend, zu Triumphgesängen und stolzen Dramen, vermischt mit manchem hellen Aufblitzen der Komik und mit fröhlichen Liebesliedern, die unter der gerechten und freisinnigen patriarchalischen Herrschaft der Incas wie Hochzeitsglöckchen zur viersaitigen Tinya erklangen; als sich aber die Wolken zusammengezogen und entladen hatten, als die Spanier mit ihren Eisenfersen alle Hoffnung aus der Brust der unglücklichen Indianer herausgetreten, als überall die Verzweiflung ihnen entgegenstarrte, da blieben der Quichua-Sprache nur die melancholischen Yaravis, deren wehmüthige Töne, durch die tiefen Schluchten und weiten Thäler der Sierra von Peru wiederklingend, Herzen von Stein erweichen könnten.

---

## Sechstes Kapitel.

### Die Inca-Indianer.

Eigenschaften, Sitten, Gesetze der Peruaner. — Langer Druck und allgemeine Aufstände. — Ende der spanischen Herrschaft. — Die jetzigen Zustände in Peru.

Endlose Hypothesen sind über die Herkunft der Amerikaner aufgestellt worden. In den meisten ist vielleicht etwas Wahres; und könnte der Schleier gehoben werden, so würden wir erkennen, daß die amerikanische Urbevölkerung von Asien gekommen ist, aber auf verschiedenen Wegen. Manche mögen über die Inseln des Stillen Meeres gezogen sein; Andere wurden vielleicht von den canarischen Inseln und den Säulen des Hercules zur amerikanischen Ostküste

durch die Passatwinde getrieben; noch Andere werden hoch im Norden von Island, Sibirien und Tungusien aus eingewandert sein.

Ueber die Abstammung derjenigen Indianer, welche die Hauptbevölkerung des Inca-Reichs ausmachten, lassen sich höchstens Vermuthungen aussprechen. Sie haben einige charakteristische Züge von den Mongolen, andere von den alten Aegyptern, viele sind ihnen ganz eigenthümlich. Sie sind von schlankem Körperbau, durchschnittlich 5 F. 6 Z. bis 5 F. 10 Z. lang, muskulös und fähig, große Beschwerden zu ertragen. Sie haben straffes schwarzes Haar, Adlernasen, angenehme Gesichtsbildung und eine Hautfarbe von frischem Olivenbraun. Die Frauen sind häufig sehr schön, mit ausdrucksvollen schwarzen Augen; unter den jungen Mädchen trifft man die liebenswürdigsten Sylphidengestalten.

Die Herrschaft der Incas brachte sie zwar in eine Art von sclavischer Abhängigkeit, welche die volle Entwickelung ihrer eigenen Thatkraft hemmte, jedoch so, daß ihr Zustand durchaus nichts Entwürdigendes hatte, und daß sie sich dabei wohl und glücklich fühlten; sie hatten reichlich, was sie brauchten, und lebten behaglich und zufrieden.

Sie waren in Abtheilungen von zehn, hundert, fünfhundert und tausend eingetheilt, von denen jede ihren besondern Vorsteher hatte, während das Ganze dem Inca-Statthalter der Provinz untergeordnet war. Für ihre leiblichen Bedürfnisse wurde mit großer Aufmerksamkeit gesorgt. Bei der Verheirathung erhielt jedes junge Paar ein Stück Land zur Wohnung und Garten, und für jedes Kind wurde ein gleich großes Stück hinzugegeben. Aller Grund und Boden im Reiche zerfiel in drei Theile: ein Theil gehörte der Sonne, ein Theil dem Inca und ein Theil dem Volk; das letztere hatte aber die beiden ersteren sowie die Ländereien der abwesenden Soldaten, der Witwen und der bejahrten Leute mit zu bebauen. Ueberhaupt bestanden alle Lasten in persönlichen Leistungen, namentlich auch in industriellen Arbeiten, wobei den Pflichtigen jedoch stets soviel Zeit frei blieb, daß sie das eigene Land bebauen und für sich und ihre Familie sorgen konnten.

Die Peruaner waren in der Landwirthschaft ziemlich weit

vorgeſchritten, wendeten verſchiedene Arten von Dünger an und gewannen reiche Mais-, Coca-*), Quinoa- und Baumwollenernten. Auch wurden Lamas, Vicunas und Alpacas mit großer Sorgfalt gepflegt. Der Bergwerksbetrieb war einfach, förderte aber demohnerachtet eine ungeheure Maſſe edler Metalle zu Tage. Die Silbergänge wurden ſelten weit verfolgt, die Erze kamen in lange thönerne Oefen, und das Anfriſchen der Feuerherde überließ man einfach dem Winde. Das Gold wurde aus den Flüſſen gewaſchen. Rechnet man hierzu das Weben von baumwollenen und wollenen Stoffen, das Fertigen von Waffen und künſtlichen Geräthſchaften und die Werke der Architektur, ſo hat man einen Ueberblick der Unternehmungen, womit ſich die Inca-Indianer beſchäftigten. Ihre einfachen Bedürfniſſe waren leicht befriedigt; für manche Behaglichkeit und häufige Vergnügungen ſorgte die patriarchaliſche Regierung; ſie ſelbſt kannten keine eigentliche Sorge, erfreuten ſich eines ungeſtörten häuslichen Glücks und genoſſen des großen Vorzugs, von einer prachtvollen Natur umgeben zu ſein, deren Reize ſie, wie ihre Volkslieder beweiſen, vollkommen zu ſchätzen wußten.

Verbrechen kamen ſelten vor und wurden ſchnell und ſtreng beſtraft. Die Geſetze der Incas waren kurz und bündig abgefaßt.

I. Ama quellanquichu: Du ſollſt nicht müßiggehen.
II. Ama llullanquichu: Du ſollſt nicht lügen.
III. Ama suanquichu: Du ſollſt nicht ſtehlen.
IV. Ama huachocchucanqui: Du ſollſt nicht ehebrechen.
V. Ama huanu chinquichu: Du ſollſt nicht tödten.

Jahrhunderte lang hatte ſich dieſes Volk unter der patriarchaliſchen Regierung der Incas eines ruhigen Wohlſtandes erfreut, als eine jener räthſelhaften Heimſuchungen des Menſchengeſchlechts über daſſelbe hereinbrach und ein grauſamer Haufe von Eroberern, wilder als die roheſten Wilden, und ſchrecklich durch die mit dieſer Barbarei verbundene Macht, es dem Elend und der Verzweiflung

*) Der Coca, oder Hunger- und Durſtbaum, iſt in Peru einheimiſch und trägt Früchte in Trauben, von der Größe der Heidelbeeren, die getrocknet als kleine Münze benutzt werden.

preisgab. Die Unterjochung der Peruaner konnte leicht gelingen, denn sie waren ein ackerbauendes, friedliches Volk. Die Wilden in der Montaña blieben unabhängig. Ebenso die ruhmreichen Araucarier im südlichen Chile, welche den Spaniern Trotz boten, sie muthig zurückwarfen und durch zwei Jahrhunderte hindurch unbesiegt blieben, bis der Friede von Santiago im J. 1773 den langen Kämpfen ein Ende machte und ihnen die Unabhängigkeit sicherte. Einer ihrer Gegner, der Spanier Ercilla, hat in seinem berühmten Epos ihre Heldenthaten und ihre unauslöschliche Freiheitsliebe der Nachwelt aufbewahrt.

Die Peruaner blieben von 1535 bis 1824 einer empörenden Sclaverei unterworfen. Nominell zwar galten sie nicht als Sclaven. Einzelne edlere Spanier erhoben ihre Stimme gegen die unmenschliche Barbarei ihrer Landsleute; die Regierung des Mutterstaates erklärte die Indianer ausdrücklich für frei und erließ strenge Strafgesetze gegen diejenigen, welche sie als Lastthiere gebrauchten. Es gab sogar Richter, wie der brave Esquivel, die durch Vollzug des Gesetzes zu Märtyrern der guten Sache wurden; allein die bei weitem überwiegende Mehrzahl der localen Gewalthaber schlugen Gesetz und Menschlichkeit in den Wind und preßten ihre unglücklichen Opfer mit gefühlloser Grausamkeit bis aufs Blut aus. Die drei Hauptmittel der Erpressung waren: die Zwangsarbeit, Mita; die Kopftaxe; und das Repartimento- oder Truckſystem. Die Mita erstreckte sich auf Arbeiten aller Art. Am glücklichsten waren noch die Ackerbausröhner; bei weitem schrecklicher war die Lage der Bergarbeiter, die halb ausgehungert und übermäßig angestrengt, zu hunderten in den Gruben starben; am allerschlimmsten erging es den Fabrikarbeitern, die schon vor Tagesanbruch bis in die Nacht in den Fabriken eingeschlossen und so entsetzlich schlecht genährt und so furchtbar geschlagen, auch auf andere Weise gemartert wurden, daß sie den Eintritt in die Fabrik nur kurze Zeit überlebten. Die Kopftaxe wurde mit gleicher Härte von jedem Kopf zwischen 18 und 55 Jahren eingetrieben. Häufig forderte man sie auch von jüngeren Kindern, für die dann Eltern und Geschwister einstehen mußten. Das Truckſystem endlich wurde so ausgeübt, daß

man den Indianern nicht nur schlechte Waare für theure Preise, sondern auch völlig unbrauchbare Artikel aufzwang. Hungernde Tagelöhner und barfüßige Mädchen mußten sammtene Stoffe und seidene Strümpfe kaufen, und zwar für Summen, die sie nie erschwingen konnten; ein Corregidor hatte eine große Sendung Brillen erhalten; sofort erließ er einen Befehl, daß sich Niemand ohne Brille in der Kirche sehen lassen dürfe, und die luchsäugigen Andenbauern trugen Brillen auf den Nasen. Zu diesem dreifachen Drucke kamen noch die Erpressungen der Priester. Für alle Festtage der Heiligen, ja selbst für die bloßen Sonntage wurden Festspenden gefordert. Ein einziger Priester trieb auf diesem Wege jährlich 200 Schafe, 6000 Hühner und 50,000 Eier ein. Besonders hoch wären die Begräbnißkosten. Der Verstorbene blieb unbeerdigt, wenn sie nicht zuvor bezahlt waren. Häufig mußte das Letzte, was sich noch von Hab und Gut im Hause befand, dafür preisgegeben werden. Unter diesen systematischen Aussaugungen konnten Schulden nicht ausbleiben und der Schuldner wurde Sclave des Gläubigers. Sieben Achttheile der amerikanischen Bevölkerung fanden ihren Untergang in Folge der Entdeckung, und die peruanischen Indianer zählten im J. 1796 fünf Millionen Seelen weniger als zur Zeit der Incas.

Trotz dieser, Jahrhunderte lang fortgesetzten Mißhandlungen, bei deren bloßer Erzählung jedes bessere Gefühl sich empört, wurde der Charakter der Indianer nicht so völlig umgewandelt, daß sie aus einem braven und gesetzliebenden Volke zu ganz entwürdigten Sclaven geworden wären. Die Centralisation der Gewalt in der Hand der Incas hatte sie zu jeder organisirten Verbindung unter einander unfähig gemacht und sie den Eroberern leicht in die Hände gegeben. In der Schule des Unglücks aber hatten sie es gelernt, sich im Geheimen zusammenzuhalten, und in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts brach in allen innern Provinzen Peru's eine gleichzeitige Insurrection aus. An die Spitze derselben trat ein junger Indianer, Jose Gabriel Condorcanqui, der Sage nach ein Abkömmling des im J. 1571 auf dem Schaffot gestorbenen Inca Tupac Amaru. Er war im Jesuitencollegio von San-Borja zu Cuzco erzogen und hatte sich später in sein Heimathsdorf Tungasaca,

zwanzig Meilen südlich von Cuzco an einem großen Anden-See gelegen, zurückgezogen. Von großer Gestalt und schönem Ansehen, furchtlos und heftig, aber nur mäßig begabt, und ohne Erfahrung und Weltkenntniß, brütete er über dem Unglück seines Vaterlandes und wurde durch die Behandlung seiner armen Landsleute bis ins Innerste empört.

Die schamlosen Gewaltthaten der Corregidors einiger innern Provinzen waren bis zu einem Grade gestiegen, welcher nicht länger ertragen werden konnte. Selbst die bessern Spanier entsetzten sich über die Erpressungen und Grausamkeiten, deren Zeugen sie sein mußten. Der Bischof von Cuzco, Don Manuel Arroyo, war unter den Ersten, die sich gegen diese Tyrannei aussprachen. Don Ventura Santilices, einer der Edleren, wurde nach Spanien gesandt, um sich am Throne für die armen Indianer zu verwenden. Aber er starb nach wenig Monaten; und Don Blas, Condorcanqui's Onkel, der in einem ähnlichen Auftrage nach Madrid ging, wurde vergiftet.

Am 10. November 1780 erhob Condorcanqui die Fahne des Aufstandes, nannte sich Inca Tupac Amaru und erklärte, daß die tyrannische Regierung des Vicekönigs ein Ende habe. Die Indianer strömten zu Tausenden von allen Seiten unter seine Fahnen, und bei Asangaro erlitt das erste gegen ihn gesendete spanische Heer eine totale Niederlage. Gleichzeitig erhoben sich zwei Kaziken in Oberperu und belagerten La Paz. Indeß bot der spanische Hof, der befürchten mußte, eine der schönsten Provinzen zu verlieren, seine ganzen Streitkräfte auf. Zu den peruanischen Truppen zog man die von Buenos Ayres herbei, und der Brigade-General del Valle ging dem Inca mit 17000 Mann wohl disciplinirter Truppen entgegen. Das Heer des Inca zählte nur 10000 Mann. Sie kämpften mit größter Tapferkeit und Begeisterung, und die Schlacht blieb lange unentschieden, bis endlich die Spanier in der Hitze des Kampfs die Flanke der Patrioten umgingen und durch einen stürmischen Angriff von hinten den Sieg errangen. Tupac Amaru, sein Weib und seine Kinder wurden gefangen und hingerichtet, ersterer auf die grausamste Weise. Kurz darauf

ſtanden wieder 14,000 Indianer unter den Waffen. An ihre Spitze trat ein Neffe des hingerichteten Inca, Andres Tupac Amaru, den ſein Onkel Diego auf das kräftigſte unterſtützte. Dieſer belagerte die Stadt Puno, hielt ſich heldenmüthig in viertägiger Schlacht gegen die Spanier, mußte zwar endlich der Uebermacht weichen, befand ſich aber auf dem Rückzug ſtets an der Spitze der letzten Schwadron, und erwarb ſich auf den blutigen Schlachtfeldern von Condorcuyo und Puquina unſterblichen Ruhm. Die Spanier verſtärkten ihre Streitkräfte mehr und mehr, und der junge Andres Tupac Amaru mußte ſich im März 1782 bei Sicuani auf Capitulation ergeben. Die Trümmer der Inca-Armee behaupteten ſich noch in der Bergfeſtung Amutara und leiſteten dort der ganzen gegen ſie abgeſandten ſpaniſchen Armee kräftigen Widerſtand. Ein Verräther, Ana Guampa, öffnete dem Feinde die Feſtung, und als die tapfern Vertheidiger jede Hoffnung, ſie zu halten, verloren ſahen, ſtürzten ſie ſich Mann für Mann, das Schwert in der Hand, in den Abgrund von Kucumarini, womit die Inca-Inſurrection von 1780 am 6. Juli 1782 ihren Abſchluß fand. Es war viel Blut gefloſſen, die Spanier hatten die Kraft der unterdrückten Race kennen lernen, und ſoviel wenigſtens wurde erreicht, daß die eine Volksgeißel, das Repartimento-Syſtem, völlig in Wegfall kam.

Im Laufe der nächſten Jahrzehnten machte ſich indeß nicht bloß unter den Indianern, ſondern auch unter den eingeborenen Spaniern ein allgemeines Mißvergnügen bemerkbar.

Alle Staatsämter, ſowie die geiſtlichen Stellen und Officiersposten wurden mit ſeltenen Ausnahmen durch geldbedürftige Höflinge des Mutterlandes beſetzt, welche das Gehäſſige ihrer Bevorzugung noch durch ihren Uebermuth ſteigerten. Dies empörte die Gemüther und führte zu einem neuen Aufſtand, der am 4. Auguſt 1814 ausbrach. An der Spitze deſſelben befand ſich zwar ein Indianer-Häuptling; allein der diesmaligen Erhebung gab der Beiſtand der Creolen einen Nachdruck, der der frühern gefehlt hatte. Sie erſtreckte ſich von Cuzco aus bald über das ganze Tafelland der Anden bis nach Guamanga und Guanta. Bei dieſer Gelegen-

heit bestätigte sich die Sage von verborgenen Schätzen aus der Inca-Zeit, wovon die Indianer Kunde haben und die dazu bestimmt sein sollen, im Interesse des Vaterlandes verwendet zu werden. Bei Pumacagua, dem Führer der Aufständischen, erschien, als er in seinem Hause eine Rathsversammlung hielt, ein bejahrter Indianerhäuptling, nahm ihn mit sich und geleitete ihn mit verbundenen Augen aufwärts im Flußbette des Huatanay. Nach einem mehrstündigen Marsche wurde ihm die Binde von den Augen genommen, und er befand sich in einer Höhle, welche mit goldenen Figuren von verschiedener Form und Größe bedeckt war. Nachdem er, so viel er zu tragen vermochte, an sich genommen, wurde er in derselben Weise, wie er gekommen, wieder nach Hause zurückgeleitet, wo er von Wasser triefend und mit dem Nerv des Kriegs beladen sich vor der erstaunten Rathsversammlung wieder einfand. So wenigstens erzählte mir eine alte Dame aus der Familie der Astete, deren Vater ein College des Pumacagua gewesen, und der ihn mit seiner kostbaren Ladung hatte zurückkommen sehen.

Auch dieser Aufstand wurde zuletzt unterdrückt, und Pumacagua fand den Tod durch Henkers Hand. Schon wenige Jahre später aber erhob sich das ganze Volk noch einmal; Creolen und Indianer, Freie und Sclaven kämpften gemeinschaftlich gegen Spanien, und das Jahr 1824 machte seiner Herrschaft über das Königreich beider Indien ein Ende.

Der Charakter der Indianer hat sich, wie nicht zu leugnen ist, durch die lange Unterdrückung verschlechtert. Unredlichkeit und Trunksucht, die Laster der Sclaverei, haben sich allmählich unter ihnen eingeschlichen. Doch sind sie noch immer vortreffliche Soldaten, ausdauernd, abgehärtet, tapfer und, wenn gut geleitet, unerschrocken im Kampfe. Hinsichtlich der gewaltsamen Aushebung für die Armee beharrt jedoch auch die republikanische Regierung bei einem tyrannischen Systeme. Im Uebrigen führen sie jetzt ein verhältnißmäßig glückliches Leben; am wohlsten befinden sich die Hirten auf den Anden und die Ackerleute auf den Majs- und Waizen-Landgütern in den schönen Gebirgsthälern. Ihre Tracht, die sie seit den letzten beiden Jahrhunderten unverändert beibehalten haben,

ist sehr malerisch. Die Männer tragen Röcke von smaragdgrüner Serge mit kurzen Schößen und ohne Kragen, rothe Westen mit großen Taschen und kurze schwarze Hosen, die nur bis eben übers Knie herabreichen, dort aber nicht zugebunden, sondern offen getragen werden. Das Bein weiter herab und der Fuß bleibt nackt, nur die Sohlen werden durch Sandalen aus Lamafell geschützt. Als Kopfbedeckung tragen sie breitrandige, mit bunten Bändern und Goldborten aufgeputzte Hüte. Die Frauen tragen ein rothes Leibchen und einen blauen Rock, der ein wenig über das Knie herabreicht; bei den unverheiratheten Mädchen ist er noch kürzer. Fuß- und Kopfbedeckung ist wie bei den Männern; um die Schultern tragen sie die Uiella, ein Mäntelchen, das vorn mit einer silbernen Nadel zusammengehalten wird.

Die Wohnungen, die sie auf den großen Landgütern einnehmen, sind steinerne mit rothen Ziegeln bedeckte Häuschen, an deren Wänden sich Kürbis- und andere Schlingpflanzen hinaufranken, während der hohe Cactus am Thore wie eine stachelige Schildwache den Eingang hütet. Hier singen zur Ernte die Frauen und Mädchen ihre lieblichen Inca-Lieder, womit sie sich beim Auskörnen der Maiskolben die Zeit vertreiben, und die Männer und Bursche tragen die Büschel ein und gleichen, wenn man von den Bergen auf sie herabsieht, langen Zügen von Ameisen, die mit Blättchen beladen über den Waldpfad laufen.

Die Indianer sind gewerbfleißig und zeigen Geschick und Scharfsinn bei ihren Arbeiten. Die Mädchen spinnen und fertigen verschiedenartige Gewebe mit glänzenden Mustern. Ihre Ponchos aus Lamawolle, ihre Mais- und Coca-Taschen und ihre Steinschleudern, womit sie Vögel, Schafe und Alpacas jagen, sind nett und geschmackvoll gearbeitet. Die Männer machen irdene Gefäße, Holzbecher mit Schnitzarbeit und Kürbisflaschen, auf deren Außenflächen sie gleichfalls Bäume und alle Gattungen von Thieren einschneiden.

Ihr Chicha oder Bier aus Mais ist von etwas säuerlichem, aber angenehmem und erfrischendem Geschmack, und bildet durch ganz Peru ein allgemein übliches Getränk. Von gleich umfassendem

Gebrauche unter den Indianern ſind die Blätter der Cocapflanze, wovon ſie ſich kleine Kügelchen machen, die ſie immerwährend im Munde haben; ſie ſchmecken lieblich wie grüner Thee und wirken narkotiſch. Mit etwas Wenigem von dieſem Sorgenbrecher und einem kleinen Vorrath geröſtetem Mais in der Reiſetaſche legen ſie auf vier- und fünftägigen Wanderungen in der größten Geſchwindigkeit weite Strecken zurück und erdulden ruhig unglaubliche Beſchwerden.

Ihre Zuſtände haben ſich ſeit der Unabhängigkeitserklärung bedeutend gebeſſert; in gewiſſem Umfange ſteht ihnen der Weg zu Auszeichnungen offen, und die Kopfſteuer, die letzte Spur der ſpaniſchen Tyrannei, wurde im J. 1854 durch den General Caſtella aufgehoben.

---

## Siebentes Kapitel.

### Die peruaniſche Montana.

Das Gebiet des Amazonenſtromes und die Reiſen zu ſeiner Erforſchung. — Die Gegenden des Purus und des Tonofluſſes. — Bevölkerung, Producte und Handel.

Oeſtlich von den Anden liegt die große peruaniſche Montana, ein ungeheurer dichter Wald, der ſich hunderte von Meilen ausdehnt, zwei Drittheile des Flächeninhalts der Republik Peru einnimmt und einen Theil des Amazonenſtromgebietes bildet. Faſt durchgehends noch unerforſcht, von zerſtreuten wilden Indianerſtämmen dünn bevölkert, von unerſchöpflicher Fruchtbarkeit, reich an den mannichfachſten Producten der Tropenländer und von Thier- und Pflanzenleben ſtrotzend, iſt die Montana noch immer für die civiliſirte Menſchheit ein verſchloſſener, in der ungeſtörten Ruhe des Urwalds ſchlummernder Schatz.

Die Vegetation wächſt hier in verſchwenderiſcher, ungehinderter Fülle empor. Gewaltige Bäume, manche durch die Schönheit ihres glänzenden Holzes, andere durch die werthvollen Eigenſchaften ihrer Gummis und Harze, noch andere durch den Umfang und die Stärke ihres Bauholzes ausgezeichnet; Tauſende von

Schmarotzerpflanzen und eng in einander verflochtenen Schlinggewächsen umketten sie; Vögel von glänzendem Gefieder hüpfen im Blätterlabyrinthe umher, und andere Thiere aller Arten erfreuen sich eines kurzen Daseins, während die Stimme des Menschen nimmer gehört wird. Und doch durchschneiden breite schiffbare Ströme die Montana in allen Richtungen, und fließen dorthin, wo

Geschwellt von tausend Strömen, die sich rauschend
All von den Anden stürzen, groß herabsteigt
Der mächt'ge Orellana. Ungeschwächt
In stummer Würde rollen sie entlang
Durch unbekannte Reiche, Blumenwüsten
Und fruchtbeladne Oeden — Einsamkeiten,
Wo Sonnenlächeln, üpp'ge Jahreszeiten
Kein Auge sieht, kein Herz frohlockend grüßt.*)

Das Stromgebiet des Amazonenflusses erstreckt sich über 126,150 Quadratmeilen fruchtbaren Bodens und ist von Wasserverbindungen durchschnitten, die zusammen eine Länge von 10,000 M. haben. Dieses ungeheure, reich bewässerte Becken ist bei dem Riesenmaßstabe, nach welchem die Natur hier arbeitet, an sich schon geeignet, die Bewunderung des denkenden Menschen zu erregen; es bekommt aber durch den romantischen Charakter der Abenteuer, die sich darin zugetragen, und durch die Wunder, die man in seine noch unbekannten und unerforschten Tiefen verlegt, ein besonderes Interesse. Und ebenso wichtig ist es, vom commerciellen und wissenschaftlichen Standpunkte aus betrachtet, wegen seines natürlichen Reichthums, der Culturfähigkeit seiner ausgedehnten Ländereien und der Vortheile, die sich von der Eröffnung seiner Schifffahrt, durch welche der reiche südamerikanische Continent eine große Straße nach Europa erhalten würde, erwarten lassen.

Das Gerücht von einem El Dorado, einer Stadt, die tief im Innern von Amerika liegen sollte, deren Straßen mit Gold gepflastert seien, und deren König jeden Morgen mit Goldstaub gepudert werde, hatte allen Abenteurern der Alten und Neuen Welt die Köpfe verwirrt. Eine Expedition nach der andern machte

*) Thomson's Jahreszeiten.

ſich nach der wunderbaren Stadt auf den Weg, und unerhörte Mühen und Beſchwerden wurden erduldet, in der Hoffnung, einen ſo unvergleichlichen Preis endlich doch noch zu erringen. Die Wunderſtadt wurde nicht gefunden; doch hatten die abenteuerlichen Züge wenigſtens den Erfolg, daß der Lauf des Amazonenſtroms und ſeiner mächtigſten Zuflüſſe noch im 16. Jahrhundert erforſcht wurde.

Im 17. Jahrhundert führte der chriſtliche Bekehrungseifer zu weiteren Forſchungen auf demſelben Gebiete. Die Jeſuiten, die Vorkämpfer der Römiſchen Kirche in Europa, Aſien und Afrika, waren auch die erſten Miſſions-Pioniere auf dem Amazonenſtrome. Ihre Hauptſtation San Borja am linken Ufer ohnweit des Einfluſſes des Santyago in Nordperu wurde 1635 begründet, und 1637 von der Miſſion bezogen. Gleichzeitig nahm die Beſchiffung des Stroms ihren Fortgang. Im J. 1636 erreichten zwei Mönche die Mündung und fanden dort die kleine portugieſiſche Colonie Pera*), von der ſie freundlich aufgenommen wurden. Im folgenden Jahre ſchiffte ſich der unternehmende portugieſiſche Officier Texeira mit 70 Soldaten und 1200 Indianern in 47 großen Canoes in Pera ein, fuhr den Strom hinauf bis zur Einmündung des Napo und dann in dieſem weiter bis Payamino in Quijos, wo er nach einer Fahrt von acht Monaten eintraf. Später erreichte er auch noch die Stadt Quito. Der höchſt glückliche Erfolg dieſes Unternehmens führte zu einer wiſſenſchaftlichen Expedition, welche Texeira im J. 1639 in Begleitung mehrerer Gelehrten unternahm. Sie ſchifften von Quito aus den Napo und den Amazonenſtrom hinab und gelangten im December glücklich nach Para. Der eine der Gelehrten, Don Juan Acuna, hat von dieſer Reiſe eine höchſt intereſſante gedruckte Beſchreibung veröffentlicht, die erſte, die wir vom König der Ströme beſitzen. Die wichtigſten ſpätern Beſchiffungen erfolgten im J. 1743 von Condamine,

*) Der große Strom heißt von ſeiner Quelle im See Lauricocha bis nach Loreto, an der Grenze Peru's, Maranon; von Loreto bis Barra Solimoes und von Barra bis zur Mündung Para; beſſer aber iſt er für die ganze Dauer ſeines Laufes mit dem allgemein bekannten Namen Amazon zu bezeichnen.

1774 von Ribeira, 1827 von Maw, 1835 von Smyth und 1846 von Graf Castelnau. Herndon und Gibbon untersuchten im J. 1852 die Ströme Ucayali, Huallaga, Mamore und Madeira; den untern Lauf des Amazon und den Negro und Branco haben Edwards, Wallace und Schomburgk bereist und beschrieben.

Para, eine hübsche, blühende Stadt von 14000 E., ist der Stapelplatz für die gesammte Schifffahrt auf dem Amazon, die aber vor der Hand nur einen Exporthandel von nicht über 2,000,000 Dollars jährlich umfaßt. Die Artikel sind Gummi elasticum, Cacao, Zimmet, Baumwolle, Wachs, Fischbein, Copallack, Sassaparille, Nüsse, weißer Sago, Holz, Tigerfelle, Copaiba-Balsam und Zucker. Ueber 200 Meilen stromaufwärts von Para behält der Fluß eine Tiefe von 30 Klaftern und eine Breite von über eine halbe Meile; weiter aufwärts, oberhalb Barra an der Mündung des Rio Negro, eines der größten Nebenflüsse der Welt, der mit dem Orinoco durch den natürlichen Kanal des Cassiquiari in Verbindung steht, wechselt die Tiefe zwischen 20 und 12 Klaftern. Von Barra bis Loreto, der ersten peruanischen Stadt am Amazon, beträgt die Entfernung 180 Meilen. Hier mündet der Yavari ein, der die Grenze zwischen Brasilien und Peru bildet.

Die beiden bedeutendsten Nebenflüsse, oberhalb Loreto, die einen großen Theil der Montana bewässern, sind der Huallaga und der Yucayali. Der erstere ist 130 Meilen schiffbar, für Canoes schon von Tingo Maria an, 70 Meilen nordöstlich von Lima und 18 Meilen nordöstlich von Huanuco entfernt. Von hier ab 70 Meilen stromabwärts liegt in einer fruchtbaren, quellenreichen Ebene Tarapoto, der Hafenplatz für die Provinzen Caxamarca und Moyobamba. Zucker, Cacao, Körnerfrüchte, Baumwolle und Reis werden hier im Ueberflusse erbaut. Die Baumwolle erntet man sechs Monate nach der Aussaat, den Reis einen Monat früher; Bananen bedürfen keiner andern Culturarbeit, als daß man dann und wann die Wurzeln vom Unkraut reinigt. Die Stadt hat 4000 Einwohner; das Klima ist so gesund, daß im J. 1848 bei 235 Geburten nur 40 Todesfälle eintraten. Der Yucayali, ein noch bedeutenderer Strom, dessen

Zuflüſſe den größten Theil der Sierra bewäſſern, hat zwar in ſeinem Unterlaufe von Sarayacu an eine Tiefe von zwanzig und eine Breite von 2500 Fuß; allein die große Entfernung ſeiner obern Zuflüſſe von den civiliſirten Gegenden Peru's und die beinahe unüberſteiglichen Schwierigkeiten, welchen eine Fahrt durch ſeine von wilden und kannibaliſchen Indianerſtämmen unſicher gemachten Uferebenen begegnet, geben keine Ausſicht, daß die Dampfſchifffahrt hier ihre Koſten decken würde.

Auch vom Madeira und ſeinen Nebenflüſſen Beni, Mamore und Itenez, die in ihrem Zuſammenfluſſe den erſtgedachten Strom bilden, laſſen ſich keine günſtigeren Erwartungen hegen, denn ſein Fahrwaſſer wird durch zweiundzwanzig gefährliche Waſſerfälle unterbrochen. Nur in der Nähe ſeiner Mündung in den Amazon befindet ſich die kleine Stadt Borba, wo Cacaopflanzungen unterhalten werden; das Innere iſt unbekannt, Alligatoren treiben ſich ungeſtört in den Sümpfen herum, und der Tiger geht auf Beute aus und verfolgt die Spuren des Tapirs und Rothwilds.

Allein es giebt noch einen großen Zufluß zum Amazon, der für die Schifffahrt günſtigere Ausſichten ſtellt. Dies iſt der Purus. Er mündet 150 Meilen oberhalb Para, nicht allzuweit von Barra, ein und erhält ſeine Waſſer in kleineren Strömen zugeführt, die von den ſchönen öſtlichen Anden, der Grenze des urſprünglichen Inca-Reichs, herabkommen und ein ausgedehntes Waldgebiet der Montana, unter den Spaniern das productivſte und noch jetzt das intereſſanteſte, durchfließen. Von ihrem Vereinigungspunkte an erhalten dieſe Ströme bei den Spaniern den Namen Madre de Dios, bei den Indianern Amara-mayu oder Schlangenfluß; es iſt dies aber kein anderer Strom, als der den Europäern nur bei ſeinen Mündungen bekannte Purus. Die obern, dem Gebiete deſſelben angehörigen herrlichen Waldebenen heißen die Thäler von Paucar-tambo; ſie waren vor der ſpaniſchen Eroberung durch peruaniſche Colonien cultivirt, die Spanier ſetzten ſich auch hier feſt, das Land war weithin mit Plantagen bedeckt, und die Waldlichtungen gewährten reiche Ernten von Coca, Cacao, Zucker und andern Tropenproducten. Die meiſten dieſer großen Be-

ſitzungen ſind verödet und verlaſſen, nur die Namen haben ſich erhalten. Unter der ſpaniſchen Herrſchaft wurden ſie durch ein Regiment Soldaten gegen die Angriffe der wilden Indianer, der Chunchos, gedeckt und gewährten ein Einkommen von jährlich einer Million Dollars. Mit dem Verfall der ſpaniſchen Macht verarmten die in Cuzco reſidirenden Plantagenbeſitzer, die Einfälle der Chunchos wurden häufiger, und ſchon bei Eröffnung des Unabhängigkeitskrieges war die Zahl der Plantagen auf ſechs herabgeſunken. Vor etwa 15 Jahren begab ſich der unternehmende Don Sinferoſa Ampuero ſelbſt auf ſeine Beſitzung Chaupi-mayu im Paucar-tambo-Gebiete. Es gelang ihm einige der Chunchos zu unterwerfen; er nahm ein Mädchen aus jenem Indianerſtamme zu ſich, ließ ſie taufen und wollte ihr eine chriſtliche Erziehung geben. Allein ihr angeborner Charakter verläugnete ſich nicht, ſie mordete ihren Wohlthäter, als er ſich im Fluſſe Tono badete, durch Pfeilſchüſſe und kehrte zu ihrem früheren wilden Leben zurück. Die Chunchos blieben von da an nur um ſo erbittertere Feinde aller Fremden, zerſtörten drei von den noch verbliebenen Pflanzungen und halten die wenigen Bewohner der andern durch häufige Ueberfälle und Mordthaten in ſteter Angſt und Lebensgefahr.

Am 1. Mai 1853 brach ich von Paucar-tambo auf, um über dieſe Gegenden Näheres zu erfahren und vielleicht einen Blick auf den Purus ſelbſt zu gewinnen. Zwiſchen den Thälern von Paucar-tambo und der Stadt gleichen Namens erhebt ſich die letzte Andenkette. Hoch auf ihrem Kamme wälzen ſich die mit Eistheilchen beladenen Wolken beinahe am Boden hin, und Schnee bedeckt das lange Gras; die Abſenkung des Gebirgs iſt aber ſo ſchroff, daß in weniger als einer halben Stunde die Hitze drückend wird, und Tropenbäume zu beiden Seiten des Zickzackpfades emporſteigen. In Zeit von drei Stunden hatte mich mein Maulthier 11,000 Fuß tief in die Niederung herabgetragen und ich erreichte unter ſtrömendem Regen die Ufer des Chirimayu, wo er neben einer einſamen am Wege errichteten Hütte in prachtvoller Cascade herabſtürzt und ſogleich den Blicken unter den vorſpringenden Hügeln wieder entſchwindet. Mein Führer hatte mich, noch ehe wir aus der Schnee-

region heraus waren, verlassen; ich war allein und stand nun am Eingange der Montana.

Die Bergwände zu beiden Seiten waren mit dichtem Gebüsch, Farren und blühenden Schlingpflanzen von buntestem Farbenschmucke bedeckt, und wo irgend ein Vorsprung den Wurzeln Halt gab, erhoben sich hohe Palmen. Gegen Abend hörte es auf zu regnen, der Nebel verzog sich, und die lieblichste Landschaft lag vor meinen Blicken. Die glänzenden, mannichfaltigen Farben der Blumen, die prachtvollen großen Schmetterlinge, das schimmernde Gefieder der hin- und herhüpfenden Vögel, Papageien hoch auf den obersten Zweigen der Bäume und Kolibris, die Thautropfen von den Scharlachblüthen der Salvia schüttelnd, und der blitzende, schäumende Wasserfall, das Alles gab ein ebenso buntes als lebendig bewegtes Gemälde. Die Nacht wurde stockfinster und brachte ein furchtbares Gewitter in ihrem Geleite. Zwischen den sich schnell folgenden Donnerschlägen ließen sich auf und über der Erde alle nur möglichen Töne vernehmen, ein Schreien, Brüllen, Heulen und Zischen von Tigern, Affen und andern wilden Thieren und Kriechern, das alle Hoffnung auf Schlaf aufgeben ließ und für einen einsamen Wanderer nichts weniger als erbaulich war.

Am nächsten Morgen überschritt ich auf ein paar Baumstämmchen, die als Brücke dienten, den Chirimayu und gelangte durch eine tiefe Schlucht zum Tono, der aus der Verbindung des Chiramayu, Yanamayu und anderer Flüsse entsteht und schäumend neben dem Pfade hinbraust. Baumartige Farren, Palmen und riesige Tropenbäume bekleideten die Abhänge bis zu den Spitzen, schwere Nebelwolken hielten das Laubwerk feucht, und hie und da stürzten sich prächtige Cascaden schäumend in den Tono herab. Sieben Stunden von der Hütte am Chirimayu entfernt, auf einer kleinen Waldblöße, liegt La Cueva, eine unbedeutende Besitzung; sie besteht aus einer Hütte von nur zwei Räumen, einem Ananas- und zwei Coca-Feldern und einer Einwohnerschaft von zwölf Inca-Indianern aus den Anden. Hier hörte ich zuerst den schwermüthigen Gesang der Alma perdida (der verlornen Seele), eines Vögleins, von dem die Indianersage erzählt, daß es einer jungen Mutter, die ihr

Kind im Walde verloren, auf ihr ängstliches Rufen so traurig geantwortet und davon seinen Namen erhalten habe.

Eine Stunde weiter nach Osten flachen sich die Hügel mehr ab und verlaufen sich in eine weite, waldbedeckte Ebene, die sich, soweit das Auge sehen kann, fast ununterbrochen ausdehnt. Hier vereinigt sich der Pitama mit dem Tono, und der Pfad schlängelt sich durch dichten, verworrenen Wald immer knapp am rechten Tonoufer hin. Die Vegetation ist nun ganz die der heißen Zone. Palmen von großer Schönheit und Höhe, Balsam- und Gummibäume erheben sich aus dem dichten Unterwuchse, der von Kriech- und Schlinggewächsen und Bambusdickichten gebildet wird. Das Bambusrohr hatte an den stärksten Stellen sechs Zoll im Durchmesser, lag manchmal in zusammenhängenden Massen gebrochen über den Pfad herüber und machte das Fortkommen beinahe zur Unmöglichkeit. Besonders hindernd sind die starken kleinen Haken, die bei den Knoten des Rohrs hervorwachsen; sie rissen mir gleich am ersten Tage die Kleider fast buchstäblich in Stücke. Sechs kleine Flüsse, die hier nach und nach in den Tono einmünden, durchschneiden den Pfad und gewähren bei der sie umgebenden Waldeinsamkeit einen reizenden Anblick; Vögel von allen Größen und Farben, vom wilden Truthahn, Fasan und Papagei bis zu dem prächtigen kleinen Finken und dem schillernden Kolibri, fliegen lärmend und singend umher; und am Flusse, zur Hälfte im Wasser, steht der große unbehülfliche Tapir, in tiefes Nachdenken versunken.

Jenseits des sechsten jener Flüsse windet sich der Pfad an einem steilen Felsen, der über den Tono hereinhängt, empor, und es eröffnet sich eine weite Aussicht, westlich nach den Andenvorbergen, nordöstlich nach einer Hügelreihe, und nach allen andern Richtungen hin über die weite bis an den Horizont sich erstreckende Waldebene. Der Weg wird hier offener, und nach einer halben Stunde gelangt man an die Haciendas Santa Cruz und Huayna-pata. Die letztere wurde vor einigen Jahren von den Chunchos überfallen, und alle Bewohner wurden ermordet; die erstere wurde verlassen, weil ihre Bevölkerung ein gleiches Schicksal befürchtete. Auf dieser standen noch einige Gebäude; auf Huayna-pata war keine Spur mehr zu

ſehen. Große Cocafelder und Cacao- und Ananas-Pflanzungen, vom vordringenden Walde ſchon halb wieder erſtickt und überwuchert, boten ein trauriges Schauſpiel der vor dem Leben der Wildniß ſich zurückziehenden Civiliſation. In wenig Jahren wird der Wald wieder das ganze Land bedecken und keine Spur von dieſen einſt blühenden Gefilden übrig laſſen.

Eine Stunde öſtlich von dieſer traurigen Wüſtung liegt die Hacienda San Miguel, die letzte Anſiedlung in dieſem Theile von Peru. Ich erreichte ſie am 6. Mai. Die Gebäude ſind in verhältnißmäßig wohnlicherem Zuſtande, die Lage iſt geſund, nicht weit vom Tono, von den Mosquitos ziemlich verſchont. Orangen und Citronen, Coca- und Maisfelder umgeben den Hof, weiterhin iſt alles Wald. Die Einwohner ſind Anden-Indianer, an ihrer Spitze ſteht Don Pedro Gil, der Adminiſtrator. Frauen befinden ſich nur wenige hier. Doch hat auch ein Miſſionar, Peter Revello, der lange in China und Paläſtina geweſen, ſeinen Aufenthalt in San Miguel genommen, um ſeine geiſtlichen Bemühungen den Chunchos zuzuwenden. Ich fand einen ſtattlichen Mann in ihm, groß, breitſchultrig, von gebietendem Ausſehen, mit mächtigem kahlen Haupte und ſchönen Geſichtszügen. Er iſt Mönch und trug ſein Ordenskleid.

Gleich in der erſten Nacht meines Aufenthalts zu San Miguel hatte ich von den Vampyrs, kleinen Fledermäuſen von ſehr durſtiger Natur, zu leiden, die meinem Fuße übel mitgeſpielt hatten; auch der Pater klagte über ihre Angriffe auf ſeine Arme und ſeinen kahlen Kopf. Andere Feinde, die Ameiſen, waren ihm über die paar Bücher gerathen, die er beſaß, und hatten eine fürchterliche Verwüſtung darin angeſtellt.

Die Wohnung Don Pedro's und des Paters war ſehr einfach möblirt: ein langer Tiſch in der Mitte, rohe Holzbänke, ein paar Bettſtellen, wie die Hängematten auf dem Schiffe an der Wand befeſtigt. Sie lebten in einem ziemlich urſprünglichen Style, nährten ſich, wie die Indianer, faſt nur von Früchten und Chunus oder eingelegten Kartoffeln — man weicht ſie in Waſſer ein, preßt ſie und läßt ſie auf den Anden zu Eis gefrieren — und waren ſo genügſam, daß ſie ſich ſelbſt den Luxus des Lichts verſagten; denn

außer ein paar Klumpen Talg, die Peter Revello zum Messelesen gebrauchte, fehlte es an jedem Beleuchtungsmittel.

Der Boden ist so fruchtbar, daß man die Cocablätter jährlich viermal pflücken kann; sie werden auf einem großen Hofe hinter den Gebäuden getrocknet und nach Cuzco verkauft. San Miguel producirt jährlich gegen 3000 Arrobas*) und erhält die Arroba mit fünf Dollars bezahlt. Außerdem erbaut man eine kleine Partie Früchte und Cacao. Der Transport geschieht durch Maulthiere, deren eines mit drei Dollars für die Reise nach Cuzco gemiethet werden kann. Ein anderes Etablissement von geringem Umfang, bei welchem neun Indianer beschäftigt sind, hat ein junger Künstler, der zu Cuzco lebt, hier errichtet. Er läßt Gummi einsammeln; die Indianer durchstreifen zu diesem Zwecke den Wald und bringen in der Regel wöchentlich zwei Ypas, Gefäße aus Bambusrohr von drei Fuß Höhe und vier Zoll Durchmesser, mit Gummiharz gefüllt, zurück. Diese Ypas, die zur Handhabe an einem Ende mit einem großen Haken versehen sind, dienen überhaupt als Eimer und Krüge.

Eine halbe Stunde von San Miguel, näher an den Ufern des Tono, liegt die Hacienda Chaupi-mayu, die aber schon in einem ganz verfallenen Zustande war und seitdem wahrscheinlich verlassen oder zerstört ist. Fünf Stunden südlich befindet sich eine dritte, die Hacienda Cosni-pata, die blühendste unter allen. Sie producirt Coca, Cacao und Mais, daneben aber auch noch 3000 Arrobas Reis, der zu drei Dollars die Arroba in Cuzco verkauft wird.

Dies sind die drei einzigen noch bestehenden Niederlassungen in den Thälern von Paucar-tambo, und es ist eine Schande für die Regierung von Peru, daß in dieser reichen und fruchtbaren Gegend die Civilisation vor einer Handvoll wilder Indianer entschieden zurückweichen muß. Die Chunchos führen ein Wanderleben und sind über weit ausgedehnte Landstriche dünn zerstreut. In der Nähe der Haciendas streifen zwei Stämme herum, die Huachipayris am Cosni-pata und die Tuyuneris am Tono und seinen Zuflüssen.

*) Eine Arroba enthält 32 peruanische Pfund = 29, 376 Pfd. Zollgewicht.

Sie sind roh, grausam, häßlich, unzähmbar und Todfeinde jedes Fremden. Sie ziehen durch die dichten Wälder auf ungangbaren, nur ihnen bekannten Pfaden, gehen völlig nackt und sind mit Bogen und Pfeil bewaffnet. Von den letzteren führen sie zwei Arten. Die eine ist von dem harten Holze der Chonta-Palme gemacht und wie eine Säge gezackt, an der andern ist eine Spitze von Bambus angebracht, die sie sehr zierlich mit Bindfaden befestigen; die Federn sind dem Schafte schneckenförmig eingefügt und von Vögeln mit dem prachtvollsten Gefieder gewählt.

Ihre Wohnungen bestehen aus langen, engen, hausdachähnlichen Hütten, worin mehrere Familien zusammen leben. General Miller brachte im J. 1835 eine Nacht in solch einer Hütte zu; sie war hundert Fuß lang, vierzig breit und sechs hoch. Um die Hütte her findet sich gewöhnlich eine kleine Anpflanzung von Mandeln und Bananen. Ihre Hauptnahrung besteht aus Affen, Vögeln, Bananen und Fischen; die letzteren erlegen sie wie die Landthiere mit Bogen und Pfeil. Zu Wasserkrügen benutzen die Indianer die hohlen Bambusröhre, die von Knoten zu Knoten ein natürliches Gefäß bilden; so lange sie noch grün sind, sieden sie auch ihre Fische darin.

Die Frauen werden, wie fast bei allen wilden Stämmen, grausam behandelt und müssen alle schweren Arbeiten verrichten. Selbst die Nacht müssen sie, wie berichtet wird, reihum wachen, indem, während die eine Frau auf einer Art erhöhter Bank bei dem Mann ruht, die andere unterhalb einen Feuerbrand zu schwingen hat, um ihn zu wärmen.

Es ist nicht zu verwundern, daß die Frauen bei solcher Behandlung sich zu einem Amazonenstaate verbinden konnten, der zwar vielfach bezweifelt worden ist, an dessen Möglichkeit aber Acuna, Condamine, Southey und Humboldt glauben, und dessen erste Ursprünge die Sage an den Purus und in die Jagdgründe der Chunchos verlegt. Orellana erzählt, daß er im J. 1541 ein Heer von Kriegerinnen zu bekämpfen gehabt, und Acuna hörte während seiner Fahrt auf dem großen Strome, der ihren Namen trägt, unausgesetzt von ihnen erzählen. Sie befanden sich mit allen Indianerstämmen im Kriege, außer mit den Guacaras, mit denen sie

einmal des Jahres zuſammenkamen. Wenn ſie ſich trennten, nahmen die Guacaras die Knaben, die im vergangenen Jahre geboren worden waren, mit, und die Mädchen behielten die Amazonen. Sie ſollen vom Purus aus an den Rio Negro nach Guiana gezogen ſein.

Die Bemühungen des Pater Revello, einen Verkehr mit den Chunchos anzuknüpfen, ſind bis jetzt ganz erfolglos geweſen, und er hat ſich begnügen müſſen, ſeine geiſtliche Wirkſamkeit auf die Bevölkerung von San Miguel zu beſchränken. Er hat die Umgegend bis in die Nähe des Purus, den er von weitem erblickte, durchforſcht, mußte aber wegen Mangel an Proviant wieder umkehren. Etwa eine Stunde von San Miguel hatte er eine kleine Pflanzung angelegt, La Conſtancia, wo er Yucas und andere Feldfrüchte baute. Dieſe war ganz vor Kurzem erſt noch der Schauplatz eines Mordes, den die Chunchos an einem Amtsbruder des Paters, einem jungen Mönche von Cuzco, verübten. Der Pater war im April 1853 eines Abends nach San Miguel vorausgegangen, während ſein junger Freund noch kurze Zeit in La Conſtancia zurückbleiben wollte. Zu ſeiner großen Beſtürzung verging aber die ganze Nacht, ohne daß der letztere heimkehrte, und am andern Morgen fand er den Leichnam von neun Pfeilen durchbohrt. Solche Mordthaten kommen häufig vor, nur um des Mordens willen, ohne daß es auf einen Raub dabei abgeſehen wäre. Der unglückliche Reiſende oder Maulthiertreiber ſinkt plötzlich unter einem Schauer von Pfeilen nieder, noch ehe er ſeine grauſamen und feigen Mörder auch nur geſehen hatte. Wenn die Leute auf dem Felde arbeiten, müſſen ſie bewaffnete Poſten ausſtellen, die auf das ſchärfſte Wache halten. Ich erreichte nach einer langen und mühſeligen Tagereiſe durch den dichten Wald einen Hügel, von wo ich einen Blick auf den Purus thun konnte. Ich fand den Punkt unter 12° 45′ ſüdlicher Breite und 70° 30′ weſtlicher Länge von Greenwich, und hier iſt es, wo der Tono von Südweſt, der Cosnipata von Süden und der Pina-Pina von Nordweſt ihre Waſſer in den Purus ergießen, der eine Breite von etwas über hundert Schritten hat. Dies war der Endpunkt meiner Reiſe.

Verschiedene Umstände lassen annehmen, daß die Schifffahrt auf dem Purus mit weniger Hindernissen zu kämpfen haben werde als auf dem Madeira oder den andern Nebenflüssen des Amazon. Hierher gehört besonders seine weite Entfernung von den Anden einerseits und von den brasilianischen Gebirgen andererseits, die Größe seiner Nebenflüsse, und vor Allem die neuerdings festgestellte Thatsache, daß er durch zwei Arme mit dem Madeira verbunden ist, woraus man auf eine nur geringe Erhebung des dazwischen liegenden Landes schließen kann.

Sollte einst der Purus schiffbar gemacht werden, so wäre eine Wasserstraße eröffnet, die für die Industrie und den allgemeinen Wohlstand Peru's von unberechenbarem Einfluß sein würde. Die Entfernung nach Europa wäre um die Hälfte vermindert, die gefährlichen Reisen über die Cordilleren und um das Cap Horn wären umgangen, und die mannichfaltigen Wald- und Bergproducte des reichen Inca-Landes könnten auf geradem und bequemem Wege der Alten Welt zugeführt werden. Man darf nur an Chinarinde (wovon 14,000 Centner zu 80 bis 100 Dollars pro Ctr. in Arica verschifft werden), an Gummi, Copaibabalsam, Vanille, Indigo, Zimmt, Sassaparille, Ipecacuanha, an das prachtvolle Bauholz und an vegetabilische und animalische Nahrungsmittel aller Art erinnern, um die Behauptung zu rechtfertigen, daß der Handelsverkehr durch die Montana, abgesehen von den zahlreichen Goldwäschen, ein außerordentlich starker sein würde. Rechnet man dazu noch Tabak, Zucker, Kaffee, Baumwolle und Cacao, von vorzüglicherer Qualität als der von Venezuela oder Guayaquil, was Alles in den Paucar-tambo-Thälern mit der Aussicht auf die reichsten Ernten angebaut werden kann, und Silber, Kupfer, Salpeter und Alpaca-Wolle der Sierra, für deren Transport man auch diese Straße der ums Cap Horn vorziehen würde, so ist es keinem Zweifel unterworfen, daß sich die auf Eröffnung derselben verwendeten Capitalien reichlich verzinsen würden.

Schon hat sich der Unternehmungsgeist der Neuen Welt diesem wichtigen Gegenstande zugewendet. Schifffahrtsverträge im Hinblick auf das Amazonenstromgebiet sind zwischen Brasilien und den

ſpaniſchen Republiken abgeſchloſſen worden; vier braſilianiſche Dampfer befahren den Strom zwiſchen Barra und Para und zwei peruaniſche, in New-York gebaute, ſind bis nach Loreto heraufgekommen. Loreto und Nauta ſind dem fremden Verkehre, mit der Beſtimmung, daß keine anderen als rein locale Abgaben erhoben werden ſollen, freigegeben worden, der Präfect zu Loeto iſt ermächtigt, Anſiedlern Ländereien von zwei bis zu vierzig Fanegados anzuweiſen, und die Einwanderer ſind auf zwanzig Jahre von allen Abgaben befreit.

Beim Hinblick auf die glänzende Zukunft, die ſich dieſen Gebieten in Ausſicht ſtellt, iſt es aber nicht mehr als billig, mit Lob und Bewunderung der großen Männer zu gedenken, die als die Pioniere der Wiſſenſchaft und des Chriſtenthums in die Wildniſſe der Montana eindrangen. Nicht genug rühmen kann man Charaktere, wie einen Pater Samuel Fritz, den Condamine den Apoſtel des Amazongebiets nennt, und der im Jahre 1707 die erſte, noch immer brauchbare Karte deſſelben herausgab, und in neuerer Zeit die Prieſter Manuel Plaza und Revello, von denen der Erſtere, nach Graf Caſtelnau „der Heros der Pampa del Sacramento", funfzig Jahre in dieſen Wildniſſen zubrachte, während des Letzteren Laufbahn noch nicht geſchloſſen iſt. Sie warben nicht um die Ehre und den Lohn dieſer Welt. Höher ſtehend als der Soldat, der nach Beute und Ruhm trachtet, als der Mammonsdiener, der nach den verborgenen Schätzen der Erde gräbt, arbeiteten ſie mit gleichem Eifer, beſtanden ſie gleiche Gefahren und größere Beſchwerden, erduldeten ſie jedes Mißgeſchick mit fröhlicher Ausdauer, ohne durch die Hoffnung auf Gewinn und Bewunderung getragen zu werden. Um ſo mehr ſchulden wir ihnen dieſe, ſammt unſerem Dank, obſchon ſie nicht darauf rechnen; aber die Welt wird auch ſolche Schuld kaum abtragen, denn ſie ſpendet dem Helden auf dem Schlachtfelde größeren Ruhm als dem Forſcher in der Wildniß, der die Wiſſenſchaft fördert zum Beſten der Menſchheit und zur Ehre Gottes.

# Achtes Kapitel.

## Lima. Die Zeit der Vicekönige.

Yanaoca, die höchste Stadt der Erde. — Arequipa und seine Umgebungen. — Lima; die Spanier, Creolen und Indianer. — Die heillose Wirthschaft der Vicekönige und der Beamten. — Sturz der spanischen Herrschaft.

Von Cuzco nahm ich den Rückweg über Sicuani, das an der Straße nach Puno liegt. Ich suchte das Volk in seinen Hütten auf und lauschte seinen Balladen und seinen schwermüthigen Elegien. Bei Sicuani verläßt die Straße die lieblichen Thäler, und man gelangt auf das öde Tafelland der Anden, eine wilde und dünnbevölkerte Gegend. Nur Kartoffeln und Quinoa-Reis vergelten hier dem Landmann noch die Mühe der Arbeit; aber zahlreiche Lama- und Alpaca-Heerden weiden auf den grasigen Höhen. In der Nähe des großen Sees Tungasaca, an welchem die Straße vorbeiführt, fand die Niederlage Tupac Amaru's durch die Spanier statt; unsere Gesellschaft zog mit schmerzlichen Gefühlen an der Stätte vorüber, wo der letzte der Incas seinen heldenmüthigen Kampf gekämpft hatte.

Nachdem wir den See verlassen und das Dorf Pampamarca berührt hatten, gelangten wir in die kleine Stadt Yanaoca, die Hauptstadt der Provinz Canas und die höchstgelegene Stadt der Erde. Ihre Höhe über dem Meere beträgt 14,250 Fuß, 6077 Fuß höher als der große St. Bernhard. Sie liegt auf einer weit ausgedehnten, mit Lama- und Alpaca-Heerden bedeckten Ebene, ist von hohen, wilden Bergen eingeschlossen und besteht aus einer einzigen langen Straße und einem freien Platze mit zwei kleinen Kirchen.

Am Sonntag findet der Hauptwochenmarkt in Yanaoca statt. Die Dorfbewohner kommen hier aus einem Umkreis von vielen Meilen in der Runde zusammen, und die Scene ist ebenso belebt als interessant. Die jungen Mädchen sitzen in Reihen mit ihren breiträndigen Monteros, buntfarbigen Mänteln, kurzen Röcken und nackten Beinen auf dem Boden und schwatzen und lachen fröhlich

durcheinander. Vor ihnen ſind ihre Waaren ausgebreitet, worunter Kartoffeln in drei Formen, nämlich zuerſt die gewöhnliche, dann die Oca, eine lange und dünne Art, die ſehr gut ſchmeckt, und von der die Stadt den Namen führt (yana-oca, ſchwarze Oca), endlich die Chunus oder die gepreßte, eine Hauptrolle ſpielen; außerdem Coca, Medicinalkräuter aus der Montana, Mais, Quinoa, Eier, Hühner, wollene und baumwollene Zeuge. Die Männer, in denſelben breiten Monteros, drängen ſich durch die Haufen, und ein ununterbrochenes Getöſe von Stimmen ſchallt aus der geſchäftigen Menſchenmenge heraus. Jetzt ertönt das Kirchenglöckchen. Da wird's mit Einem Male todtenſtill; der Prieſter hat die Hoſtie erhoben, „und Alles kniet und ſchlägt die Brüſte, ſich fromm bekreuzend vor dem Chriſte.“ Einen Augenblick ſpäter iſt der alte Marktlärm wieder in ſein Recht eingetreten.

In Yanaoca kann man die Indianer in ihrem reinſten Zuſtande ſehen; ſie ſind hier nur wenig mit den Spaniern in Berührung gekommen und haben ihre Sitten unverändert und ihre Sprache unverfälſcht bewahrt. Jenſeits dieſer kleinen Stadt führt die einſame und verödete Straße über weite Ebenen, mit einer Schäferhütte hie und da, bis ſie ſich hinter Lanqui in ſteilen Zickzackwindungen auf ein noch höheres Plateau heraufzieht. Drei lange Tagereiſen über ein ausgedehntes Weideland, deſſen kleine Flüſſe ſo ſtark gefroren waren, daß ſie die Laſt der Maulthiere trugen, brachten uns zu dem Dörfchen Ocoruro, dem letzten in den Oſtcordilleren und im Departement Cuzco, und zugleich dem letzten, wo man die Inca-Indianer in ihrer maleriſchen Tracht und die Quichua-Sprache in ihrem reinen Charakter antrifft. Von hier aus führt ein ſteiler, ſchneebedeckter Pfad über einen 17,740 Fuß hohen Paß, in deſſen Nähe ſich das Poſthaus Rumi-Huaſi in einer Höhe von über 15,000 Fuß befindet, nach der Station Ayavirine. Die Sonne war untergegangen; es wurde ſchneidend kalt, ein ſcharfer Wind wehte über die Hochebene, und vom wolkenloſen Himmel ſtrahlten die Sterne im herrlichſten Glanze. Wir waren viele Stunden geritten, ohne durch das geringſte Zeichen an ein menſchliches Daſein erinnert zu werden, ließen die Thiere ſtärker

auftreten und spähten ängstlich durch die Finsterniß nach einem Rastorte, bis wir endlich, oftmals durch große Felsenblöcke getäuscht, die zwei steinernen Gebäude von Ayavirine vor unsern Blicken auftauchen sahen.

In dem einen schien sich etwas Menschliches zu regen; wir gingen hinein und trafen zwei Indianer, die uns aber hoch und theuer versicherten, daß nichts Eßbares vorhanden sei. An dem andern Hause war keine Thür. Endlich entdeckten wir den Eingang hinter einem Haufen Steine, räumten diese weg und wurden für unsere Mühe belohnt, indem wir einige Kartoffeln und etwas Holz fanden. Bald loderte ein lustiges Feuer vor dem Gebäude auf, und der weiße Rauch stieg in gekräuselter Säule zum nächtlichen gestirnten Himmel empor; welch erquickender Anblick für müde Wanderer! Ein helles Feuer unter freiem Himmel und ein darüber kochendes Mahl, in hoher, einsamer Wildniß, fern von den Wohnungen der Menschen, gewährt nach langer ermüdender Reise ein Gefühl von Behaglichkeit, eine so echte Freude, wie man sie mitten unter dem Ueberflusse des civilisirten Lebens selten empfindet.

Am 29. Mai gelangten wir in die Nähe des Vulkans von Arequipa, an dessen Fuße die gleichnamige Stadt noch 7850 F. hoch über dem Meere liegt. Der Vulkan selbst ist 20,320 F. hoch. Vom Kamme eines seiner Vorberge, über welchen die Straße führt, hat man eine herrliche Aussicht auf die Stadt, die sich in einer weiten und fruchtbaren Ebene ausbreitet. Die Häuser sind alle blendend weiß, von Weidenpflanzungen und Obsthainen umgeben, und die großen Mais- und Kleefelder erstrecken sich nach Süden und Osten bis zu den felsigen Bergen, welche die liebliche Oase von der großen Sandwüste trennen, die sich jenseits bis zur Meeresküste erstreckt.

Die Bodenbildung ist vulkanisch, und die Stadt hat häufig von Erdbeben zu leiden, durch welche sie schon längst zerstört worden sein würde, wenn sie weniger fest und zweckmäßig gebaut wäre. Die Häuser sind sämmtlich von einem vulkanischen Gestein aufgeführt, der Grund ist nicht tief gelegt, und die Decken und Dächer sind gewölbt. Bei dieser Bauart sind sie durch ihre An-

lage geeignet, einer heftigen Erdbewegung nachzugeben, während ſie zugleich durch ihre Feſtigkeit vor dem Falle geſchützt werden.

Arequipa iſt eine der größten Städte von Peru, Hauptſtadt eines Departements und biſchöfliche Reſidenz. Es hat ſtets bedeutenden politiſchen Einfluß ausgeübt, da die indianiſche Bevölkerung ungewöhnlich tapfer, unruhig und zu Aufſtänden geneigt, die Einwohnerſchaft der höhern Klaſſen aber reich, ſtolz und talentvoll iſt. Die Ebene wird von dem reißenden Fluſſe Chile bewäſſert, der auch mitten durch die Stadt fließt, und über den hier eine ſchöne ſteinerne Brücke führt. Viele Landhäuſer und Haciendas geben der Umgegend Schmuck und Wohlſtand; und in einer Entfernung von etwas über vier Meilen liegen in einer engen Schlucht die ſchwefel- und eiſenhaltigen Geſundbrunnen von Yure, die ſich bei verſchiedenen Krankheiten von ſehr heilſamem Erfolge bewähren.

Die Sandwüſte zwiſchen Arequipa und Islay iſt über zwanzig Meilen breit und in ihrer ganzen Ausdehnung mit weißen Sandhügeln bedeckt, die eine halbmondförmige Geſtalt hatten und mit der convexen Seite nach dem Meere zu gerichtet waren. Sie ſollen ihre Stellung je nach dem Winde verändern. An der Straße liegen zwei Poſthäuſer, Cruz de Cana und Cruz de Guerreros, welche dem verdurſteten Reiſenden Obdach und Waſſer, ſonſt aber nicht viel mehr darbieten. Von dem letzteren aus führt die Straße plötzlich eine ſteile Schlucht hinab, die zu beiden Seiten von hohen kahlen Felſen eingerahmt iſt. Nur ſelten erhebt ſich aus dem unfruchtbaren Boden ein dürftiger, vertrockneter Cactus. Dieſer Theil des Küſtenſtrichs iſt in einer Ausdehnung von zehn Meilen mit einem Staub bedeckt, den man für die Aſche des Vulkans Arequipa hält, und der ſich in ſo dichten Wolken erhebt, daß die Cavalcade bald einer Geſellſchaft von Müllern gleicht.

Islay iſt ein kleiner, meilenweit von Sandwüſten umgebener Hafenplatz von 2000 Einwohnern, in welchem ein ſtarker Handelsverkehr zwiſchen Cuzco, Arequipa und den überſeeiſchen Plätzen ſtattfindet. Ich ſchiffte mich in Islay am 21. Juni ein und erreichte am 24. Lima.

Wie Cuzco für die indianiſchen Traditionen und alle Be-

ziehungen, welche sich an jene alte untergegangene Civilisation knüpfen, den Mittelpunkt bildet, so repräsentirt Lima die nun ebenfalls verschwundene alte spanische Macht und ist zugleich der Sitz der neuen republikanischen Regierung. Auch jetzt noch erinnert in Lima, wenn man die Pariser Costüme ausnimmt, fast Alles mehr an die vicekönigliche Zeit als an den gegenwärtigen Zustand der Dinge. Die Kathedrale auf dem großen Platze, mit ihrer roth und gelb angestrichenen Façade, ihren drei grünen Portalen und ihren übertünchten Ziegelthürmen, wurde unter den Vicekönigen erbaut. Einst seufzten ihre Altäre unter dem Drucke der massiven Silberausstattung, die ihnen nun schon seit lange durch die Bedürfnisse der Republik abgenommen wurde. Auch der Palast von unscheinbarem Aussehen, der in seinen untern Räumen zu kleinen Verkaufsläden benutzt wird, diente einst den Repräsentanten der katholischen Majestät; und die schöne steinerne Fontäne in der Mitte des Platzes, über der sich eine bronzene Statue der Fama erhebt, wurde von einem Vicekönig errichtet. Die beiden andern Seiten des Platzes werden durch Privathäuser gebildet, unten mit Arcaden, in denen sich Verkaufshallen befinden, oben mit Balkonen, die durch Gitterjalousien nach maurischer Art abgeschlossen sind.

Die langen geraden Straßen, die sich vom Hauptplatze aus in rechten Winkeln nach verschiedenen Richtungen hin erstrecken, haben ein alterthümliches, feierliches Aussehen und stehen in starkem Contraste zu den neumodischen Trachten der Vorübergehenden. Die Häuser haben größtentheils keine Fenster nach der Straße zu. Bei den kleinern in den ärmern Stadttheilen sind dieselben durch Thüren ersetzt, über welchen in einer Mörtelwand gläserne Laternen aufgehängt sind; bei den größeren sieht man nichts dergleichen. Sie haben nur große, auf die Straße herausgehende Flügelthore, die in den patio oder Hofraum führen, dessen Umfassungsmauern häufig mit Frescogemälden bedeckt sind. Dem Thore gegenüber befindet sich ein sala genannter Raum, welcher zum Empfangszimmer dient. Die Dränirung der Stadt ist so eingerichtet, daß die Abzugsgräben unbedeckt mitten durch sie hinlaufen; Schaaren von häßlichen Truthahngeiern und schwarzen, kahlköpfigen Aaskrähen

belagern ihre Ränder und verrichten anſtatt der trägen Einwohner das Amt der Gaſſenreiniger.

Vom großen Platze aus führt eine Straße an den Fluß Rimak, der mit einer ſchönen ſteinernen Brücke überbaut iſt; und in der Vorſtadt San Lazaro befinden ſich zwei ſtattliche Alleen von hochgewachſenen Weidenbäumen, deren eine dem Fluſſe entlang zu dem vom Vicekönig Don Manuel Amat im J. 1770 erbauten Amphitheater für Stiergefechte leitet. Auch das zierliche alte Theater mit ſeinen in eine offene Gallerie ausmündenden Logenthüren iſt ein Denkmal aus der vicekönigliche Zeit, wie dies überhaupt bei allen öffentlichen Gebäuden, bei den Kirchen, Klöſtern und Hospitälern, bei dem vor der Stadt liegenden Pantheon, bei den Gebäuden der mediciniſchen Akademie und der Stadtmauer der Fall iſt, die ſämmtlich unter der ſpaniſchen Regierung entſtanden. Der Staatsrath der republikaniſchen Regierung hält ſeine Sitzungen im Inquiſitionshofe, und die Deputirtenkammer kommt in der Kapelle der ſpaniſchen Univerſität von St. Marcus zuſammen. Nicht einmal der große vom Vicekönig Amat begonnene Bau eines künſtlichen Sees in der Vorſtadt San Lazaro iſt von der Republik fortgeſetzt worden, ſo daß es ſcheint, als ob der Anhauch demokratiſcher und anarchiſcher Unabhängigkeit allen Verbeſſerungen, mit denen es freilich auch in der vicekönigliche Zeit langſam genug von Statten ging, lähmend entgegengetreten ſei.

Indeß liegt das Uebel tiefer. Die eingeborne Bevölkerung wurde von alter Zeit her in Unthätigkeit erhalten. Man geſtattete ihr niemals Antheil an der Regierung und Verwaltung des Landes, und ſo vertrieb man ſich zu Lima ſeine Zeit mit Bällen und Stiergefechten, und die ſchönen Frauen rauchten und ergaben ſich einem verderblichen Luxus in Kleidung und Schmuck. Das Klima iſt warm und erſchlaffend und verführt leicht zu einem gleichgültigen, trägen Leben.

Trotzdem, und bei all ihrer Indolenz, waren die Creolen von Lima auf die Spanier, die alle öffentlichen Aemter monopoliſirten, und von denen ſie mit empörendem Stolze behandelt wurden, um ſo eiferſüchtiger, je mehr das infame ſpaniſche Colonialſyſtem jedem

europäiſchen armen Schlucker ohne Verdienſt und Erziehung die Möglichkeit darbot, zu den einflußreichſten und einträglichſten Stellen zu gelangen; und es iſt erklärlich, daß dies zuletzt in offenen Haß ausartete. Den Indianern und der ganzen gemiſchten Bevölkerung erging es noch ſchlimmer. Der Vicekönig Graf von Monclova erließ im Jahre 1706 ein Decret, daß kein Indianer, kein Neger, kein Meſtize (halb weiß, halb indianiſch), kein Mulatte (halb weiß, halb ſchwarz), kein Zambo (halb Indianer, halb ſchwarz) Handel treiben, einen Laden halten oder auch nur in den Straßen verkaufen dürfe; nur Ackerbau und Handwerk war ihnen erlaubt, und jeder Uebertreter wurde in die Strafcolonie Valdivia deportirt.

Die Creolen ſuchte der ſpaniſche Hof, indem er ſie auf der einen Seite verletzte, auf der andern wieder dadurch zu gewinnen, daß er denjenigen Familien, die ſich über ihre Abkunft ausweiſen konnten, Diplome verlieh. Freilich war dies zugleich ein ſehr einträgliches Geſchäft, denn es mußten ungeheure Summen dafür bezahlt werden. Ulloa berichtet, daß er im J. 1743 in Lima nicht weniger als achtundvierzig Marquis und Grafen angetroffen habe, und in den Küſtengegenden war der hohe Adel unter den großen Grundbeſitzern nicht minder zahlreich.

Der Plan, einen Colonialadel zu ſchaffen, war keine unweiſe Maßregel. Man gelangte damit, wenigſtens für eine ziemlich beträchtliche Zeit, dahin, die reichen Coloniſten eng mit dem Mutterlande, dem Born der Ehren, zu verknüpfen.

Der Colonialadel hielt es nicht, gleich den Granden von Spanien, unter ſeiner Würde, ſich in kaufmänniſche Unternehmungen einzulaſſen; und in der That hätten die Schätze dieſes herrlichen Landes wohl auch den ſtolzeſten europäiſchen Patrizier hierzu verlocken können. Der Reichthum der Silberminen von Peru wurde bald in der ganzen Welt zum Sprichwort, und ſelbſt eine lebhafte Phantaſie konnte kaum das Maß ihrer Ausbeute übertreiben. Neben den Minen von Potoſi wurden im Jahre 1620 die von Cerro Pasco und im J. 1667 die in der Provinz Puno entdeckt, zu denen

ſolche Maſſen von Abenteurern ſich drängten, daß es in der Ebene von Laycocota zu einer regelmäßigen Schlacht kam.

Die ungeheuren Einnahmen, die von dieſen und den mexikaniſchen Bergwerken bezogen wurden, gelangten über die Häfen Vera Cruz und Porto Bello in den Silbergallionen nach Spanien und füllten die Schatzkammer Philipps II., des mächtigſten Monarchen der Chriſtenheit, deſſen wahnwitzige ſelbſtſüchtige und kurzſichtige Politik den Untergang der ſpaniſchen Macht beſchleunigte. Zu einer Zeit auf den Thron gelangt, wo ſeine Vorgänger die alten Conſtitutionen von Caſtilien und Arragonien, die Cortes und die Juſtiza Mayor, aufgehoben und jeden freien Gedanken und jede freie Thätigkeit unterdrückt hatten, fand er ſich an der Spitze einer nahezu despotiſchen Staatsverwaltung. Eine Zeit lang ging Alles glänzend von Statten. Die geſunde Kraft, die Spanien aus ſeinen alten Verfaſſungen geſchöpft hatte, ſpornte das Genie und den Unternehmungsgeiſt ſeiner Söhne an, und durch ſolches Material wurde der wurmſtichige Despotismus noch auf eine kurze Friſt getragen und mit Pracht und Macht umkleidet.

Man hatte die neue Welt erobert und dem türkiſchen Vordringen in den Gewäſſern von Lepanto eine Schranke gezogen; man wußte der franzöſiſchen Armee und den Schweizer Miethlingen mit der Infanterie Gonſalvo's, Alba's und Farneſe's die Spitze zu bieten; Velasquez' und Murillo's Pinſel ſchmückten die Kirchen und Paläſte Spaniens; und die Werke eines Cervantes, Lope de Vega, Calderon, Quevedo, de Solis und Ercilla, nebſt vielen andern, verherrlichten ſein goldenes Zeitalter. Aber der Same des Verfalls lag unter dieſer ſchimmernden Parade des Genies und der Eroberung ſchon reichlich ausgeſäet. Die immerwährenden, endloſen Kriege, in welche Philipp II. das Reich verwickelte, die Gnadengehalte, die er auszahlte, und die Subſidien, die er nach Italien ſchickte, um ſeine Macht aufrecht zu erhalten, das Alles vereinigte ſich, die Hülfsquellen der Regierung zu erſchöpfen, ſo daß, obſchon er durch ſeine amerikaniſchen Bergwerke das reichſte Einkommen unter allen Souveränen Europa's beſaß, ſeine Schatzkammer doch ſtets leer war. Von 35,000,000 Dollars, die er im Jahre 1595

aus Amerika bezog, war im Jahre 1596 kein Real mehr in Spanien zu finden.

Kurz, die Finanzen Philipps waren vollständig zerrüttet, und doch setzte er den Krieg fort; doch versuchte er es, England zu vernichten; doch ließ er sein über allen Glauben thörichtes Handelssystem fortbestehen. Ueberall herrschte Stockung des Verkehrs, Elend unter den arbeitenden Klassen, während Philipp, im Escurial eingeschlossen, persönlich alle Departements seiner kümmerlichen Regierung leitete, mit einem unerschütterlich kalten Ausdruck auf seinem blassen Gesicht und mit anscheinender Gleichgültigkeit die Berichte von der Vernichtung seiner Heere und Flotten und dem Elend seiner Unterthanen anhörte und Spanien noch immer für das größte Reich der Welt hielt.

Darauf folgten die Regierungen seiner unwürdigen Nachfolger und ihrer lasterhaften Minister; schnell und gedankenlos trieben sie das unglückliche Land in die breite Heerstraße der Armuth und des Verderbens hinein.

Erst im J. 1714, als die Bourbons auf den spanischen Thron gelangten, zeigte sich in verschiedenen Maßregeln der Regierung eine erleuchtetere Politik; der Handelsverkehr mit den Colonien, der bisher in den Fesseln des strengsten Monopols geschmachtet hatte, wurde wenigstens in etwas geöffnet. Bis dahin hatte die sogenannte Flota, welche aus drei Kriegsschiffen und ohngefähr funfzehn Kauffahrteischiffen zu 400 bis 1000 Tonnen bestand, die Ein- und Ausfuhr von Peru und Mexiko besorgt. Alle Arten von Manufacturwaaren wurden auf dieser Flotte verschifft, so daß alle europäischen Handelshäfen bei ihrem Cargo betheiligt waren. Sie segelte von Cadix aus und durfte an keinem Orte unterwegs irgend etwas von der Schiffsladung löschen. Als Rückfracht nahm sie von Vera Cruz Silber, Cacao, Indigo, Cochenille, Tabak und Zucker; das Rendezvous mit den von Porto Bello kommenden Gallionen, welche die Schätze Peru's überbrachten, hielt sie zu Havanna. Die Gallionen waren Fahrzeuge von 500 Tonnen; bei ihrer Ankunft zu Porto Bello begann ein großartiger Markt, bei dem sich die Kaufleute aus allen Theilen von Südamerika zu-

ſammenfanden. Von Manilla kamen die Acapulco-Gallionen, mit den Gewürzen des Oſtens beladen, im December an; und faſt zu derſelben Zeit kam das reiche Schiff von Lima, mit durchſchnittlich 2,000,000 Dollars an Bord. Außer den Gallionen ließen die Kaufleute von Cadix, wenn ſie glaubten, daß in amerikaniſchen Häfen größere Nachfrage ſtattfände, noch die ſogenannten Regiſterſchiffe abgehen, für welche aber bedeutende Licenzgelder gezahlt werden mußten.

Das ſtrenge Monopol konnte indeß zu keiner Zeit vollſtändig durchgeſetzt werden. Namentlich wurden, ſeit die Engländer den Aſiento, den Vertrag, der ſie ermächtigte, die ſpaniſchen Colonien mit Negerſklaven zu verſorgen, abgeſchloſſen hatten (1715), bei Gelegenheit dieſes ſchimpflichen Handels ungeheure Quantitäten europäiſcher Waaren eingeſchmuggelt.

Auch konnte es nicht fehlen, daß die fabelhaften Schätze der Gallionen Schaaren von beutegierigen Abenteurern aus England und Frankreich herbeizogen, und die ſpaniſchen Meere wimmelten von Buccaniern, die ſich nicht bloß auf Seeräuberei beſchränkten; das Glöckchen der Madrina (des Leitmaulthiers), welches das Herannahen der ſilberbeladenen Karawane verkündete, war eine liebliche Muſik in ihren Ohren, wenn ſie in den Wäldern des Iſthmus auf der Lauer lagen.

Die Seemacht, die den Vicekönigen von Peru gegen dieſe häufigen Angriffe zu Gebote ſtand, war unbedeutend.

Das Arſenal zu Callao, zu welchem mehrere große Magazine gehörten, ſtand unter der Obhut von fünf Beamten, die mit den Vorräthen einen unglaublichen Unterſchleif trieben und die Schiffe auf die empörendſte Weiſe ausrüſteten. Auf dieſen, ſelbſt auf den Kriegsſchiffen, wurden Verkaufsläden gehalten, deren Gewinn dem Capitän zufiel. Die geſuchteſten Artikel waren Wein und Würfel. Die Leute durften auf hoher See bis ſpät in die Nacht hinein bei offenem Lichte ſpielen. Die Kauffahrteiſchiffe waren in einem noch elenderen Zuſtande, erbärmlich gebaut, und noch erbärmlicher verwaltet. Die Wache hielten der Patron und der Lootſe. Der eine ſchlief unten in ſeiner Hängematte, der andere auf dem Deck an

der Cajütenthüre, alle Matrosen schliefen, und der Mann am Steuer stellte häufig das Rad ein und schlief auch mit. Viele Schiffe gingen jährlich unter. Aber die Corruption und die Unterschleife am Arsenal und der Schiffswerfte zu Callao nahmen ein plötzliches Ende. Das furchtbare Erdbeben vom 28. October 1746 machte ganz Callao zu einem Trümmerhaufen; auch Lima litt außerordentlich, und mehrere Schiffe, darunter die Fregatte St. Fermin, wurden aufs Trockne gesetzt. Den Punkt, auf welchem die Fregatte zu stehen kam, bezeichnet ein kleines Denkmal zwischen Callao und Bella Vista. Die Einwohner von Callao wurden, mit Ausnahme eines einzigen, alle von den Fluthen verschlungen. Lima und Callao erholten sich von diesem Schlage nur sehr langsam, obschon der Vicekönig, Marquis von Villa Garcia, große Energie an den Tag legte und zum Aufbau eines neuen Callao an einem besser geeigneten Platze Veranstaltung traf.

Die Colonialpolitik wurde von jetzt an eine merklich bessere; namentlich machte die Regierung des Grafen Florida Blanca, der zwanzig Jahre an der Spitze des spanischen Ministeriums stand, mehrfache Versuche zu Reformen in der Verwaltung.

Das übermäßig große Vicekönigthum Peru wurde getheilt; man ernannte Vicekönige für La Plata und Neu Granada und errichtete eine königliche Audienca zu Quitó. Auch schickte man nicht mehr die hochmüthigen Granden von Spanien nach Peru, sondern ernannte praktische Männer, die sich als Generalcapitäne im Lande die nöthigen Localkenntnisse verschafft hatten, zu Vicekönigen. Zu den letzteren gehören Don Manuel Amat (1761), Don Augustin Jaurequi (1780) und Don Ambrosio O'Higgins, Marquis von Osorno (1796), dessen Vater, ein armer Irländer, einen kleinen Kramladen am Marktplatze zu Lima hielt. Auf O'Higgins folgten der Marquis von Aviles (1799), Don Jose de Abascal (1806), ein vortrefflicher Regent, und General Pezuela (1816), der letzte Vicekönig, der sein Amt in Frieden antrat, und dessen Porträt in der Galerie der Vicekönige von Pizarro an nach einem sonderbaren Zusammentreffen auch gerade den einzigen noch übrigen Platz einnahm.

Trotz der besseren Verwaltung, welche die spätern Vicekönige

einzuführen ſuchten, herrſchte Corruption und Veruntreuung unter den Behörden aller Grade. Die Richter an den höchſten Gerichtshöfen, namentlich die zu Lima, waren ganz ohne Scheu verkäuflich. Sie trieben auch meiſtens Handelsgeſchäfte und dabei eine ſo ausgedehnte Schmuggelei, daß die mit verbotenen Waaren von Payta befrachteten Maulthiere am hellen, lichten Tage nach Lima hereingetrieben wurden.

Die ſpaniſche Herrſchaft näherte ſich ihrem Ende. Vieles war zuſammengekommen, um die Gemüther der Creolen auf die Revolution hinzuführen. Die theilweiſe Freigebung des Handels durch Florida Blanca; die durch den Verkehr mit unabhängigen Staaten gewonnene klarere Einſicht in ihren eigenen ſklaviſchen Zuſtand; endlich die Invaſion des Mutterlandes durch die Armeen Napoleons brachte die Volksaufregung in Südamerika zu einer ſolchen Höhe, daß es nur eines Funkens bedurfte, um den Brandſtoff zu entzünden, der die ſpaniſche Macht in der Neuen Welt für immer vernichten ſollte. Die verkehrten Maßregeln der ſpaniſchen Gouverneure und das anmaßende Verhalten der Regentſchaft zu Cadix riefen endlich den offenen Ausbruch der Revolution, die ſie verhindern ſollten, hervor; von Caracas und Buenos Ayres ausgehend, verbreitete ſich der Kampf mit dem Mutterlande bald über das geſammte ſpaniſche Amerika und endete mit deſſen Unabhängigkeit.

Peru, ſo lange der Mittelpunkt der viceköniglichen Größe, warf das ſpaniſche Joch zuletzt ab; ſeine Unabhängigkeit folgte aber unvermeidlich der der übrigen Provinzen. Im Jahre 1821 zog General San Martin in Lima ein und erklärte, er komme, um die vor dreihundert Jahren von Pizarro geſchmiedeten Ketten zu zerbrechen.

## Neuntes Kapitel.

### Lima unter der Republik Peru.

Fortgang der Insurrection. — Wegnahme der „Esmeralda" durch Lord Cochrane. — Proclamation der Republik; San Martin und Bolivar. — Entstehung der Republiken Bolivia und Ecuador. — Peru unter der Herrschaft militärischer Abenteurer und Parteigänger; dreißigjährige Bürgerkriege.

Als der Unabhängigkeitskrieg in Südamerika ausbrach, war Spanien, abgesehen von seinem mit reißender Schnelligkeit überhandnehmenden Verfall aus inneren Gründen, in einen so heftigen einheimischen Krieg verwickelt und durch den Zwiespalt der Regentschaft so zerrissen, daß man sich wundern muß, wie es ihm möglich war, den Kampf gegen die empörten Colonien so lange fortzusetzen.

Während die Insurrection in Columbia und Buenos Ayres erfolgreich zu werden begann, hatte der General Ramirez den Aufstand des Pumacagua zu Cuzco niedergeworfen; Pezuela und Goyeneche hatten entscheidende Siege über die Insurgenten von Ober-Peru davongetragen, und von Callao war eine Expedition abgesegelt, um die empörte Provinz Chile wieder zu unterwerfen.

Es war natürlich, daß der Mittelpunkt der vicekönigl ichen Macht in welchem fortwährend ein großes stehendes Heer unterhalten wurde, und wo Schwärme von spanischen Beamten in allen größeren Städten die Oberhand hatten, am längsten behauptet werden konnte; und wenn schon die Creolen und Indianer ihren Unterdrückern nichts weniger als geneigt waren, so mußten sie sich doch bei der Entfaltung einer so starken Gewalt und der rücksichtslosen Verwendung derselben äußerlich beugen.

Allein dieser Zustand der Dinge konnte nicht so fortdauern, als die Verbindung mit dem Mutterlande schwieriger wurde. Nunmehr näherten sich die Flammen der Revolution auch den Gränzen des Incareichs.

Der tapfere Lord Cochrane war in Valparaiso erschienen und hatte das Commando der von den Insurgenten Chile's zusammengebrachten, größtentheils mit englischen Matrosen und Officieren bemannten Kriegsflotte übernommen. Am 20. August 1820 nahm Lord Cochrane ein vom General San Martin befehligtes Insurgentenheer an Bord und segelte nach Peru. Ein Theil der patriotischen Armee, wie sie sich nannte, wurde bei Pisco gelandet und vom General Arenales sofort über Yca ins Innere geführt. Das Hauptcorps landete bei dem kleinen Dorfe Ancon, eine Stunde nördlich von Lima; und gleichzeitig entwarf Lord Cochrane den Plan zu einer der glänzendsten Thaten, welche dieser unerschrockene und kühne Seeheld vollbracht hat. Er beschloß nämlich, die spanische Fregatte Esmeralda, welche unter den Kanonen der Festung Callao lag und durch eine Corvette, zwei Brigs und eine Anzahl Kanonenboote gedeckt war, „herauszuschneiden". Die Boote des Geschwaders von Chile brachen zu diesem Unternehmen, von Lord Cochrane selbst geführt, am 5. November spät in der Nacht auf und gelangten, ohne bemerkt zu werden, an die Esmeralda heran. Lord Cochrane enterte am Steuer- und Backbord zugleich; nach einem kurzen aber heißen Kampfe wurden die Spanier überwältigt, man lichtete die Anker, und die Fregatte wurde im Triumphe aus dem Bereiche der Festungskanonen entführt.*)

*) Wir können uns nicht versagen, die Begebenheit, die unser Autor hier berührt, nach Lord Cochrane's (jetzt Earl of Dundonald's) eigener Erzählung unsern Lesern mitzutheilen. Sie findet sich in dem neuerdings erschienenen Werke des dreiundachtzigjährigen Helden „Narrative of Services in the Liberation of Chili, Peru, and Brazil, from Spanish and Portuguese Domination. By Thomas Earl of Dundonald G. C. B. Admiral of the Red, Rear-Admiral of the Fleet. 2 vols." und wird vom Athenäum, Januar 1859 Nr. 1627 mitgetheilt.

Die Unternehmung, erzählt der Admiral, war gefahrvoll; denn seit meinem letzten Besuche war die feindliche Stellung verstärkt worden. Die Festungswerke am Ufer waren mit nicht weniger als 300 Geschützen armirt, die Esmeralda war mit den besten Seeleuten und Marinesoldaten, die man hatte auftreiben können, bemannt, und die Mannschaften waren jede Nacht, auch zum Schlafen, auf ihre Posten consignirt. Uebrigens war sie

Während dieſer glückliche Erfolg ein glänzendes Licht auf die Flotte warf, war General Arenales von Yca in die Sierra vorgedrungen und hatte bei Cerro Pasco ein detachirtes Corps der königlichen Armee geſchlagen, ſah ſich aber gezwungen, über die Cor-

---

durch einen ſtarken Sperrbaum mit Kettenankern und durch bewaffnete Blockſchiffe bedeckt, und das Ganze umgaben ſiebenundzwanzig Kanonenboote, ſo daß kein Schiff in ihre Nähe gelangen konnte. Drei Tage beſchäftigten wir uns mit den Vorbereitungen, hielten aber den Zweck, für welchen ſie beſtimmt waren, geheim. Am Abend des 5. November wurde er den Mannſchaften der Schiffe mittelſt folgender Proclamation kundgegeben: „Seeſoldaten und Matroſen! Heute Nacht werden wir dem Feinde einen tödlichen Streich verſetzen. Morgen werdet ihr euch ſtolz vor Callao zeigen, und eure Kameraden werden euch um euer Glück beneiden. Ich fordere eine Stunde voll Muth und Entſchloſſenheit von euch, nicht mehr, und wir triumphiren. Denkt an den Sturm von Valdivia und fürchtet euch nicht vor denen, die ſtets vor euch geflohen ſind. Der Werth der vor Callao genommenen Schiffe wird euch als Beute zufallen, und ihr werdet dieſelben Belohnungen in baarem Gelde erhalten, die man den Spaniern für die Wegnahme eines Schiffes von unſerm Geſchwader verſprochen hat. Der Augenblick des Ruhmes nahet heran! Ich hoffe, die Männer von Chile werden kämpfen, wie ſie's gewohnt ſind, und die Engländer werden thun, was ſie daheim und auswärts allezeit gethan. Cochrane."

Indem ich dieſe Proclamation ergehen ließ, erklärte ich, daß ich den Angriff in Perſon leiten würde, und forderte Freiwillige auf, hervorzutreten. Alle Seeſoldaten und Matroſen am Bord der drei Schiffe erboten ſich, mich zu begleiten. Da dies nicht zugegeben werden konnte, wählte ich 160 Matroſen und 80 Marineſoldaten aus und bemannte mit ihnen, nachdem es dunkel geworden war, vierzehn Boote längs des Flaggenſchiffes. Jeder, der an der Expedition theilnahm, wurde mit Hirſchfänger und Piſtole bewaffnet und erhielt, zur Unterſcheidung, weiße Kleidung mit blauem Band am linken Arme. Ich rechnete darauf, daß die Spanier nicht auf ihrer Hut ſein würden, weil ich die Liſt gebraucht hatte, die andern Schiffe, wie zur Verfolgung eines in Sicht gekommenen Fahrzeugs, unter Capitän Foſter aus der Bai abſegeln zu laſſen, ſo daß der Feind glauben mußte, es werde dieſe Nacht nicht zu einem Angriff kommen. Um zehn Uhr war alles fertig; die Boote wurden in zwei Diviſionen getheilt; die eine commandirte mein Flaggencapitän Crosbie, die zweite Capitän Guiſe; mein eigenes Boot führte den Zug. Es war das ſtrengſte Stillſchweigen und der ausſchließliche Gebrauch der Hiebwaffe anbefohlen, die Ruder waren umwickelt und die Nacht ſehr finſter, ſo daß der Feind von

dilleren zurückzugehen und ſich mit dem Hauptcorps der patriotiſchen Armee zu verbinden. Die reißend ſchnellen, plötzlichen und unerwarteten Fortſchritte der Patrioten ſchienen für einen Augenblick die Thätigkeit der ſpaniſchen Generale zu lähmen. Anſtatt gegen

---

dem bevorſtehenden Angriff keine Ahnung bekam. Es war gerade Mitternacht, als wir uns der engen Einfahrt, die der Sperrbaum offen ließ, näherten. Jetzt wäre unſer Plan dadurch, daß wir die Aufmerkſamkeit eines Wachboots erregten, beinahe vereitelt worden. Unglücklicher Weiſe nämlich hatte mein Langboot an daſſelbe angeſtoßen. Es rief an. Ich drohte mit gedämpfter Stimme, daß bei dem geringſten Geräuſch Niemand das Boot lebend verlaſſen würde. Man unterwarf ſich ſtillſchweigend, und in wenigen Minuten hatten meine braven Burſche zu beiden Seiten der Fregatte Linie formirt, und enterten an mehreren Punkten zugleich. Die Spanier waren vollſtändig überraſcht. Alle, außer den Schildwachen, ſchliefen.

Noch ehe ſie zur Beſinnung kamen, hatten die chileniſchen Schwerter ein furchtbares Blutbad unter ihnen angerichtet. Sie zogen ſich auf das Vordercaſtell zurück und kämpften ſo wacker, daß erſt beim dritten Angriff die Poſition genommen ward. Auf dem Hinterdeck erneuerte ſich das Gefecht für kurze Zeit; die ſpaniſchen Marineſoldaten, die hier eine Stellung eingenommen hatten, hielten Stand, bis der letzte Mann gefallen war. Was vom Feinde noch übrig war, ſprang über Bord oder in den Raum, um der Metzelei zu entgehen. Als ich das Schiff bei den großen Puttingen entern wollte, erhielt ich von der Schildwache einen Stoß mit dem Flintenkolben, der mich ins Boot zurückwarf. Ich fiel auf einen Rudernagel, der mir ins Rückgrat drang und eine Verletzung zuzog, an der ich manches Jahr zu leiden hatte. Ich ſprang aber ſofort wieder auf, erſtieg die Schiffsſeite zum zweiten Male und wurde, kaum nachdem ich das Verdeck betreten, durch den Schenkel geſchoſſen. Dennoch gelang es mir, indem ich mit meinem Schnupftuch einen feſten Verband um die Wunde machte, den Kampf, wenn auch mit großer Mühe, bis zu Ende zu leiten. Die ganze Affaire, vom erſten bis zum letzten Augenblicke, dauerte nicht länger als eine Viertelſtunde. Unſer Verluſt beſtand in 11 Todten und 30 Verwundeten, während die Spanier 160 Mann verloren, von denen manche den Todesſtreich empfangen hatten, ehe ſie zu ihren Waffen greifen konnten. Das Kampfgetöſe brachte die Feſtungsgarniſon ſchnell in Allarm; ſie eilte zu den Geſchützen, und die Spanier feuerten auf ihre eigene Fregatte. Man machte uns alſo das Compliment, daß wir ſie genommen. Indeß hätten die Spanier auch für dieſen Fall berückſichtigen ſollen, daß ihre „eigenen" Leute noch an Bord ſein mußten, und es war eine Unbe-

den angreifenden Feind vorzurücken, zerfielen sie in innere Spaltung, welche damit endete, daß Pezuela durch eine Militärcommission abgesetzt und der General Don Jose la Serna an seiner Statt zum Vicekönig ernannt wurde. Diese inneren Zerwürfnisse gaben vielen einflußreichen Männern vom Militär und Civil Gelegenheit, Lima zu verlassen und sich den Patrioten anzuschließen, denen ihre Gegenwart erhöhte Zuversicht einflößte.

Durch die feindliche Flotte von der Verbindung mit Spanien abgeschnitten, vom feindlichen Heer und von Montanerosbanden oder berittenen Räubern umringt, sah der Vicekönig La Serna die Unmöglichkeit ein, sich länger in Lima zu behaupten; er verließ daher am 6. Juli 1821 die alte Residenz der Vicekönige, zog sich in das Innere zurück und machte Cuzco zum Hauptquartier für die königlichen Armeen. Am neunten zog das Patriotenheer unter General San Martin triumphirend in Lima ein, von den eingebornen Peruanern mit Jubelrufen, von den Spaniern, deren Macht sich nun einem schnellen Ende zuneigte, mit unterdrückter Wuth empfangen.

Am 28. wurde die Unabhängigkeit Peru's proclamirt, nachdem die Geistlichkeit, die Universität und selbst die meisten Mitglieder des hohen Adels von Lima ihre Beitrittserklärung abgegeben hatten. Eine große Procession, an deren Spitze sich San Martin

---

sonnenheit, daß sie feuerten. Es wurden auch wirklich mehrere Spanier durch die Schüsse aus ihrer eigenen Festung getödtet, darunter der Befehlshaber der Fregatte, Capitän Coig, der, nachdem er schon zum Gefangenen gemacht war, durch eine spanische Kugel eine schwere Contusion erlitt. Glücklicherweise wurden jedoch die Festungsgeschütze durch ein erfolgreiches Manöver schnell zum Schweigen gebracht. Es befanden sich nämlich während des Kampfes zwei fremde Kriegsschiffe in der Nähe, die Fregatte Macedonia, von den Vereinigten Staaten, und die englische Fregatte Hyperion. Diese waren für den Fall eines nächtlichen Angriffs mit den spanischen Behörden dahin übereingekommen, daß sie gewisse Lichter als Signale aufhissen wollten, um dadurch die Beschießung zu vermeiden. Wir hatten uns auf so etwas gefaßt gemacht, und sobald das Feuern begann, hißten wir ähnliche Lichter auf. Die Garnison wurde hierdurch irre gemacht und wußte nicht mehr, wohin sie feuern sollte.

befand, und der sich die Marquis von Montemiras und Torre Tagle, die Universität, die geistlichen Orden und die Richter und Räthe vom obersten Gerichtshofe angeschlossen hatten, verließ den Palast und begab sich mitten auf den Markt, wo San Martin die neue Nationalflagge entfaltete und ausrief: „Von diesem Augenblicke an ist Peru frei und unabhängig, durch den ausgesprochenen Willen des Volks und durch seine gerechte Sache. Ihr verleihe Gott seinen Schutz!" Lord Cochrane sah die Ceremonie von einem Balkone des Palastes, dessen Nordseite nach dem Markte herausgeht, mit an. Unmittelbar darauf erklärte sich San Martin zum Protector von Peru und ernannte Don Bernardo Monteagudo, einen Emporkömmling von farbiger Abstammung, und Don Hipolito Unanue, den gelehrten Präsidenten des medicinischen Collegiums zu Lima, zu seinen Staatsministern. Sein erster Regierungsact war die Verbannung des bejahrten Erzbischofs von Lima, Don Bartolomeo Maria de las Heras, der einen beredten Protest gegen die Decrete des Protectors veröffentlicht hatte, woran sich die Niedersetzung eines tyrannischen Tribunals zur Untersuchung des früheren Verhaltens der Spanier anschloß. Im September ergab sich die Festung Callao an San Martin, und Lord Cochrane's Geschwader verließ die Küste von Peru.

San Martin fühlte sich bei den glücklichen Erfolgen, die er errungen hatte, so sicher, daß er, obschon das Innere von Peru sich noch in den Händen der Spanier befand, den Patrioten von Quito unter General Santa Cruz ein peruanisches Hülfscorps zusendete. Die Entscheidungsschlacht fand im Mai 1822 bei Pichincha statt; der spanische General Ramirez (derselbe, welcher den unglücklichen Pumacagua hatte hängen lassen) erlitt eine vollständige Niederlage, wozu hauptsächlich die Tapferkeit der Engländer unter Mackintosh beitrug, und Quito erklärte sich für unabhängig.

Im Juli begab sich San Martin nach Guayaquil, um eine Zusammenkunft mit General Bolivar zu halten. Die Unterredung scheint zu keinem befriedigenden Resultate geführt zu haben. San Martin kehrte nach Lima zurück, berief den ersten Congreß von Peru, der seine Sitzungen am 20. September 1822 begann, legte seine

Gewalt in die Hände des Congresses nieder und zog sich ins Privatleben zurück. San Martin spielte neben Bolivar die hervorragendste Rolle im Unabhängigkeitskriege. Sein politischer Charakter ist verschiedenartig beurtheilt worden, allein sein freiwilliges Zurücktreten befreit ihn wenigstens von dem Vorwurfe eines sich selbst überschätzenden Ehrgeizes. Nachdem er eine kurze Zeit auf seiner Besitzung zu Mendoza verweilt hatte, schiffte er sich nach Europa ein und starb 1850 zu Boulogne.

Bis zum Februar 1823 betraute man mit der Executivgewalt einen Rath von drei Männern, Don Josè de la Mar, Don Felipe Alvarado und Don Manuel Salazary Baquijano, Graf von Vista Florida; dann wurde Don Josè de la Riva Aguero zum ersten Präsidenten erwählt.

Unterdessen hatten die Generale Alvarado und Miller, der letztere ein Engländer, eine Expedition zur See nach dem südlichen Peru unternommen, waren aber bei Torata und Moquegua von den spanischen Generalen Canterac und Valdez geschlagen worden und mußten unverrichteter Dinge nach Lima zurückkehren. Riva Aguero ernannte seinen Freund Santa Cruz zum Oberbefehlshaber der Armee und den Obersten Gamarra zum Chef des Generalstabs. Da aber die Spanier im Innern eine drohendere Stellung einnahmen, und ein Armeecorps unter Canterac gegen Lima selbst vorrückte, wandte man sich nach Columbia um Hülfe, und der Befreier Bolivar sandte dreitausend Mann, mit denen General Sucre bei Callao landete. General Santa Cruz schiffte sich noch einmal nach dem südlichen Peru ein. Kaum waren die Schiffe aus dem Gesichtskreise entschwunden, als Canterac über die Anden ging und triumphirend in Lima einzog. Der Präsident Riva Aguero, der Congreß und der General Sucre mit der columbischen Armee flüchteten sich schleunigst unter die Kanonen von Callao. Mangel an Erfolg gilt in den Augen einer Volksversammlung stets als Verbrechen. Der Präsident Riva Aguero wurde abgesetzt und nach Truxillo geschickt; Sucre trat an die Spitze der Patrioten von Callao. Canterac fand seine Stellung in Lima unhaltbar und ging in das Innere zurück. Darauf wurde die Hauptstadt wieder von den Patrioten eingenom-

men. Santa Cruz verlangte Verstärkung. Sucre eilte ihm zu Hülfe und übergab die Executive in die Hände des Marquis von Torre Tagle. Auch diese zweite Expedition fiel unglücklich aus. Man wandte sich noch einmal an Bolivar, den berühmten Befreier von Columbia, und dieser kam nun selbst, nachdem er vom Congreß zu Bogota Urlaub erlangt hatte, und hielt am 23. September 1823 seinen Einzug in Lima. Das erste Ereigniß, das sich nach seiner Ankunft zutrug, konnte als schlimme Vorbedeutung für seine künftigen Erfolge gelten. Unter der Besatzung von Callao brach am 15. Februar 1824 eine Meuterei aus. Die spanischen Gefangenen überredeten die Meuterer, die königliche Fahne aufzustecken, und alsbald nahten die Royalisten von Lurin und besetzten die Festung. Die Officiere der patriotischen Armee wurden zu Gefangenen gemacht und unter Bedeckung in das Innere abgeführt. Das dazu bestimmte Detachement commandirte General Monet, und die Spanier ließen sich während des Marsches einen Act der Barbarei zu Schulden kommen, der ihren tödlichen Haß gegen die Insurgenten und die wilde Kriegsführung in jenen Kämpfen charakterisirt.

Die beiden gefangenen Obersten Estomba und Luna hatten die Flucht ergriffen und in einer der tiefen Andenschluchten ein sicheres Versteck gefunden. Dies setzte den General Monet in Wuth. Er überhäufte die andern Gefangenen mit Schimpfreden, schlug sie und beschloß, für die entflohenen Gefangenen an den Zurückgebliebenen Rache zu nehmen. Als man das kleine Bergdorf San Mateo erreicht hatte, mußten sie dem Bachufer entlang in Reihe und Glied treten; darauf erschienen die beiden spanischen Officiere, Oberst Garcia Camba und Oberst Tur, und der Erstere hielt folgende Anrede:

„Meine Herren, ich habe Befehl vom General Monet, Sie das Loos ziehen zu lassen. Zwei von Ihnen müssen sterben, weil zwei von Ihnen entflohen sind. Entfliehen noch zehn, so sterben noch zehn; entflieht die eine Hälfte, so wird die andere Hälfte erschossen."

Der Regimentsrichter der patriotischen Armee, Sennor Aldana, trat als Schutzredner für seine Kameraden auf und begann: „Unter den rohesten Nationen besinne ich mich nicht, von einem so

grauſamen und ungerechten Verfahren gehört zu haben. Ich fordere, daß man uns das Recht — —" aber Garcia Camba ſchnitt ihm die Rede kurz ab mit den Worten: „Sie können zufrieden ſein, daß man Ihnen das Recht bewilligt hat, Ihren Kopf auf den Schultern zu tragen", und verſchritt zum Looſen. Die Namen der Officiere wurden auf kleine Papierſtreifen geſchrieben und in einen Helm gethan. Die beiden erſten, die herausgezogen würden, ſollten ſterben. Das Loos fiel auf die Capitäne Don Manuel Prudan und Don Domingo Millan. Beim Hören ſeines Namens ſagte der Erſte: „Ich ſtehe meinem Vaterland zu Dienſten!" der Zweite ſagte: „Hier" und begab ſich vier Schritt vor die Fronte. Ein paar Minuten ſpäter wurden ſie zur Execution abgeführt. Sie entblößten die Bruſt und fielen unter dem Rufe: „Unſere Waffengefährten werden dieſen Mord rächen!" Die anderen Gefangenen mußten über ihre Leichname wegmarſchiren und ſchworen dabei, daß ſie dieſe Schandthat rächen würden. Sie wurden auf der Inſel Eſteves im Titicaca-See in Verwahrung gehalten und erlangten erſt nach der Schlacht von Ayacucho ihre Freiheit wieder.

Zu dieſer Zeit gingen manche Patrioten zu den Spaniern über, bis zu Anfang des Jahres 1824 der Congreß ſo verſtändig war, ſich ſelbſt aufzulöſen und dem General Bolivar die Dictatur zu übertragen. Dieſer ging im Juli ſelbſt über die Anden, ſchlug den General Canterac in einem glänzenden Reitergefecht und übertrug ſodann, nach Lima zurückkehrend, den Oberbefehl über die Truppen dem General Sucre, welcher noch in demſelben Jahre, am 8. December, unter Mitwirkung der Generale Cordova und Miller, in der entſcheidenden Schlacht von Ayacucho die ſpaniſchen Streitkräfte völlig aufrieb und damit die Unabhängigkeit Peru's ſicherte.

Noch befand ſich aber die Feſtung Callao in den Händen der Spanier, und der Commandant General Rodil behauptete ſie ruhmvoll während einer langen Belagerung. Der Nothſtand wurde zuletzt furchtbar. Tauſende unglücklicher Royaliſten, die ſich von Lima in die Feſtung geflüchtet hatten, darunter viele Frauen und Kinder, ſtarben den Hungertod. Endlich, nachdem die ſpaniſche Flagge ſonſt

allerwärts aus Südamerika verschwunden war, capitulirte der harte und grausame Rodil auf ehrenvolle Bedingungen am 19. Januar 1826.

Nach dem Siege von Ayacucho, im Jahre 1825, machte der Dictator Bolivar seinen Triumphzug durch Peru. In demselben Jahre erklärte sich Ober-Peru für unabhängig, sowohl von dem übrigen Peru als von der Argentinischen Republik, und nannte sich zu Ehren des Befreiers Bolivia. Chuquisaca wurde die Hauptstadt der neuen Republik und Sucre, der Held von Ayacucho, ihr erster Präsident (1826).

Bolivar hatte sich inzwischen nach Lima zurückbegeben und schiffte sich, nachdem ihm einige gesetzgeberische Versuche mißglückt waren, am 26. September 1826 nach Guyaquil ein, indem er den General Santa Cruz an der Spitze der Regierung und den General Lara als Befehlshaber der columbischen Hülfstruppen in Peru zurückließ. Am 4. Juni 1827 legte Santa Cruz seine Gewalt in die Hände des Congresses nieder und ging als Gesandter Peru's nach Chile, während der Congreß den früheren spanischen Brigadier Don Jose Lamar, der sich sehr zeitig der Sache der Patrioten angeschlossen hatte, zum Präsidenten erwählte.

Peru war nun als unabhängige Republik constituirt und begann das Werk der Selbstgesetzgebung. Man machte sich Hoffnung auf eine glänzende Zukunft, die bitter getäuscht werden sollte. Man hatte geglaubt, daß ein freier Verkehr mit Europa, politische und religiöse Freiheit und die Segnungen der Selbstregierung den wohlthätigsten Einfluß äußern würden. Aber die Folge zeigte die unheilschwangere und verderbliche Einwirkung einer Republik auf ein Volk, das von der Natur zu einem besseren Loose bestimmt zu sein schien.

Kaum war die Freiheit errungen, als unter den Peruanern eine krankhafte Eifersucht gegen diejenigen Männer ausbrach, die ihnen die Unabhängigkeit erkämpft hatten. Mit unziemlicher Hast betrieb man die Heimkehr und Wiedereinschiffung der columbischen Hülfstruppen; und auf die Regierung des benachbarten Bolivia und deren Chef, den General Sucre, der nur eine kleine Schaar seiner

columbiſchen Landsleute als Leibgarde bei ſich behalten hatte, blickte man mit wirklichem oder erheucheltem Argwohn. Man ließ eine Abtheilung des Heeres unter General Gamarra an die Grenze von Bolivia rücken; und nachdem eine innere Revolte den Präſidenten Sucre genöthigt hatte, abzudanken und ſich nach Guayaquil einzuſchiffen, wurde zwiſchen Peru und Bolivia ein Vertrag abgeſchloſſen, nach welchem jede Intervention, gleichviel ob von Seiten Columbia's oder einer andern fremden Macht, von Bolivia fern gehalten werden ſollte. Anſtatt Sucre's wählte man Santa Cruz, den peruaniſchen Geſandten in Chile, zum Präſidenten von Bolivia. Dieſer folgte dem Rufe (1829) und hielt das Staatsruder lange Zeit in feſter Hand.

In Peru wandte Präſident Lamar ſeine Waffen gegen Columbia, um Guayaquil der Republik Peru zu annectiren; ein ſchlechter Dank für den erſt vor ſo kurzer Zeit von Columbia geleiſteten Beiſtand und den bei Ayacucho erfochtenen Sieg. Das Unternehmen ſchlug fehl, die Peruaner erlitten eine Niederlage bei El Portete de Tarqui zwiſchen Cuenza und Quito und wurden auf Capitulation nach Hauſe entlaſſen. Der ſiegreiche columbiſche General Flores aber überhob ſich in ſeinem Siege und trat als Präſident an die Spitze der aus Columbia ausgeſchiedenen neuen Republik Ecuador. General Sucre, der Generalcapitän von Quito geworden war, fiel durch Meuchelmord. Das war das Ende des Siegers von Ayacucho. Die Officiere, die in dieſer Schlacht an ſeiner Seite gefochten, hatten beinahe ſämmtlich im Laufe der Jahre ein gleiches oder ähnliches Loos. Cordova ſtarb auch durch Meuchelmord; Lamar, Vivanco, Torico und Miller wurden verbannt; Salaverry, Fernandini und Moran wurden erſchoſſen; Rieto vergiftet.

Es ſtellte ſich nur zu bald heraus, daß das zerriſſene Land der Incas einer kläglichen Militärdespotie preisgegeben werden ſollte. Der begüterte Adel und die gebildeten Klaſſen wurden von der politiſchen Macht faſt ganz ausgeſchloſſen, und über ihr Eigenthum verfügte die Willkür der militäriſchen Abenteurer, die den Staat unterdrückten und in immer neue Bürgerkriege ſtürzten.

Kurz nach der Niederlage bei El Portete ließ der peruaniſche

Obergeneral Gamarra, ein Eingeborner von Cuzco, unter dem Vorwand, daß Peru nicht länger von Fremden regiert werden dürfe, den Präſidenten Lamar in der Nacht aufheben (6. Juni 1829), auf ein Schiff bringen und nach Coſta Rica transportiren, wo er unter verdächtigenden Umſtänden ſtarb. Gleichzeitig hatte ſein Mitverſchworner, der General La Fuente, den Vicepräſidenten Viſta Florida zu Lima abgeſetzt; und auf einem im Auguſt einberufenen Congreß ward Gamarra zum Präſidenten von Peru erwählt. Er behauptete ſich die verfaſſungsmäßigen vier Jahre auf ſeinem Poſten, hatte aber während dieſer Zeit vierzehn Verſchwörungen und Aufſtände von größerer und minderer Bedeutung zu unterdrücken.

Im Jahre 1833 ließ er einen Congreß Behufs einer Verfaſſungsreform zuſammentreten und geſtattete zugleich die Wahl eines proviſoriſchen Präſidenten. Der Congreß erwählte Don Luis Joſe Orbegozo, einen Mann von geringen Fähigkeiten und großer Vorliebe für geiſtige Getränke. Gamarra caſſirte die Wahl und löſte den Congreß gewaltſam auf. Eine brave Schildwache, Juan Rios, der die Eingangsthür gegen zwei Compagnien vom Bataillon Piquiza ganz allein vertheidigte, fiel ſchwer verwundet von Gamarra's eigener Hand. Anſtatt Orbegozo's ernannte Gamarra den durchgefallenen Candidaten, General Bermudez, zum Präſidenten. Mehrere Generale und Regimentscommandanten, darunter Rieto, Vidal und Echenique, erklärten ſich indeß für Orbegozo, und nach heftigen Kämpfen ſah ſich Gamarra von allen Anhängern verlaſſen und flüchtete nach Bolivia. Das zerrüttete Land athmete für einen Augenblick auf. Der Congreß gab eine neue Conſtitution, die am 19. Juni 1834 feierlich proclamirt wurde, und Orbegozo blieb Präſident. Kaum hatte er jedoch, um eine Expedition nach Arequipa zu unternehmen, der Hauptſtadt den Rücken gewandt, als der Oberſt Salaverry, Feſtungscommandant von Callao, die Fahne des Aufſtandes erhob, nach Lima marſchirte und ſich, mit einem Gehalt von 48,000 Dollars, zum Oberherrn des Landes erklärte.*) Gleichzeitig

*) Salaverry war ein großer ſchöner Mann, von gewinnendem Benehmen und glänzender Unterhaltungsgabe, aber ehrgeizig, rückſichtslos

brach eine Revolution in Cuzco aus, die Gamarra in seinem Interesse zu benutzen wußte. Er kam aus seinem bolivianischen Exil zum Vorschein, erkannte der Form nach Salaverry's Autorität an und versprach, die südlichen Departements unter seine Botmäßigkeit zu bringen.

Der unglückliche Orbegozo, fast von allen Truppen verlassen und von zwei mächtigen Feinden zu Lima und Cuzco bedroht, wandte sich an den Präsidenten von Bolivia um Hülfe. Santa Cruz, der sich schon lange mit dem Gedanken getragen hatte, Peru und Bolivia unter Ein Haupt zu bringen, erfaßt mit Freuden die Gelegenheit, seine ehrgeizigen Pläne zu fördern. Er führt sein Heer zuerst nach Cuzco. Gamarra, von Santa Cruz geschlagen, flieht zu Salaverry und wird von diesem verbannt. Der General Valle Riestra, der eine Heerabtheilung Orbegozo's gegen Lima führt, wird von seinen eigenen, meuterischen Truppen an Salaverry ausgeliefert und auf dessen Ordre erschossen. Auch General Nieto, der im Norden gegen Salaverry auftritt, sieht sich von seinen Truppen verlassen, und dieser wird, Arequipa ausgenommen, von ganz Peru anerkannt.

Doch das Glück wandte sich ebenso schnell wieder von ihm ab. Während Salaverry im October 1835 auf Arequipa marschirte und diese Stadt einnahm, bemächtigte sich General Vidal der Hauptstadt Lima, und kurz darauf, am 21. Januar 1836, der Festung Callao;

---

und von schwankenden Grundsätzen. Er stand bei dem jüngern Theile der Armee in großer Gunst und hatte bald eine bedeutende Streitmacht in Lima zusammengebracht.

Charakteristisch für den Ungestüm seines Charakters ist eine Anekdote aus seiner frühesten Jugend. Als Knabe von zehn oder elf Jahren saß er eines Tages im San Carlo Collegium an einem Fenster des obern Stocks und sah auf der Straße unten einen Neger mit Chirimoyas vorbeigehen. Er rief ihn an, ließ ein Körbchen hinab und verlangte für zwei Realen Früchte. Der Neger schien nicht gerade die besten herauszulesen, da sprang der Knabe mit einem Satze durchs Fenster, um den Neger zu züchtigen, ohne zu bedenken, daß er sich im obern Stocke befand. Glücklicherweise wurde er noch am Fuße ergriffen und zurückgezogen. Schon im zwölften Jahre entfloh er von Lima zur patriotischen Armee, unter deren Fahnen er sich später bei Ayacucho glänzend hervorthat.

Santa Cruz vereinigte sich mit Orbegozo, rückte gegen Arequipa an und drang am 30. Januar 1836 mit vier Divisionen in die Stadt ein. Salaverry behauptete indeß die Brücke, die über den Chile führte, und Santa Cruz mußte sich durch Barrikaden von Baumwollenballen decken. Endlich, am 13. Februar, kam es zur entscheidenden Schlacht. In dieser erlitt Salaverry eine vollständige Niederlage. Vergebens suchte er die versprengten Truppen zu sammeln und tödtete mit eigener Hand sieben von seinen fliehenden Soldaten; die Schlacht war verloren. Er suchte sich in den Hafen von Islay zu retten, wurde aber von General Miller verfolgt und ergab sich diesem gegen die Zusicherung, daß sein und seiner Anhänger Leben geschont werden solle. Santa Cruz brach aber die Capitulation, stellte ihn und seine vornehmsten Officiere vor ein Kriegsgericht und ließ sie zum Tode verurtheilen. Am 18. Februar 1836 wurden die Generale Salaverry und Fernandini, sammt den Obersten Carrillo, Cardenes, Solar, Valdivia, Rivas, Picoaga und Maya auf den Marktplatz von Arequipa zur Execution abgeführt. Jeder grüßte den Chef, als er bei ihm vorüberging. Die Hinrichtung erfolgte so, daß auf Alle zugleich eine Salve abgefeuert wurde. Sie stürzten, nur Fernandini nicht. Dieser sprang von seinem Stuhle empor und suchte in der Kathedrale eine Freistätte zu gewinnen; aber der Pöbel hielt ihn auf, zerschmetterte ihm den Kopf mit Keulenschlägen und beschimpfte den leblosen Körper.*)

---

*) Salaverry schrieb an seine — noch lebende — Gemahlin (die sich einst dringend, aber vergeblich, für den General Valla Riestra bei ihm verwandt hatte) am Tage der Hinrichtung folgenden Brief:

„Meine geliebte Juana,

In wenigen Stunden gehe ich zum Tode. Santa Cruz mordet mich, und ich wünsche meinen letzten Gedanken Ausdruck zu geben. Ich habe Dich so innig geliebt, als ich's vermochte, und ich scheide aus der Welt mit dem tiefsten Schmerze darüber, daß ich Dich nicht glücklicher gemacht habe. Ich zog das Wohl meines Vaterlandes dem Wohl meiner Familie vor; aber weder das eine noch das andere zu befördern war mir vergönnt. Sei so glücklich, als Du kannst, und vergiß nicht Deinen Dich liebenden Gatten

Den 18. Februar 1836. Salaverry."

Santa Cruz hatte nun Peru vollständig erobert, und sein Lieblingsplan, es mit Bolivia zu vereinigen, gedieh zur Reife. Orbegozo wurde zum bloßen Werkzeug in seinen Händen. Zwei Reichsversammlungen, zu Huara und Sicuani, riefen Santa Cruz zum Protector der Peru-Bolivianischen Conföderation aus. Sie bestand aus drei Staaten: Lima, im Norden, mit Orbegozo an der Spitze; Cuzco, im Innern, unter Ramon Herrera; und die alte Republik Bolivia. Der Dictator erwählte Lima zu seiner Residenz und Garcia de Rios sowie Casimiro Olaneta zu seinen Ministern.

Santa Cruz ist klein von Statur, von dunkler Gesichtsfarbe und indianischer Gesichtsbildung, besitzt einen feinen höfischen Anstand und vornehme Sitten, und ist talentvoll, gebildet, redlich und ehrenhaft — Eigenschaften, von denen die beiden letzten unter den südamerikanischen Staatsmännern selten gefunden werden —; aber er bewies sich grausam und rachsüchtig und machte sich durch seine unnöthige Strenge gegen die Anhänger Salaverry's und Gamarra's viele und mächtige Feinde.

Während seiner Herrschaft erfreute sich Peru einer kurzen Ruhe, er that den Unterschleifen und der Corruption in der öffentlichen Verwaltung Einhalt, ermuthigte den Unternehmungsgeist der Fremden und widmete den Handelsverhältnissen des Landes die größte Aufmerksamkeit. Die übrigen südamerikanischen Staaten wurden aber bald eifersüchtig auf die wachsende Macht und den zunehmenden Wohlstand der Conföderation; und die Republik Chile erklärte am Ende Santa Cruz den Krieg. Nach einem fehlgeschlagenen Versuch auf Arequipa segelte eine Expedition von 5400 Mann unter General Bulnes, dem sich Gamarra, La Fuenta, Elespuru und gegen sechzig andere peruanische Exilirte angeschlossen hatten, von Valparaiso ab und landete am 6. August 1838 in dem kleinen Hafen von Ancon, nördlich von Callao. Orbegozo in Lima hatte sich inzwischen mit den Generalen Nieto und Vidal gegen Santa Cruz erklärt; allein sein Haß gegen Gamarra war so groß, daß er auch der chilenischen Invasion entgegen trat. Dieses letztere jedoch ohne Erfolg; denn er erlitt in der blutigen Schlacht bei La Guia eine vollständige Niederlage und mußte sich mit Nieto in die

Feſtung Callao zurückziehen, während Bulnes und Gamarra die Hauptſtadt beſetzten. Als Santa Cruz, der ſich damals in Cuzco befand, von dieſem Unglücksfalle Nachricht erhielt, erließ er eine Proclamation, worin er Orbegozo als einen Abtrünnigen, welcher Peru verhaßten auswärtigen Feinden preisgegeben, bezeichnete, und rückte gegen Lima vor, nachdem er ein Reſervecorps unter dem bolivianiſchen General Ballivian in Puno zurückgelaſſen hatte. Der Feind räumte bei ſeiner Annäherung Lima, Santa Cruz verfolgte ihn und erreichte ihn am 20. Januar 1839 bei Yungay am Fluſſe Santa. Die Schlacht war entſcheidend; der Protector wurde total geſchlagen und floh der Küſte entlang nach Arequipa, um ſich von dort aus mit dem Reſervecorps in Puno zu verbinden; allein Ballivian machte den Verräther und erklärte ſich gegen ſeinen früheren Gebieter.

Santa Cruz, von allen Hülfsmitteln entblößt, floh über Islay nach Guayaquil, erhielt mittelſt eines ſpäter abgeſchloſſenen Vertrags eine Penſion und hat ſeit vielen Jahren ſeinen Aufenthalt in Paris genommen.

Der ehrgeizige Gamarra war nun noch einmal Meiſter der Situation und wurde, nachdem die Hülfstruppen von Chile ſich zur Heimkehr eingeſchifft hatten, zum proviſoriſchen Präſidenten der Republik ausgerufen. Sein erſter Regierungsact war, daß er Orbegozo und alle Generale, die unter Santa Cruz gedient hatten*), verbannte; ſodann berief er auf den 22. März einen Congreß nach Huancayo, einer kleinen Stadt in den Anden, wo die Verſammlung weder vom Volke noch von der Preſſe, ſondern nur vom Heere beeinflußt werden konnte, und ließ durch ein Decret vom 25. September alle Beſchlüſſe der Congreſſe zu Sicuani und Huara, ſowie alle Acte des Protectors für null und nichtig erklären. Der

*) Orbegozo durfte nach Gamarra's Tode nach Truxillo, ſeiner Geburtsſtadt, zurückkehren, wo er 1846 ſtarb. Zu den übrigen Verbannten gehörten Riva Aguero, der eine liebenswürdige und ſehr gebildete Belgierin heirathete und jetzt in Lima wohnt, Nieto, der 1843 in Cuzco vergiftet wurde, und Miller, der ſeit längerer Zeit das Amt eines großbritanniſchen Generalconſuls auf den Sandwichsinſeln bekleidet.

Congreß entwarf eine neue Verfassung, welche am 10. November 1839 proclamirt wurde und noch jetzt in Peru in Geltung ist. Sie schuf eine sehr starke Executivgewalt und verminderte die Unabhängigkeit der Richter. Der Congreß besteht aus einem Senate von 21 Mitgliedern und einer Kammer von Deputirten, die, auf je 30,000 Seelen Einer, durch Wahlmänner gewählt werden. An der Spitze der Executivgewalt steht der auf sechs Jahre gewählte Präsident mit einem Kabinet von vier Ministern und einem Staatsrathe von 15 Bürgern, der seinen eigenen Präsidenten und Vicepräsidenten hat und vom Congresse gewählt wird. Für die Justizangelegenheiten besteht ein oberster Gerichtshof zu Lima, der in allen Appellationsfällen die letzte Instanz bildet. Jedes Departement hat für die wichtigeren Civil- und Criminalsachen einen Obergerichtshof; jede Provinz einen Civil- und Criminalrichter; jeder Ort einen Alcade oder Friedensrichter.

Die Republik ist in 12 Departements und 65 Provinzen*

---

*) Die Departements und Provinzen sind nach den Wahlen von 1855 folgende:

| Departements. | Provinzen. |
|---|---|
| I. Amazonas. | Chachapoyas. Maynas. |
| II. Ancach. | Conchucos. Huari. Huaylas. Santa. Cajatambo. |
| III. Ayacucho. | Andahuaylas. Huamanga. Huanta. Lucanas. Parinacochas. |
| IV. Caxamarca. | Caxamarca. Cajabamba. Chota. Jaen. |
| V. Cuzco. | Cuzco. Abancay. Anta. Aymaraes. Calca. Cotabambas. Canas. Canchiz. Chumbivilicas. Paucartambo. Paruro. Quispicanchi. Urubamba. |
| VI. Huancavelica. | Huancavelica. Castro-Vireyna. Angaraes. Tayacaga. |
| VII. Junin. | Pasco. Xauxa. Huanuco. Huamalies. |
| VIII. Libertad. | Truxillo. Chiclayo. Pataz. Huamachuco. Lambajeque. Piura. |
| IX. Lima. | Lima. Canta. Canete. Chancay. Yca. Yauyos. Callao. |
| X. Puno. | Puno. Anzangaro. Lampa. Huancane. Chucuito. Caravaya. |
| XI. Arequipa. | Arequipa. Camana. Caylloma. La Union. Condesuyos. Castilla. |
| XII. Moquegua. | Tarapaca. Arica. Moquegua. |

getheilt. Die Departements werden durch Präfecten, die Provinzen durch Unterpräfecten verwaltet; und die letzteren zerfallen wieder in Bezirke, denen Gouverneurs vorgesetzt sind. Alle diese Beamten erwählt der Präsident, dem dadurch eine große Macht in die Hand gelegt und die Möglichkeit gegeben ist, die Wahlen so zu beeinflussen, daß der Congreß fast nur aus seinen eigenen Geschöpfen zusammengesetzt ist.

Am 10. Juli 1840 wurde Gamarra als constitutioneller Präsident und Wiederhersteller der Freiheit des Landes proclamirt. Es dauerte aber nicht lange, als eine neue Rebellion gegen die bestehende Ordnung der Dinge ausbrach.

Schon am 1. Januar 1841 erklärte der Oberst Vivanco, ein schöner, ehrgeiziger Mann und ein vortrefflicher Gesellschafter, der „Alcibiades von Peru" genannt, aber nichts weniger als ein ausgezeichneter Feldherr, sich selbst zum Regenerator von Peru. Was Gamarra gethan, sei ein Werk der Täuschung und Empörung; der Congreß habe nicht frei berathen, sondern unter dem Einflusse der Armee gestanden. Gamarra sandte eine kleine Abtheilung des Heeres unter General Don Ramon Castilla gegen ihn ab. Der letztere, ein von seinem glänzenden Gegner völlig verschiedener Charakter, begann als Maulthiertreiber, wurde dann spanischer Soldat, brachte es bis zum Sergeanten und erhielt beim Ausbruch des Unabhängigkeitskrieges eine Officiersstelle in der patriotischen Armee. Er ist nun schon bei vorgerückten Jahren und besitzt ein nicht gewöhnliches Befehlshabertalent und stete Geistesgegenwart mit unerschrockenem kühnen Muthe verbunden. Was ihm an Erziehung abgeht, ersetzt er durch praktischen Verstand; und, immer siegreich, hat er sich doch im Siege stets durch Humanität ausgezeichnet. Er ist klein von Statur, von gerader Haltung, hat durchdringende schwarze Augen, eine Adlernase und rein indianische Gesichtszüge. Dieser Mann, der bestimmt war, seinem Lande späterhin zu Frieden und beginnendem Wohlstand zu verhelfen, zeigte sich dem jungen, flüchtigen Vivanco natürlich bei Weitem überlegen. Der Feldzug war schnell beendigt und der Regenerator entfloh nach Bolivia.

Santa Cruz hatte noch nicht alle Hoffnung aufgegeben, ſich der Herrſchaft wieder zu bemächtigen und unterhielt zahlreiche Agenten in Peru. Gamarra ſuchte einen Vorwand, Bolivia zu bekriegen, und erklärte, daß die Partei des Santa Cruz gegen Peru conſpirire. Der Präſident von Bolivia, General Velasco, reſignirte zu Gunſten Ballivians, durch deſſen Verrath Santa Cruz zum Aufgeben ſeiner Sache genöthigt worden war. Ballivian gab die Verſicherung ab, daß in Bolivia Niemand für Santa Cruz geſtimmt ſei, und daß Gamarra's Invaſion jedes nöthigenden Grundes entbehre. Gamarra erwiederte: Ballivian ſei ſelbſt ein Geſchöpf des Ex-Protectors, und ſchon deshalb werde er mit ſeiner Armee vorrücken.

Nachdem General Ramon in einem unbedeutenden Treffen die Oberhand über die Bolivier erlangt hatte, kam es am 20. November bei Yngavi unweit La Paz zu einer entſcheidenden Schlacht, in der die Peruaner eine völlige Niederlage erlitten. Gamarra ſelbſt fiel; eine ganze Schwadron ritt über ſeinen Leichnam hinweg. Caſtilla, der zweite Befehlshaber, wurde mit vielen andern Officieren gefangen; San Roman entkam mit knapper Noth nach Peru. Als Caſtilla vor den Präſidenten von Bolivia gebracht wurde, warf dieſer ihm vor, daß er am Kriege ſchuld ſei, gab ihm mit der Fauſt einen Schlag ins Geſicht, durch den ihm ein paar Zähne ausgebrochen wurden, und verbannte ihn in die entlegene Stadt Santa Cruz in der Sierra. Ballivian ging mit ſeiner ſiegreichen Armee über die Grenze und beſetzte Puno. Er traf aber von Seiten der Generale Ramon, Nieto und Bermudez auf einen kräftigen, wohlorganiſirten Widerſtand, und ſo kam es unter Vermittlung der Republik Chile am 7. Juni 1842 zum Frieden zwiſchen Bolivia und Peru, nicht aber zum innern Frieden in Peru.

Mit dem Tode des Präſidenten wurde nach der Conſtitution der Präſident des Staatsraths, Menendez, proviſoriſcher Präſident der Republik. Aber die Generale Vidal, La Fuente, Torico und andere lehnten ſich gegen ihn auf, und es entſtanden lange, blutige Zerwürfniſſe, in deren Verlaufe auch Vivanco, der Regenerator, wieder auftauchte und nunmehr unter dem Titel „Oberſter Director"

ordneten Verwaltung wurden bald ſichtbar. Fremde und Einheimiſche ließen in verſchiedenen Theilen des Landes neue Unternehmungen ins Leben treten. Es wurden Bergwerke in Bau genommen, in Lima eine Baumwollenfabrik etablirt, und ſelbſt eine Eiſenbahn zwiſchen Lima und Callao eröffnet, noch ehe Caſtilla's Präſidentſchaft abgelaufen war. Auch die kleine Flotte, welcher der Präſident große Aufmerkſamkeit ſchenkte, wurde vermehrt. Sie beſtand 1843 aus einer Corvette, einer Barke, einer Brigg und einem Schoner mit zuſammen 54 Kanonen und 2 Caronaden, dagegen 1853 aus einem Raddampfer mit zwei 68- und vier 24-Pfündern, einem Schraubendampfer mit 24 Kanonen, zwei Briggs von je 16 Kanonen, und einem Schoner mit einem 9-Pfünder.

Während der Präſidentſchaft Caſtilla's eröffnete ſich für Peru eine neue und mit reißender Geſchwindigkeit ſich ſteigernde Einnahmequelle in dem nach Europa und den Vereinigten Staaten exportirten Guano. Auch die Silbergruben, deren Ausbeute man im J. 1835 auf 630,000 Pfund Sterling ſchätzte, haben ſich bedeutend aufgebeſſert, und ebenſo ſind beträchtliche Quantitäten Salpeter, ſowie Alpaca- und Vicunna-Wolle ausgeführt worden.

Zum erſten Mal ſeit der Unabhängigkeitserklärung erhielten die bei dem engliſchen Darlehn betheiligten Gläubiger ihre Dividenden ausgezahlt; und ebenſo erkannte Caſtilla im J. 1847 eine bedeutende innere Schuld an und fing an die Intereſſen davon zu zahlen.

Auch andere Zeichen des öffentlichen Wohlſtandes machten ſich bemerkbar. Die Beſitzer der Zucker-, Baumwollen- und Weinpflanzungen führten Dampfmaſchinen und verbeſſerte Betriebsmethoden ein, Brücken- und andere öffentliche Baue wurden begonnen, auch die Privatgebäude in Lima mehrten ſich; und während man im Jahre 1844 nichts als die altmodiſche zweirädrige, von einem Maulthier gezogene Kaleſche ſah, werden gegenwärtig die Straßen der Hauptſtadt von einer Menge engliſcher Broughams und Phaetons befahren.

Der Anfang der Caſtilla'ſchen Verwaltung wurde durch eine Differenz mit den engliſchen Behörden umwölkt, zu der eine Be-

leidigung des engliſchen Conſuls zu Tacna durch den General Iguain Veranlaſſung gegeben hatte; doch wurde das Mißverſtändniß durch Verbannung des Beleidigers gehoben, und ein Beſuch, den der Präſident in ungeheuren Stiefeln und derben Lederhoſen bei Sir George Seymour an Bord Ihrer Majeſtät Schiff Collingwood machte, ſtellte die freundlichen Beziehungen zwiſchen beiden Staaten wieder her. Nach außen hin wäre es beinahe zu einem Bruche mit Bolivia gekommen, das ſeine Küſtenlinie zu verlängern und namentlich den Hafen von Arica zu gewinnen wünſchte. Doch wurde der Sturm durch den Vertrag von Arequipa im J. 1847 beſchwichtigt, und eine Revolution, die gleichzeitig in Bolivia ausbrach, entfernte den Präſidenten Ballivian vom Staatsruder und brachte Caſtilla für die Niederlage von Yngavi und die ſchwere perſönliche Beleidigung, die ihm zugefügt worden war, eine ſpäte Genugthuung.

Im Innern hatte Caſtilla nur einen einzigen Aufſtand, den General San Roman erhob, der aber ſchnell unterdrückt wurde, zu bekämpfen.

Nach Ablauf ſeiner Amtszeit, im J. 1851, forderte Caſtilla die Wahlcollegien auf, zur Wahl eines Nachfolgers zu verſchreiten. Die hervorragendſten Candidaten waren Don Domingo Elias, General Don Joſe Rufino Echenique, welcher während Caſtilla's Verwaltung Präſident des Staatsraths war, und die Generale Vivanco und San Roman. Echenique trug den Sieg davon, und Caſtilla, der erſte Präſident, der den vollen verfaſſungsmäßigen Termin im Amte geblieben war, zog ſich ins Privatleben zurück.

Echenique ſtammt aus Puno von guter Familie, ſchloß ſich im Unabhängigkeitskriege den Patrioten an und gehörte zu den Gefangenen auf der Titicaca-Inſel. Er kämpfte für Orbegozo, Santa Cruz und Vivanco, verließ die Sache des letztern bei Xauxa und wurde, als Caſtilla an die Spitze der Verwaltung trat, in den Staatsrath gewählt.

Echenique blieb während der erſten Zeit ſeiner Amtsführung unangefochten. Im J. 1853 entſtand aber eine allgemeine Unzufriedenheit über ſein Regiment; und diesmal war es General Caſtilla,

der sich verpflichtet fühlte, die Fahne des Aufstands zu erheben. Er that es zu Arequipa und gewann augenblicklich die Unterstützung der südlichen Departements. Auch Don Domingo Elias, der schon vorher ein paar verunglückte Versuche gemacht hatte, legte für die Sache Castilla's das Gewicht seines Namens in die Wagschale, und dieser trat mittelst Proclamation vom 1. Juni 1854 als provisorischer Präsident der Republik und „Liberator" auf, erklärte, daß Echenique sich durch Pflichtverletzungen der ihm anvertraut gewesenen Regierung selbst begeben habe, und versprach die unumgänglich nöthigen Reformen, deren Verweigerung zu der Revolution geführt hätte, durchsetzen zu wollen. Gleichzeitig fügte er die Versicherung hinzu, daß er binnen 30 Tagen, von der Pacification des Landes an gerechnet, den Congreß zusammenberufen, über seine Handlungen Rechenschaft ablegen und die Reorganisation des Landes vollenden wolle.

Castilla begann den Feldzug im J. 1854, indem er von Cuzco nach Ayacucho und Huancavelica vorrückte; Elias blieb in Arequipa zurück.

Echenique befand sich im Besitze aller der Vortheile, welche der Besitz der Macht und ein treu ergebenes stehendes Heer darbieten; allein seine Talente reichten nicht aus, ihn zum Meister der ihm entgegenstehenden Schwierigkeiten zu machen.

Schon im März war General Torico nach Arequipa gesendet worden, aber, nachdem er es sich von Weitem besehen, unverrichteter Dinge wieder heimgekehrt. Im November ging eine zweite Expedition unter General Moran ab. Bei Alto del Conde kam es zum Treffen, und Elias wurde von Moran geschlagen. Der letztere verfolgte seinen Sieg, rückte nach Arequipa vor und vereinigte sich mit dem General Vivanco, der von Islay gekommen war, um sich der Sache Echenique's anzunehmen. Elias hatte sich mit dem Reste seiner Truppen nach Arequipa zurückgezogen. Am 30. November griff Moran die Stadt an, fand aber von Seiten der Einwohner den hartnäckigsten Widerstand. Sie verbarrikadirten die Straßen und hielten sich tapfer. Der Kampf dauerte die ganze Nacht durch. Am Morgen sah Moran, daß er nicht nur geschlagen, sondern auch

abgeſchnitten ſei; er mußte ſich ergeben. Zwei Stunden ſpäter wurde der unglückliche General vom Volke, das ihn für einen blutdürſtigen Fremdling erklärte, auf dem großen Markte zu Arequipa erſchoſſen. Man muß leider fürchten, daß Don Domingo Elias ſich bei dieſem nutzloſen Morde betheiligt habe.

Während ſo die Revolution im Süden triumphirte, war Caſtilla bis nach Huancavelica vorgerückt, hatte den Präſidenten Echenique durch geſchickte Bewegungen umgangen und ihn ſo ermüdet, daß er ſich mit geſunkenem Muthe nach Lima zurückzog. Nun ſtieg Caſtilla die Cordilleren herab, ſchlug die Truppen Echenique's bei La Palma und zog am 5. Januar 1855 triumphirend in Lima ein.

So befand ſich der alte Veteran nach langem Feldzuge noch einmal im Beſitze der höchſten Gewalt und ſetzte die bereits begonnenen Reformen in ausgedehnter Weiſe fort. Denn ſchon am 5. Juli 1854 hatte er der ſchmachvollen Indianer-Kopfſteuer und im October darauf der Sklaverei im ganzen Gebiete der Republik ein Ende gemacht. Seinem Verſprechen gemäß berief er auf den 14. Juli 1855 eine Nationalverſammlung nach Lima und legte derſelben in ausführlicher Darſtellung umfaſſende Rechenſchaft ab.

Dies wären, in kurzen Zügen, die Zerrüttungen und Trübſale, denen das Land der Incas, ſeitdem es das ſpaniſche Joch abgeworfen, ausgeſetzt geweſen iſt. Völlig unvorbereitet auf die Freiheit, fiel der unglückliche Staat den ehrgeizigen Plänen unbefugter und nur zu oft auch gewiſſenloſer militäriſcher Abenteurer zur Beute anheim. Wohlſtand und Fortſchritt blieben meiſt eitle Worte im Munde ſeiner Beherrſcher, das Volk wurde durch die endloſen Bürgerkriege ins Unglück geſtürzt, und die Revolutionen brachten Kummer und Elend über die Familien des unterliegenden Theils.

Dennoch hat Peru während dieſer dreißigjährigen Wirren, wenn auch langſame, doch ſichere Fortſchritte gemacht. Die Gutherzigkeit und vortreffliche Geſinnung, durch welche ſich das Volk in ſeiner Mehrheit auszeichnet, verbunden mit den Talenten, welche es beſitzt, erhielten es im Strome der Anarchie, der ſeine Gefilde

mit Blut überflutet hat, aufrecht; und die reißenden Fortschritte der wenigen Jahre, wo es sich der Ruhe und des Friedens erfreute, beweisen, wie fähig seine Söhne und Töchter sind, ihren Platz in der Reihe der gebildeten und civilisirten Nationen einzunehmen.

Peru ist durch die Schule des Unglücks und durch eine lange und schwere Prüfung gegangen; wir dürfen daher wohl hoffen, daß es, so belehrt, eine fernere militärische Unterdrückung zurückweisen und einer lichteren Zukunft entgegen gehen werde.

---

## Zehntes Kapitel.

### Lima. Literatur und Gesellschaft.

**Bildungsanstalten. — Literarisches und geselliges Leben. — Die neuere Literatur: Espinosa, Vigil, Rivero und Andere. — Peru's gegenwärtiger Aufschwung und seine Zukunft.**

Der südamerikanische Charakter hat durch die Vermischung mit indianischem Blute, die in Peru fast allgemein ist, zwar viel von der spanischen Würde und dem spanischen Gehorsam verloren, dagegen aber eine Lebhaftigkeit des Temperaments und eine Schnelligkeit der Auffassungskraft gewonnen, die den Verlust in reichem Maße aufwiegen.

Lima besitzt außer dem Collegium von San Carlos die Universität zu San Marcos, die älteste der Neuen Welt. Sie wurde durch ein Decret Kaiser Karls V. vom 12. Mai 1551 unter Ertheilung derselben Privilegien, deren sich Salamanca erfreut, ins Leben gerufen und durch eine Bulle Pius' V. vom 25. Juli 1571 bestätigt.

Die jungen Männer, die auf diesen Bildungsanstalten ihre Studien gemacht haben, sind, wenn sie auch viel Zeit in Kaffeehäusern und Billardzimmern, sowie beim Hahnengefechte und beim Spiele, dem sie sehr ergeben sind, zubringen, doch in der Unterhaltung außerordentlich liebenswürdig und häufig gut belesen. Vor Allem aber bilden die Frauen von Lima den anziehendsten Theil der Gesellschaft.

Meiſtens ſehr ſchön, mit feurigen ſchwarzen Augen, geiſtreichem und lebhaftem Geſichtsausdruck und von anmuthiger Geſtaltt, beſitzen ſie zugleich eine große natürliche Gewandtheit, einen glänzenden Witz und ein höchſt liebenswürdiges Betragen. Bis vor wenigen Jahren erſchienen ſie beim Ausgehen in einer eleganten, ſehr wohl kleidenden Tracht, die jetzt nur noch bei Stiergefechten, Proceſſionen und andern großen Gelegenheiten gebräuchlich iſt, nämlich in der Saya y manto, einem ſchwarzſeidenen Mantel, der an den weiten Atlasrock befeſtigt, über den Kopf gezogen und ſo gehalten wird, daß nur Ein funkelndes Auge ſichtbar iſt, und die Ausfüllung des vollen bezaubernden Bildes der Phantaſie des Beſchauers überlaſſen bleibt. Die Dampfboote und Eiſenbahnen haben die franzöſiſchen Moden mitgebracht, denen das alte Nationalcoſtüm weichen mußte; doch haben die Frauen von Lima mit ihrer charakteriſtiſchen Tracht ihre alten Vorzüge nicht aufgegeben und ſind den Männern an Talent und Intelligenz weit überlegen geblieben.

Bei ſolchen Elementen der Geſellſchaft kann der Aufenthalt in Lima nur angenehm ſein; die italieniſche Oper, Feſte mancherlei Art, die gaſtlichen Mittagstafeln und wohl auch ein großer Ball bieten willkommene Gelegenheit zu Beobachtungen dar.

Doch gehört ein Ball zu den ſeltenereu Erſcheinungen. Der Präſident Echenique war in dieſer Beziehung äußerſt ſparſam. Dann und wann findet einer im Hauſe des verſtorbenen Marquis von Torre Tagle ſtatt, deſſen Erbin an einen Rechtsgelehrten vermählt iſt. Dieſer Palaſt iſt das ſchönſte Privatgebäude in Lima. Durch das Eingangsthor, deſſen Säulen reich mit Steinbildwerk geziert ſind, gelangt man in einen breiten Corridor mit gewölbter, von mauriſchen Bogen getragener und künſtlich geſchnitzter Decke. Der große Saal, ein weiter Raum mit vergitterten, auf die Straße hinausgehenden Balkonen, enthält mehrere ſchöne mit Perlmutter und Silber ausgelegte Cabinetsſtücke und giebt einen vortrefflichen Ballſaal ab. Bei ſolchen Gelegenheiten dauern die Feſtlichkeiten bis vier Uhr früh und ſchließen dann mit einer warmen Mahlzeit. Alle Gemächer des Hauſes, ſelbſt die Schlafzimmer nicht ausgenommen, ſtehen offen, und dienen theils zum Tanze, theils zum Spiele,

theils zu Büffets, theils endlich zur Promenade, indem die Gäſte in den Pauſen durch die langen Reihen derſelben hin- und herwandern.

Tanz und Spiel ſind Hauptbeſchäftigungen der Bevölkerung von Lima, namentlich das letztere, welches leidenſchaftlich betrieben wird, und von dem ſich ſelbſt die Geiſtlichkeit nicht frei hält.

Eine gewiſſe Indolenz und Frivolität, mit der der jüngere Theil der Geſellſchaft hier lebt, zeigt ſich in einem allgemeinen Mangel an Geiſtesanſtrengung, der in der Literatur, beſonders auch in der periodiſchen, zu Tage tritt.

Während der ſpaniſchen Herrſchaft zeichnete ſich einer der Vicekönige ſelbſt, der Prinz von Esquilache († 1658), ein großer Freund der Univerſität und Beförderer der Wiſſenſchaft, als epiſcher und lyriſcher Dichter aus; und im vorigen Jahrhundert behauptete den erſten Rang unter den Gelehrten von Lima Don Pedro de Peralta y Barnuevo, der achtzehn Sprachen verſtand, Profeſſor der Mathematik, Ingenieur, Kosmograph und äußerſt fruchtbarer Schriftſteller war, auch mehrere Dichtungen herausgab, unter denen ſein „Lima Fundada“ in Ticknor's Geſchichte der ſpaniſchen Literatur Erwähnung gefunden hat. Viele ſeiner Schriften blieben ungedruckt, denn der zu Herſtellung eines Druckwerks in Peru erforderliche Koſtenaufwand iſt ſo bedeutend, daß die Schriftſteller in dieſer Beziehung von jeher mit großen Hinderniſſen zu kämpfen hatten.

Von periodiſchen Blättern erſchien im vorigen Jahrhundert unter dem Titel Mercurio Peruano eine wiſſenſchaftliche Zeitſchrift zu Lima, und ſpäter, in den neunziger Jahren, eine Art geographiſch-ſtatiſtiſches Handbuch, Guia del Peru, das den gelehrten und verdienten Präſidenten des Medicinal-Collegiums zu Lima, Dr. Unanul zum Herausgeber hatte.

Nach der Unabhängigkeitserklärung entſtanden mehrere Zeitungen, die ſich der größten Zügelloſigkeit und rohen Mißbräuchen hingaben und nur zu oft von der am Ruder befindlichen Verwaltung geleitet und beſtochen wurden. Auch jetzt noch ſind die Spalten der Tagesblätter meiſtens mit unziemlichen Invectiven gegen hervorragende und einflußreiche Männer angefüllt, die mit armſeligem

Gezänk über Schauspieler und Sänger und schlechten Poesien abwechseln. Auch an politischen Flugschriften voll Beleidigungen und Verleumdungen fehlt es weder in Lima noch in anderen Städten; sie bilden einen nur zu großen Theil der wenigen Werke, welche die Presse Peru's zu Tage fördert.

Wenn aber auch die Oberfläche durch derartige Productionen befleckt ist, so giebt es in Peru immerhin auf der andern Seite politische Schriftsteller von Talent und Gelehrsamkeit, welche die Literatur ihres Vaterlandes vor Verachtung bewahrt haben.

Auch finden sich einige wenige Männer, die mit den vorragend charakteristischen Eigenschaften ihrer Landsleute erweiterte und unbefangene Ansichten verbinden, die ihre Meinungen weder um Gold noch um Macht gewechselt haben, und die den Grund der schlechten Verwaltung und der unglücklichen Zustände ihres Vaterlandes mehr in den tiefer liegenden, durch die dreihundertjährige Herrschaft der Spanier ihm eingeimpften Uebeln als in dem Verrathe des einen oder der Käuflichkeit des andern Generals suchen.

Zu diesem Schlage von Männern gehört der Oberst Espinosa, Verfasser verschiedener kleineren politischen Schriften, aber hauptsächlich durch sein Werk „La Herencia Española" berühmt, in welchem er in einer Reihe von Briefen an Isabella II. das Unglück, unter welchem sein Vaterland seufzt, der verderblichen Politik ihrer Vorfahren beimißt. Es ist mit Takt und Geschick geschrieben, entwickelt die Ursachen, aus denen die Corruption der peruanischen Verwaltung hervorgegangen ist, in einem meisterhaften Style und schont die Landsleute des Verfassers ebenso wenig als die Nachkommen ihrer Unterdrücker.

Er wirft den Amerikanern ihre Trägheit, ihren Stolz und ihre Ordens- und Titelsucht vor — alles, wie er behauptet, ein spanisches Erbtheil — und ruft aus:

„Wir Amerikaner sind unverbesserlich, weil wir uns für ein vortreffliches Volk halten, weil wir es nicht anerkennen, wie tief wir unter den Europäern stehen. Wir sind die allerschlimmsten Patienten; denn wir wollen unsere Krankheit nicht zugeben, wir wollen kein Mittel dagegen anwenden, und wir schlagen wie Wahn-

sinnige auf die Aerzte ein, die aus Menschlichkeit den Versuch machen, uns in die Cur zu nehmen."

Er fährt dann fort, die Fehler und Thorheiten seiner Zeit aufzudecken, verschont keine Klasse der Gesellschaft und läßt selbst die Priesterschaft, die vom alten Spanien fast bis zur Abgötterei verehrt wurde, seine Satyre fühlen.

„Ja diese Bibeln", sagt er in bitterer Ironie, „diese fürchterlichen spanischen Bibeln haben uns verführt und darüber aufgeklärt, daß zwischen der Lehre Jesu Christi und der Praxis unserer Priester ein großer Unterschied ist."

Das war ein kühnes Wort für einen römischen Katholiken; es ist aber nicht blos für den Verfasser, sondern für viele von denjenigen Peruanern, die am meisten lesen und denken, charakteristisch. Das ganze Werk athmet Haß gegen Unterdrückung und schlechte Verwaltung, während zugleich viele Stellen zeigen, daß ein Zug ächten Wohlwollens und warmer Philanthropie durch dasselbe hindurchgeht.

Unter seinen kleineren Werken ist ein Schriftchen über die Colonisation der Uferländer des Amazonenstromes bemerkenswerth, worin er das Recht der freien Schifffahrt gegenüber dem Monopol, welchem der Strom von Seiten der brasilianischen Regierung unterworfen worden ist, auf das kräftigste vertheidigt. Seine neueste Production ist eine gedruckte Vertheidigungsschrift für den Obersten Mogaburu, der zu Ende des Jahres 1854 unter der Anklage der Rebellion vor einem Kriegsgerichte stand. Interessant ist es, daß er den Hauptvertheidigungsgrund aus der Allgemeinheit des Verbrechens entlehnt. Er erklärt, das Aergerniß, das sein Client gegeben, sei bekanntlich in der Geschichte Peru's schon zu verschiedenen Malen vorgekommen. „Es würde schwierig sein", ruft er aus, „unter allen öffentlichen Charakteren Peru's, gleichviel ob Militärs oder Civilisten, nur zwölf zu bezeichnen, die sich nicht desselben Vergehens schuldig gemacht haben. Warum sollten wir von der Erklärung dieses Unterpräfecten gegen die Regierung der Welt Ende befürchten, wenn unzählige Generale, Präfecten und Minister dasselbe thaten? Und verlangt das Gesetz, daß der, der gegen die

Obrigkeit sich auflehnt, gesteinigt werde, so wird doch keiner den ersten Stein auf meinen Clienten werfen, er müßte sich denn von den Pharisäern beschämen lassen, die alle vor dem Erlöser beschämt zurückwichen, einer nach dem andern, von den Aeltesten an bis zu den Geringsten."

Der Oberst Espinosa gehört zu den würdigsten Schriftstellern Südamerika's; er hat sein Talent nie verkauft, und sein Beispiel wäre wohl geeignet, einen Wendepunkt für die nothwendige Reform der politischen Schriftstellerei in Peru abzugeben.

Der Grund, den er zu Vertheidigung seines Schutzbefohlnen angeführt hat, mochte vielleicht unter den gegebenen Verhältnissen der zweckmäßigste sein; allein so viel bleibt unbestritten, daß der fortwährende militärische Verrath die Wurzel alles Uebels ist, von dem Peru seit der Unabhängigkeit heimgesucht wurde. Ein unbrauchbares stehendes Heer mit einer im Verhältnisse zu den Gemeinen enormen Unzahl von Generalen und Oberofficieren lastet wie ein Alp auf dem Lande. Die gemeinen Soldaten, meistens abgehärtete junge Indianer aus der Sierra, sind vortrefflich, namentlich für ein Gebirgsland; aber ihre an ein müßiges und ausschweifendes Leben in Lima und andern großen Städten gewöhnten Officiere sind zum größeren Theile nicht würdig, solche Männer in den Kampf zu führen.

Wir haben gesehen, daß Oberst Espinosa die Empörung als ein mit Nachsicht zu beurtheilendes Vergehen, wenn nicht als eine öffentliche Pflicht, vertheidigte. So gefährlich es stets ist, einer solchen Ansicht Raum zu geben, so allgemein ist dieselbe in Südamerika vorherrschend.

Es zeigt sich dies in einer kürzlich in Lima veröffentlichten Biographie des General Salaverry, jenes jungen, ritterlichen Geistes, der im Bürgerkriege von 1836 seinem Ehrgeize zum Opfer fiel. Der Verfasser der Biographie, Manuel Bilbao, ein noch junger Mann, besitzt offenbar bedeutendes Talent, und die Wärme, mit der sein Werk geschrieben ist, verleiht ihm Interesse. Er vertheidigt mit einer Gluth, die sich manchmal bis zur Beredsamkeit steigert, die bedenklichsten Handlungen seines Helden und widmet

namentlich ſeiner perſönlichen Erſcheinung die umſtändlichſte Darſtellung.

Das Werk verdient als eins der erſten, welche in dieſem Fache in Peru erſchienen ſind, und jedenfalls als das beſte derſelben, Erwähnung und iſt durchgehends von einem Geiſte der Hingebung und Hochherzigkeit durchweht, der es anziehend macht.

Doch hat die peruaniſche Jugend in der Dichtkunſt ebenſo gut einen Spielraum für ihre Phantaſie gefunden, wie in den Lebensſchilderungen der vaterländiſchen Helden. Das ſchöne Land der Incas, überreich an den erhabenſten wie an den reizendſten Werken der Natur, war in vieler Beziehung ganz beſonders dazu geſchaffen, eine Lieblingsſtätte der Poeſie zu werden. Und ſo finden wir denn unter den Incas und ihrer ländlichen Nachkommenſchaft die ſchönſten und ergreifendſten Dichtungen in der Quichua-Sprache; allein ſeit der ſpaniſchen Eroberung hat das Dichten in dieſer Sprache beinahe aufgehört und offenbart ſich nur noch in den düſtern Klageliedern, die man manchmal in den wildeſten Schlupfwinkeln der Anden vernimmt.

Indeß haben die ſpaniſchen Creolen Peru's die dichteriſche Begeiſterung der Eingebornen einigermaßen in ſich aufgenommen. Der Prinz von Esquilache war, wie bereits erwähnt worden, ein Dichter, der ſich zu ſeiner Zeit keines geringen Ruhms erfreute, und der als Vicekönig von Peru den erſten Anſtoß zur Pflege der Poeſie gab. In ſeine Fußtapfen traten während der ſpaniſchen Herrſchaft Evia, der berühmte Barde von Guayaquil; Pedro de Onna von Chile, der eine Fortſetzung zu Ercilla's Aracauna dichtete; Barnuevo, der Sänger Lima's, und Rivero von Arequipa, lauter Dichter, die ſowohl in Peru als in ihrem Mutterlande Bedeutung erlangt haben.

Seit der Unabhängigkeit und der allgemeinen geiſtigen Emancipation der Peruaner hat ſich die leichtſinnige, aber phantaſiereiche Jugend dieſes bezaubernden Landes viel mit Poeſie und Muſik beſchäftigt. Die Geſellſchaft Lima's iſt aber eine zu unnatürliche und zerſtreuungsſüchtige, als daß ſie für das Wachsthum des poetiſchen Genies einen günſtigen Boden darzubieten vermöchte; ja, ſo reizend und höchſt romantiſch die Umgebungen der Stadt ſind, es ſcheint,

als ob eine allgemeine Gleichgültigkeit gegen die Natur herrsche, und als ob das Landleben eher Widerwillen einflöße als anziehe.

Es giebt Punkte in der Nähe von Lima, die in jedem blühenden Staate mit Landhäusern und Villen bedeckt sein würden, aber in Peru bleiben sie unbeachtet. So das kleine reizende Dorf Cocachacra an der Straße nach Tarma, welches, gleich dem glücklichen Thale im Rasselas mit fast senkrechten Bergen umgeben ist; so eine Menge Stellen an der Küste und an den weidenbekränzten Ufern des Rimac, wo Boscan oder Garcilasso ihre Idyllen hätten dichten können, und wo zahlreiche englische Seeofficiere regelmäßig ihre Tage verbringen, spazierengehend, fischend oder Kartoffeln bratend; aber kein gebildeter Peruaner läßt sich an diesen abgelegenen Plätzen erblicken.

Ausgenommen daß alle Welt am 23. Juni auf dem Berge von Amancaes Narzissen pflückt, und daß man am Allerheiligen-Tage in das Pantheon oder den großen vor der Stadt gelegenen Kirchhof wallfahrtet, ist es in Lima nicht Mode, seine Promenaden über die Straßen der Stadt hinaus zu erstrecken. Höchstens, daß man noch zur Badezeit das armselige Küstenstädtchen Chorillos aufsucht und seine Zeit mit Baden und leidenschaftlichem Spiele zubringt.

Indeß sind trotz dieses mangelhaften Zustandes der Gesellschaft neuerlich doch einige recht werthvolle Dichtungen aus der peruanischen Presse hervorgegangen, wohin unter andern das Poema moral: La Flor de Abel des erst 23jährigen Sennor Marquez gehört, der nach diesem Erstlingsproduct zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. Espinosa, der es einer umfassenden Besprechung unterworfen hat, nennt es „eine der geistreichsten Schöpfungen unserer Zeit" und bezeichnet den Inhalt desselben kurz als „eine Ehrenrettung der Unschuld und christlichen Liebe im heroischen Kampfe mit der uns verzehrenden weltlichen Selbstsucht." Ein anderer hervorragender Dichter und Schriftsteller ist Don Clemente Althaus. Seine berühmteste prosaische Schöpfung: „An eine Mutter" erschien im Jahre 1853. Unter den Dichtungen zeichnen sich neben dem „Disencanto" „Ein Wort in der Wüste", „Eine einsame Nacht",

„Ein Gesang der Liebe", „Canto Biblico", „Lebewohl" und „Erinnerung" aus. Der Canto Biblico klingt an einige der Hebrew Melodies von Byron an, hat aber vor den letztern den Vortheil voraus, daß die spanische Sprache weit besser zu babylonischen Klageliedern paßt als die englische.

Um diese besseren Poesien her drängt sich eine Masse sinnlosen Plunders in der Gestalt von Liebesliedern, welche die Spalten der Tagesblätter füllen und es deutlich zeigen, daß von dem politischen Genie jener beiden ausgezeichneten Barden den modernen Peruanern im Allgemeinen nur wenig zu Theil geworden ist.

Der ungeordnete Zustand des Landes hat die Peruaner fast ganz daran gehindert, ihrer Bildung durch Reisen nach Europa die letzte Feile zu geben; sie unterrichten sich größtentheils aus Uebersetzungen englischer und französischer Werke. Bei einer jungen Dame in Arequipa sah ich „El tio Tom" (Onkel Tom), den sie mit dem größten Interesse las. Seit der Unabhängigkeit hat Mr. Ackermann in der Publication einer Reihe von illustrirten Werken, die viel Belehrendes enthalten, eine große Thätigkeit für die südamerikanischen Republiken an den Tag gelegt. Das Unternehmen besteht fort und führt den Titel: „La Colmena".

Peru hat aber auch seine eigenen Reisebeschreibungen, und die „Reisen Bustamente's" sind für das ganze Innere der Republik ein mustergültiges Werk. Sennor Bustamente hat übrigens fast ganz Europa, namentlich England, Frankreich, Spanien, Deutschland, Schweden und Rußland durchreist und ist in Jerusalem gewesen. Indeß scheint er im Ausland nicht immer die beste Gesellschaft aufgesucht zu haben, und seine Bemerkungen über die Sitten und Gebräuche der Engländer, welche tief und beißend sein sollen, sind eher lächerlich.

Werfen wir nun einen Blick auf dasjenige Gebiet der Litteratur, auf welchem die wichtigen Fragen der Theologie und des Kirchenregiments verhandelt werden, so begegnen wir hier einem kürzlich erschienenen Werke, das nicht nur in der südamerikanischen Litteratur als das talentvollste und gelehrteste den Preis davonträgt,

ſondern unzweifelhaft auch in jedem europäiſchen Lande Achtung gebieten würde.

Der Verfaſſer, ein Prieſter Namens Vigil, bekleidet das Amt eines Bibliothekars an der öffentlichen Bibliothek von Lima. Er iſt ein kühner und ſcharfſinniger Gelehrter von ausgebreiteten Kenntniſſen und hellem Verſtande. Das Werk führt den Titel: Defensa de la autoridad de los Gobiernos contra las pretensiones de la Curia Romana (Wahrung der Territorialhoheitsrechte gegen die Anmaßungen der römiſchen Curie), iſt gegen die unmittelbare Publication der päpſtlichen Bullen in fremden Staatsgebieten und das vom Papſte in Anſpruch genommene Recht der Beſtätigung der Biſchöfe gerichtet, und gründet ſeine Beweisführungen auf die älteſten chriſtlichen Gebräuche und die Schriften der Kirchenväter. Er geht dann von der Rechtsverwahrung gegen die Päpſte zu den wünſchenswerthen Reformen in der geſellſchaftlichen Stellung des römiſchen Clerus über, und erklärt ſich mit Entſchiedenheit für Aufhebung der immerwährenden Mönchsgelübde und Geſtattung der Prieſterehe. In Bezug auf den letzteren Punkt ſpricht er ſich mit hohem Ernſt aus und bezieht ſich auf Schriftſtellen:

„Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde! ſagte Gott zu unſern erſten Eltern. Niemand kann leugnen, daß St. Peter verheirathet geweſen iſt, und unter den Stücken, die zum Biſchofsamte gehören, ſchreibt St. Paulus dem Timotheus vor, daß er ſein ſolle Eines Weibes Mann. Damit wollte, nach St. Chryſoſtomus' Commentar zu dieſer Stelle, der Apoſtel die Ordnung, die hierbei zu beobachten, feſtſtellen und dem Gebrauche der Juden, die oft zwei Weiber auf einmal hatten, ſteuern.

Und würde der Kirchſpielsgeiſtliche minder ſegensreich wirken, wenn er verheirathet iſt? Wohlwollend, gaſtfreundlich, gelehrt, der Gatte Eines Weibes, wie die Schrift es vorſchreibt, ein guter Haushalter im eigenen Hauſe und ein Vater, der ſeine Kinder im Gehorſam auferzieht, würde er nicht bloß mit Worten, ſondern durch ſein Beiſpiel predigen, und das iſt die wahrhaftigere und wirkſamere Predigt."

Das Werk des Sennor Vigil beſteht aus ſechs Octavbänden

und zeugt von der tiefen Gelehrsamkeit und dem bedeutenden Talent des Verfassers. Es machte in Amerika und im römisch katholischen Europa großes Aufsehen, und so konnte es nicht lange dauern, daß man in Rom Kenntniß davon nahm und es mit einer Stelle im Index Expurgatorius beehrte. Auch wurden die Donnerkeile des Vaticans gegen den kühnen Priester geschleudert, und mittelst Bulle vom Juni 1851 wurden er selbst und Alle, die sein Buch lesen, kaufen oder verkaufen würden, excommunicirt.

Sennor Vigil ließ sich durch den päpstlichen Zorn nicht einschüchtern; er veranstaltete sofort eine neue Auflage seines Werks im Auszuge, um ihm eine ausgedehntere Verbreitung zu sichern, und ließ zugleich eine Widerlegungsschrift an den Papst abgehen, welche ihm seinen Mangel an Mäßigung in milden Ausdrücken vorwirft und mit folgenden Worten schließt:

„Heiliger Vater! schütten Sie Ihr Herz aus vor dem Angesichte Christi und am Fuße seines Kreuzes, wo Sie leichter als an jedem andern Platze die Unbedeutsamkeit menschlicher Größe erkennen mögen. Dort ist Ihr Richterstuhl, heiliger Vater, und der meine. Dort entscheiden Sie, ob das Wort Gottes die Bestimmung hat, über die Hoheitsrechte des heiligen Stuhls Auskunft zu geben, oder ob es die Bestimmung hat, zu zeigen, daß die Priester auf Erden kein Königreich haben, sondern ihren ganzen Ruhm darin suchen sollen, Christum zu predigen, Ihn, den Gekreuzigten! Dies entscheiden Sie, und dann entscheiden Sie, welche von diesen beiden Lehren in meinem Werke anzutreffen sei."

Es giebt unter dem höhern Clerus von Peru viele achtbare und gelehrte Männer, und, was die gesammte Geistlichkeit anlangt, so finden sich in abgelegenen Dörfern und manchmal auch in größern Städten vortreffliche und ganz hingebende Priester; allein es ist nur zu gewiß, daß diese die Ausnahmen bilden. Der niedere Clerus ist in der Regel unwissend und ausschweifend; Spiel und Hahnenkampf sind seine Lieblingsbeschäftigungen, und das Cölibat, wenn auch formell beobachtet, ist in der Praxis so gut wie nicht vorhanden.

Die Zehnten fließen alle in die Dechaneien und Domkapitel;

der Parochialclerus erhält sein Einkommen durch zahlreiche Gebühren bei Taufen, Trauungen, Begräbnissen und Messen.

Das Studium der Rechtsgelehrsamkeit ist bei der gebildeten jungen Welt von Peru weit mehr in Aufnahme als das der Theologie, und in jeder großen Stadt befinden sich eine Menge abogados oder Juristen. Aber die Quellen der Justiz sind furchtbar getrübt; die höchsten Beamten nehmen, ohne zu erröthen, Geschenke an, und man spricht von dergleichen Geschäften an öffentlichen Plätzen wie von ganz gewöhnlichen Vorfällen. Prompte Gerechtigkeitspflege in Civilsachen ist eine seltene Erscheinung.

Die Criminaljustiz ist dagegen ziemlich summarisch. Mord wird mit dem Tode bestraft. Man bindet den Schuldigen auf einen Stuhl und erschießt ihn. Geringere Verbrechen werden durch Zwangsarbeit, Einsperrung in entsetzlich schmutzigen Gefängnissen und Prügel bestraft. Die Regierung hat neuerdings ihre Aufmerksamkeit der Reform der Gefängnisse zugewandt, und Don Mariano Paz Soldan, ein tüchtiger Staatsmann, hat einen durch die Presse veröffentlichten Bericht über die Strafanstalten in den Vereinigten Staaten erstattet, und sich für die Einführung des Schweig- und Zellensystems ausgesprochen. Wozu man sich auch entschließen möchte, jede Abänderung der gegenwärtigen Zustände würde schon eine Verbesserung sein; allein die immerwährenden inneren Zerwürfnisse sind schuld, daß man Jahre lang über Reformen spricht, ohne sie jemals in Angriff zu nehmen.

Ein peruanisches Gesetzbuch ist neuerdings unter der Regierung des General Echenique publicirt worden. Die in demselben enthaltene Gesetzgebung ist trefflich, allein sie wird nicht viel helfen, so lange nicht die Zeit in dem Charakter Derjenigen, welche die trefflichen Gesetze anwenden sollen, eine vollständige sittliche Umwandlung hervorgebracht haben wird.

Kurz nach dem Erscheinen des Gesetzbuchs, im Jahre 1853, gab Don Jose Santistevan ein juristisches Lehrbuch heraus, wodurch er sich Anspruch darauf erworben hat, der Blackstone Peru's genannt zu werden. Er beginnt mit Numa Pompilius, folgt dem Gange der römischen Gesetzgebung in ihrer Verbindung mit der spanischen

und behandelt so die beiden Quellen, aus denen das neuere peruanische Rechtssystem abgeleitet ist. Sein Werk zerfällt in drei Theile: Personen-, Sachen- und Obligationenrecht. Im ersten beschreibt er die Beziehungen zwischen Freiem und Sklaven, Herrn und Diener, Mann und Weib, wie sich dieselben nach peruanischem Recht zu einander verhalten; im zweiten nimmt das Erbrecht eine Hauptstelle ein, und es verdient als ein bemerkenswerther Zug desselben hervorgehoben zu werden, daß die unehelichen Kinder ein gesetzliches Erbrecht auf einen gewissen Theil der väterlichen Verlassenschaft haben; im dritten behandelt er die persönlichen Verbindlichkeiten, Verträge und Gesellschaftsrechte.

Die meiste Anziehungskraft, sollte man meinen, müßte für die Peruaner in der Geschichte ihrer Vorzeit liegen, im Studium des glorreichen Zeitalters der Incas, ihrer gewaltigen Thaten, ihrer wohlthätigen Regierung und ihrer staunenswerthen Baudenkmale, welche noch immer den heimathlichen Boden bedecken.

Man hat im Jahre 1840 ein Museum peruanischer Alterthümer errichtet. Es befindet sich in einem und demselben Gebäude mit der im Jahre 1821 gegründeten öffentlichen Bibliothek und mit der im Jahre 1832 gestifteten Zeichenschule. Die Bibliothek ist täglich von früh 8 bis Mittags 12 und von Nachmittags 4 bis 6 Uhr zu Jedermanns Gebrauche freigegeben.

Im Hinblick auf die alte Geschichte von Peru ist der großen antiquarischen Kenntnisse und der scharfsinnigen Forschungen des Don Mariano Rivero, einer der glänzendsten Zierden seines Vaterlandes, rühmlichst zu gedenken. Er stammt aus einer alten Familie von Arequipa, hat von Zeit zu Zeit mehrere höhere europäische Consulate bekleidet und sich besonders dem Studium der Alterthümer seines Vaterlandes gewidmet. Eine Frucht dieser Studien ist sein treffliches Werk „Antiquedades Peruanas“ (peruanische Alterthümer), von dem bereits eine englische Uebersetzung zu Neu-York erschienen ist, und welches einen höchst werthvollen Beitrag zu der Geschichte des alten Peru bildet.

Er sucht am Schlusse des Werkes seine jungen Landsleute mit derselben Begeisterung, von welcher er ergriffen ist, zu erfüllen.

„Möchte dieſe Schrift", ruft er aus, „die peruaniſche Jugend aus ihrer Lethargie aufſtören; möchten unſere Entdeckungen ſie zum Enthuſiasmus hinreißen und ihr das Verſtändniß bringen, daß auch der Staub unter unſern Füßen einſt ſeinen Herzſchlag und Leben und Gefühl hatte; daß früher oder ſpäter jeder Nation Gerechtigkeit widerfahren muß; daß Babylon, Aegypten, Griechenland und Rom nicht die einzigen Reiche ſind, die einer ſchöpferiſchen Phantaſie Nahrung geben, und daß der Boden, den wir betreten, das Grab einer geſcheiterten Civiliſation iſt.

Ja, wie glücklich wollten wir uns preiſen, wenn wir zum Lohne unſerer Bemühungen die Weiſen und Verſtändigen um eine intelligente, thätige und väterliche Regierung, wie es einſt die der Sonnenkinder, der Incas, war, verſammelt ſähen, und wenn unter ihren Auſpicien die peruaniſche Civiliſation vom Staube auferſtände, wie Pompeji und Herculanum aus ihrem tauſendjährigen Lavagrabe emporgeſtiegen ſind."

Was Rivero von der Geſchichte der Incas ſagt, wenn es den antiquariſchen Forſchungen gelänge, ſie mehr und mehr zu enthüllen, das möchten wir von der modernen peruaniſchen Litteratur ſagen, wenn ſie endlich einmal von dem verderblichen Einfluſſe der ſtaatlichen Anarchie, die ſo lange jeden Fortſchrittsverſuch gehindert hat, befreit werden ſollte.

Man darf zuverſichtlich von den Peruanern viel erwarten. Denn wenn auch ihr Charakter durch manche Flecken entſtellt iſt, wie dies ein geſellſchaftlicher Uebergangszuſtand immer mit ſich bringt, ſo beſitzen ſie doch auch andererſeits viele treffliche Eigenſchaften, die zu ihrer Veredlung führen werden.

Und in der That geſtalten ſich die Ausſichten Peru's von Tage zu Tage lichter; in allen Zweigen der Induſtrie und der Volkserziehung zeigen ſich Fortſchritte. Die Inca-Indianer ſind durch die weiſen Maßregeln Caſtilla's der Knechtſchaft entzogen worden, und die Bevölkerung ſpaniſcher Abkunft eignet ſich zuſehends die Kunſt und Bildung der europäiſchen Civiliſation mehr und mehr an.

# Zweite Reise.

1860 und 1861.

# Erſtes Kapitel.

Entdeckung der Perurinde. — Die Gräfin von Chinchon. — Einführung des Gebrauchs der Chinarinde in Europa. — La Condamine's erſte Beſchreibung eines Chinchona-Baumes. — J. de Juſſieu. — Die Chinchona-Region. — Die verſchiedenen werthvollen Species. — Entdeckung des Chinins.

Die Einführung der Chinchona-Bäume in Indien und der Anbau der Fieberrinde in den britiſch-aſiatiſchen Beſitzungen, wo dieſes unſchätzbare Heilmittel ein Lebensbedürfniß geworden iſt, hatte ſchon ſeit einigen Jahren die Aufmerkſamkeit der indiſchen Regierung beſchäftigt, als der Verfaſſer 1859 von dem Staatsſecretär für Indien den Auftrag erhielt, ſich der Leitung eines Unternehmens zu unterziehen, das die Sammlung von Chinchona-Pflanzen und ihrer vorzüglichſten Samenſorten in Südamerika und die Einführung derſelben in Indien zum Zwecke hatte. Dieſer Auftrag führte den Verfaſſer aufs neue nach Südamerika, in die Gebirgswälder der Anden, welchen die ganze Welt und beſonders alle tropiſchen Länder, wo Wechſelfieber herrſchen, jenes unſchätzbare Fiebermittel ſchon ſeit langer Zeit zu verdanken haben, und namentlich in die Wälder der peruaniſchen Provinz Caravaya, die noch von keinem engliſchen Reiſenden beſchrieben worden ſind. Es giebt vielleicht keine Arznei, die für die Menſchheit von größerem Werthe iſt, als das fiebervertreibende Alkaloid, das aus den Chinchonabäumen Südamerika's gewonnen wird; der Verbrauch der Chinarinde iſt in allen civiliſirten Ländern mehr und mehr gewachſen, während ſich dagegen die Production oder Zufuhr vermindert hat; das durch die indiſche Regierung eingeleitete Unternehmen ſollte

daher, durch Naturaliſation dieſer Bäume in Indien und anderen ihrem Gedeihen entſprechenden Ländern, der Menſchheit eine zuverläſſigere, billigere und reichlichere Production eines ihr unentbehrlich gewordenen Heilmittels ſichern und iſt, Dank den Bemühungen der tüchtigen Männer, welche dem Verfaſſer zur Seite ſtanden, mit einem die kühnſten Erwartungen übertreffenden Erfolge gekrönt worden. Ehe uns jedoch der Leſer auf der Reiſe über die Cordilleren und in die ungeheuren unbetretenen Wälder begleitet, wo wir jene koſtbaren Pflanzen aufzuſuchen hatten, wird es nöthig ſein, uns erſt mit der Geſchichte der Chinarinde, mit den verſchiedenen Arten der Chinchona-Bäume und ihren heimiſchen Verhältniſſen etwas näher vertraut zu machen.

Es wäre in der That auffällig, wenn, wie allgemein angenommen wird, die eingebornen Indianer Südamerika's die Heilkräfte der Chinarinde nicht gekannt hätten, und doch ſcheint dieſe Annahme durch den Umſtand beſtätigt zu werden, daß dieſes Hauptmittel in den Reiſeapotheken der eingebornen wandernden Aerzte, deren Gewerbe ſich ſeit der Zeit der Incas von dem Vater auf den Sohn vererbt hat, zu fehlen pflegt. Dennoch iſt es wahrſcheinlich, daß die Indianer in der Nähe von Loxa, 230 engliſche Meilen ſüdlich von Quito, wo der Gebrauch dieſes Mittels den Europäern zuerſt bekannt wurde, die Heilkräfte der Chinarinde kannten, was auch ſchon aus dem indianiſchen Namen des Baumes, „Quinaquina", d. i. Rinde der Rinden, hervorgeht, da eine derartige Verdoppelung des Namens einer Pflanze faſt immer darauf hindeutet, daß man ihr mediciniſche Eigenſchaften beilegt. Die Indianer betrachteten die Eroberer ihres Landes mit Widerwillen und Mißtrauen und es läßt ſich denken, daß ſie nicht allzu eifrig darauf bedacht waren, denſelben ihre Kenntniß von derartigen Heilkräften mitzutheilen. Dadurch erklärt ſich auch vielleicht der Zwiſchenraum, der zwiſchen der Entdeckung des Landes und dem erſten Gebrauch der Chinarinde durch Europäer liegt. Die Eroberung Peru's und die darauf folgenden Bürgerkriege laſſen ſich erſt mit der Zeit des Vicekönigs Marquis von Cañete im Jahre 1560 als beendigt bezeichnen, und J. de Juſſieu berichtet, daß im Jahre 1600 ein Jeſuit, der in

Malacotas, wo man nach Juſſieu's Meinung durch die Indianer die erſte Kenntniß von der Heilkraft der Chinarinde erlangte, von einem Fieber befallen ward, durch den Gebrauch von Chinarinde ſeine Geneſung bewirkte. Auch fand La Condamine in der Bibliothek eines Kloſters in Loxa ein Manuſcript, in welchem dargethan war, daß die Europäer dieſer Provinz um dieſelbe Zeit Chinarinde anwendeten. Es läge demnach zwiſchen dem Zeitpunkte der eigentlichen Unterwerfung Peru's und der Entdeckung dieſes überaus wichtigen Productes immer nur ein Zwiſchenraum von vierzig Jahren. Außerdem läßt ſich der Umſtand, daß den Spaniern die Kenntniß von der Heilkraft der Chinarinde ſo lange vorenthalten blieb, auch dadurch erklären, daß die Indianer zwar die fiebervertreibende Eigenſchaft der Rinde kannten, aber derſelben keine große Wichtigkeit beilegten. „Nul n'est saint dans son pays", ſagt La Condamine in Bezug hierauf, und Pöppig, der 1830 ſchrieb, ſagt, daß die vom Wechſelfieber beſonders heimgeſuchten Bewohner der peruaniſchen Provinz Huanuco einen ſtarken Widerwillen gegen den Gebrauch der Chinarinde zeigten. Auch Humboldt ſpricht von dieſem Widerwillen der Eingebornen gegen den Gebrauch der Chinarinde, und Richard Spruce machte dieſelbe Bemerkung in Bezug auf Ecuador und Neugranada. Selbſt in Guayaquil iſt das Vorurtheil gegen Quinin oder Chinin ſo groß, daß ein Arzt, der es verordnet, genöthigt iſt, es mit einem anderen Namen zu bezeichnen. Der Indianer meint, daß nur der kalte Norden den Gebrauch der Fieberrinde geſtatte; er hält ſie für ſehr erhitzend und daher für ein ungeeignetes Arzneimittel gegen Leiden, die nach ſeiner Meinung durch Entzündung des Blutes entſtehen.

Um das Jahr 1630 ſoll ein Indianer von Malacotas den am Wechſelfieber erkrankten ſpaniſchen Corregidor von Loxa, Don Juan Lopez de Canizares, von der Heilkraft und Anwendung der Chinarinde unterrichtet haben, worauf der Corregidor durch deren Gebrauch genas. Acht Jahre ſpäter lag die Gattin des Luis Geronimo de Cabrera Bobadilla y Mendoza, vierten Grafen von Chinchon, im Palaſte von Lima am Fieber darnieder, und ihre berühmte Cur hat Linné lange nachher veranlaßt, das ganze Ge-

ſchlecht der Chinin-ſpendenden Bäume ihr zu Ehren „Chinchona“ zu nennen. Die Taufpathin dieſer werthvollen Schätze des Pflanzenreichs hat daher einigen Anſpruch auf unſere Aufmerkſamkeit. Die Gräfin von Chinchon ſtammte aus dem edlen Hauſe Oſorio, deſſen Begründer von Heinrich IV. von Caſtilien zum Marquis von Aſtorga erhoben wurde. Der achte Marquis hatte eine Tochter Namens Ana, die 1576 geboren war und im ſechzehnten Jahre den Marquis von Salinas heirathete, der zu dem wichtigen Poſten eines Vicekönigs von Mexico berufen war. Wahrſcheinlich begleitete ſie ihren Gatten zunächſt nach Mexico und ſpäter nach Lima, da der Marquis von 1596 bis 1604 Vicekönig von Peru war. Im letzteren Jahre kehrte er auf ſeinen früheren Poſten nach Mexico zurück und ging dann nach Spanien, wo er von 1611 bis zu ſeinem Tode 1617 Präſident des Raths von Indien war. Die Marquiſe Ana hatte demnach bereits anſehnliche Reiſen gemacht, als ſie 1621 zu Madrid ihrem zweiten Gatten, dem vierten Grafen von Chinchon, vermählt wurde, mit welchem ſie, da auch dieſer zum Vicekönig von Peru ernannt ward, abermals nach Lima ging. Als die Gräfin 1638, in ihrem dreiundſechzigſten Jahre, am Fieber erkrankt war, ſandte der Corregidor von Loxa, Don Juan Lopez de Canizares, ihrem Arzte Juan de Vega eine Quantität pulveriſirte Quinquina-Rinde, mit der Verſicherung, daß dieſelbe ein untrügliches Heilmittel des Tertiarfiebers ſei. Das Mittel wurde bei der Gräfin angewendet und bewirkte eine vollſtändige Heilung. Bei der Rückkehr des Grafen von Chinchon nach Spanien nahm die Gräfin eine Quantität der heilkräftigen Rinde mit ſich und war ſomit die erſte Perſon, die dieſe unſchätzbare Arznei in Europa einführte. Man nannte das Mittel ſeitdem „Gräfin-Rinde“ oder „Gräfin-Pulver“, und Juan de Vega, der Gräfin Arzt, verkaufte in Sevilla das Pfund für hundert Realen. Zum Andenken an dieſe Dienſtleiſtung nannte Linné das ganze dieſes Heilmittel gewährende Pflanzengeſchlecht „Chinchona“, und ſpäter wurde der Name der Gräfin noch durch die große Familie der Chinchonaceen unſterblich gemacht, welche außer den Chinchonas die Ipecacuanhas und Kaffeepflanzen umfaßt. In neuerer Zeit hat man das erſte h

dieſes Namens weggelaſſen, und das Wort wird jetzt faſt durchgehends, aber ſehr unrichtig „Cinchona“ geſchrieben.

Nach der Heilung der Gräfin von Chinchon wurden die Jeſuiten die hauptſächlichen Förderer der Einführung der Chinarinde in Europa. Der Graf von Chinchon hatte ſich noch im letzten Jahre ſeiner peruaniſchen Statthalterſchaft ein Verdienſt um die geographiſche Wiſſenſchaft erworben, indem er 1639 die Expedition nach der Mündung des Maranhon veranlaßte, von welcher der Jeſuit Acuña, der ſie begleitete, einen ſchätzenswerthen Bericht geliefert hat. Seitdem fuhren die Miſſionäre von Acuña's Brüderſchaft fort, tiefer in die Wälder an den Quellen des Maranhon einzudringen und Anſiedelungen zu gründen. Im Jahre 1670 ſchickten ſie pulveriſirte Chinarinde nach Rom, von wo ſie durch den Cardinal de Lugo an die Mitglieder der Brüderſchaft in ganz Europa vertheilt und zur Heilung von Fiebern mit großem Erfolge angewendet wurde. Daher der Name „Jeſuiten-“ oder „Cardinals-Rinde“ und daher auch die komiſche Thatſache, daß ſich die Proteſtanten lange Zeit dem Gebrauche dieſes Heilmittels widerſetzten, eben weil es von den Jeſuiten beſonders befürwortet wurde. Im Jahre 1679 kaufte Ludwig XIV. das Geheimniß der Quina-quina-Bereitung von dem engliſchen Arzte Robert Talbor für tauſend Louisd'or, eine große Penſion und einen Titel. Seitdem ſcheint die Chinarinde als wirkſamſtes Heilmittel für Wechſelfieber anerkannt worden zu ſein. Dennoch mußte noch lange Zeit vergehen, ehe das gegen dieſes Heilmittel erweckte Vorurtheil beſiegt wurde. Gelehrte Aerzte geriethen darüber in lange und heftige Streitigkeiten. Ein Profeſſor der Univerſität Salamanca, Dr. Colmenero, ſchrieb ein Werk, in welchem er erklärte, daß in Madrid allein durch den Gebrauch der Perurinde neunzig plötzliche Todesfälle herbeigeführt worden wären. Allmälig aber bekehrte der unſchätzbare Werth der Chinarinde ſelbſt die bigotteſten Conſervativen der Medicin; der Gebrauch des Heilmittels verbreitete ſich mehr und mehr, aber während ſein Bedarf demgemäß ſich vermehrte, verging noch geraume Zeit, ehe man die erſte Kenntniß von den Bäumen erhielt, die daſſelbe gewährten. Man verdankt die erſte Be-

ſchreibung der Chinchona-Bäume jener denkwürdigen franzöſiſchen Expedition nach Südamerika, der faſt alle Zweige der Wiſſenſchaft ſo viel zu verdanken haben. Die Mitglieder dieſer Expedition, de la Condamine, Godin, Bouguer und der Botaniker de Juſſieu ſegelten am 16. Mai 1735 von Rochelle ab, um den Bogen eines Grades von Quito zu meſſen und danach die Geſtalt der Erde zu beſtimmen. Nach längerem Aufenthalte in Quito begab ſich Juſſieu 1739 nach Loxa, um den Quina-quina-Baum zu unterſuchen, während Condamine 1743 nach Loxa ging und dann einige Zeit in Malacotas bei einem Spanier ſich aufhielt, der vorzugsweiſe mit Perurinde Geſchäfte machte. Condamine ſuchte ſich einige junge Pflanzen zu verſchaffen, in der Abſicht, ſie den Maranhon hinab mit nach Cayenne zu nehmen und von dort in den „Jardin des Plantes" in Paris zu verpflanzen; aber eine Woge, die bei Para, an der Mündung des mächtigen Stromes, über ſein kleines Fahrzeug ſchlug, beraubte ihn des Gefäßes, in welchem er dieſe Pflanzen mehr als acht Monate bewahrt hatte. Dies war der erſte Verſuch, Chinchona-Pflanzen aus ihren heimiſchen Wäldern in andere Gegenden zu führen. Condamine war der erſte Mann der Wiſſenſchaft, der dieſe wichtige Pflanze unterſuchte und beſchrieb. Joſeph de Juſſieu, deſſen Name mit dem Condamine's, was die erſte Unterſuchung der Chinchona-Bäume von Loxa anlangt, innig verbunden iſt, ſetzte, nachdem ſein Gefährte Südamerika verlaſſen hatte, ſeine Forſchungen daſelbſt noch längere Zeit fort. Er drang zu Fuß bis zur Provinz Canelos vor, dem Schauplatze der Thaten und Leiden des Gonzalo Pizzaro, beſuchte mit Godin Lima, reiſte über Oberperu bis zu den Wäldern von Santa Cruz de la Sierra und war der erſte Botaniker, der Exemplare der Coca-Pflanze, jenes beliebten Narcotieums der peruaniſchen Indianer, in die Heimath ſchickte. Leider traf ihn nach vieljähriger mühevoller Arbeit in Buenos Ayres das Mißgeſchick, ſeine großen Pflanzenſammlungen zu verlieren, indem ihm dieſelben von einem Diener, der in den Kiſten Geld vermuthete, geſtohlen wurden. Dieſer Verluſt hatte die traurige Folge, daß Juſſieu nach vierunddreißigjähriger Abweſenheit 1771 geiſteskrank nach Frankreich zurückkehrte.

Viele Jahre lang war der Quinquina-Baum von Loxa, die Chinchona officinalis des Linné, die einzige Species, die den Botanikern bekannt war, und von 1640 bis 1760 fand man im Handel keine andere Fieberrinde als diejenige, die in den Wäldern von Loxa gewonnen und von dem peruanischen Hafen Payta ausgeführt wurde. Nachdem man daher länger als ein Jahrhundert auf einem so kleinen Gebiete fortwährend in der sorglosesten und unbedachtsamsten Weise Bäume gefällt hatte, mußte natürlicher Weise ein Mangel eintreten, der eine völlige Ausrottung befürchten ließ. Schon 1735 berichtete Ulloa an die spanische Regierung: „es gäbe dieser Bäume zwar viele, aber sie würden, wenn das Verfahren, sie zu fällen und zu schälen, ohne an die Stelle der gefällten neue zu pflanzen, fortgesetzt würde, doch endlich ausgehen," und schlug vor, den Corregidor von Loxa anzuweisen, daß er einen Aufseher anstellte, der die Wälder zu überwachen und darauf zu halten hätte, daß für jeden gefällten Baum ein neuer gepflanzt würde. Man hat diese weise Vorsicht niemals beachtet, und sechzig Jahre später berichtete Humboldt, daß in einem einzigen Jahre 25,000 Bäume vernichtet worden seien. Die botanische Expedition, welche die spanische Regierung gegen Ende des vorigen Jahrhunderts aussandte, um die Chinchona-Wälder in anderen Theilen ihrer ungeheuren südamerikanischen Besitzungen zu erforschen, führte zur Entdeckung und Benutzung neuer werthvoller Species, wodurch der vernichtende Druck, der auf den Wäldern von Loxa lastete, endlich erleichtert wurde.

Die Region der Chinchona-Bäume erstreckt sich vom 19° südlicher Breite, wo Weddell die C. australis fand, bis zum 10° nördlicher Breite, in einer Ausdehnung von 1740 englischen Meilen der fast halbkreisförmigen Curve der Anden folgend. Sie gedeihen in einer kühlen gleichmäßigen Temperatur an den Abhängen und in den Thälern und Schluchten der Gebirge, in einer Höhe von 2500 bis zu 9000 Fuß über dem Meeresspiegel. Innerhalb dieser Grenzen sind Farnbäume, Melastomaceen, baumartige Passionsblumen und verwandte Arten von Chinchonaceen ihre gewöhnlichen Gefährten. Unterhalb der Grenze sind die Wälder reich an Palmen

und Bambus, während oberhalb der äußersten Grenzlinie nur noch einige niedrige Alpensträucher gedeihen. Innerhalb des weiten Gürtels selber aber wachsen verschiedene theils mehr theils weniger werthvolle Rinde gewährende Chinchona-Arten, jede innerhalb ihrer eignen engeren Höhenzone. Aber diese verschiedenen Arten sind nicht blos durch ihre Zonen hinsichtlich der Erhöhung über dem Meeresspiegel, sondern auch durch ihre Lage nach den Breitengraden von einander geschieden. So wächst z. B. in Bolivia und Caravaya die besonders werthvolle Chinchona Calisaya, aber man findet sie nie näher am Aequator als bis zum 12. südlichen Breitengrade. Zwischen diesem Parallelkreise und dem 10° südl. Br. enthalten die Wälder größtentheils nur werthlose Chinchona-Arten, während im nördlichen Peru die wichtige „graue Rinde" gefunden wird. In jeder dieser Breitenregionen sind die verschiedenen Species wieder durch Höhengürtel geschieden. Aber diese Beschränkung auf gewisse durch die Breitengrade und die Höhe bedingte Grenzen ist keine bestimmte Regel; denn einige weniger zarte und empfindliche Species haben eine weitere Ausdehnung, während die zarteren Arten, und diese sind in der Regel die werthvolleren, auf die ihnen angewiesenen Zonen beschränkt bleiben und dieselben vereinzelt höchstens auf eine Entfernung von hundert Ellen überschreiten.

Die Chinchona-Region beginnt sonach in der bolivianischen Provinz Cochabamba im 19° südl. Breite, zieht sich durch die Yungus von La Paz, Lareeaja, Caupolican und Muneeas in die peruanische Provinz Caravaya, von hier durch die an den östlichen Abhängen der Anden gelegenen peruanischen Wälder von Marcapata, Paucartambo, Santa Anna, Guanta und Uchubamba nach Huanuco und Huamalies, wo man die „graue Rinde" findet, erstreckt sich dann weiter durch Jaen nach den Wäldern bei Loxa und Cuenca und an den westlichen Abhängen des Chimborasso; beginnt aufs neue 10° 51′ nördlicher Breite bei Aimaguer, geht durch die Provinz Popayan, längs der Andenabhänge Quindin hin, bis sie ihre äußerste nördliche Grenze auf den bewaldeten Höhen von Merida und Santa Martha erreicht. Außerhalb dieser Grenzen hat

man bis jetzt noch in keiner Gegend der Welt wildwachsende Chinchona-Pflanzen gefunden.

Die Chinchonas wachsen, wenn sie sich eines guten Bodens und anderer günstiger Verhältnisse erfreuen, zu großen Waldbäumen empor. In höheren Lagen und wenn sie gedrängt und auf steinigem Boden stehen, treiben sie häufig sehr hohe zweiglose Stämme, während sie an den obersten Linien ihres Gürtels nur noch als Sträucher vorkommen. Die Blätter sind von verschiedener Gestalt und Größe; die der vorzüglichsten Gattungen aber sind lanzenförmig und haben eine glänzende, hellgrüne mit hochrothen Adern durchzogene Oberfläche und Stiele von gleicher hochrother Farbe. Die Blumen sind sehr klein, bilden aber wie der spanische Flieder büschelartige Rispen, gewöhnlich von dunkelrosenrother Farbe, etwas bleicher am Stengel, dunkelroth in der Röhre und mit weißen gekräuselten Haaren an dem Saume der Blumenkrone. Die Blumen der Chinchona micrantha sind ganz weiß und sehr wohlriechend. Die älteren Botaniker bezeichneten mit dem Namen Chinchona eine große Anzahl verwandter Arten, die seitdem geschieden und unter andere Namen gruppirt worden sind. Es giebt drei Merkzeichen, an welchen man eine ächte Chinchona jederzeit erkennen kann: die gekräuselten Haare am Saume der Blumenkrone, das eigenthümliche Aufspringen der Samenkapsel von unten nach oben und die kleinen Grübchen an den Aderwinkeln auf der unteren Seite der Blätter. Diese Merkzeichen unterscheiden die ächten Chinchona-Pflanzen von vielen anderen Bäumen, in deren Gesellschaft man sie findet und die man auf den ersten Blick für dieselbe Gattung halten könnte. Der durch die Forschungen der Chemie gelieferte Beweis, daß keine dieser verwandten Arten irgend eines der medicinischen Alkaloide enthält, hat die Botaniker schließlich veranlaßt, dieselben von dem Genus Chinchona auszuscheiden, und Dr. Weddell giebt ein Verzeichniß von 73 Pflanzen, die vormals zu den Chinchonae gezählt wurden, jetzt aber passender unter verwandte Arten classificirt sind, wie Cosmibuena, Cascarilla, Exostemma, Remijia, Ladenbergia, Lasionema u. s. w. Das von Weddell aufgestellte Verzeichniß beschränkt sich nach diesen Ausschei-

dungen auf neunzehn ächte und zwei zweifelhafte Chinchonae; aber selbst die von dieser ausgezeichneten Autorität bewirkte, im Jahre 1849 veröffentlichte Classification erfordert bereits wesentliche Veränderungen; so fehlt ihr z. B. die Species, welche die „rothe Rinde" und in dieser das meiste Alkaloid gewährt und in Folge neuerer Untersuchungen von den Botanikern wahrscheinlich als eine besondere Art, die C. succirubra, aufgenommen werden wird; eben so fehlt eine neue „graue Rinde", die jetzt in Indien als C. Peruviana eingeführt ist, und die C. Pahudiana, eine an sich werthlose Art, welche aber die Holländer auf Java angepflanzt haben.

Die für den Handel werthvolleren Species (die jetzt sämmtlich in Indien eingeführt sind) beschränken sich auf eine geringe Zahl, die fünf verschiedene medicinische Rinden: die rothe Rinde, die Kron-Rinde, die Karthagena-Rinde, die graue und die gelbe Rinde gewähren und auf fünf verschiedene Gegenden Südamerika's vertheilt sind. Die Loxa-Region liefert in drei Species, nämlich C. Chahuarguera, C. crispa und C. Uritusinga, die Kron-Rinde, die Rothrinden-Region an den westlichen Abhängen des Chimborasso in der C. succirubra die Rothrinde, die Neugranada-Region in der C. lancifolia die Karthagena-Rinde, die Huanuco-Region im nördlichen Peru in drei Species, C. nitida, micrantha und Peruviana, die graue, und die Calisaya-Region in Bolivia und Süd-Peru, in der C. Calisaya die gelbe Rinde. Es wird zweckmäßig sein, von jeder dieser Gegenden, von ihren Chinchona-Bäumen und von den Forschungen der Botaniker bis herab auf die Zeit, wo man Anstalten traf, diese unschätzbaren Pflanzen in Java und Indien heimisch zu machen, einen kurzen Bericht zu geben; aber ehe wir dies thun, wollen wir denjenigen Forschungen und Untersuchungen einen flüchtigen Blick zuwenden, die zur Entdeckung des in der Chinarinde enthaltenen fiebervertreibenden Stoffes führten.

Die Wurzeln, Blumen und die Samenkapseln der Chinchona-Bäume haben einen bitteren Geschmack mit tonischen Eigenschaften, aber nur die obere Rinde ist derjenige Theil des Baumes, der commerciellen Werth hat. Die Baumrinde besteht aus drei Schichten, der Epidermis, der Peridermis, der zelligen und der faserigen

Schicht (liber), die aus sechseckigen mit harzigem Stoffe gefüllten Zellen und Holzfasern bestehen. Im Wachsen treibt der Baum die Rinde aus und indem der äußere Theil zu wachsen aufhört, trennt er sich in Schichten und bildet den todten Theil oder die Peridermis, welcher bei den Chinchona-Bäumen zum Theil zerstört wird und mit Flechten verwächst. Die Rinde besteht demnach aus dem todten Theile, der Peridermis, und dem lebenden, der Dermis. An jungen Zweigen giebt es keinen todten Theil der Rinde; hier bleiben die äußeren Schichten unversehrt, während die inneren noch nicht Zeit gefunden haben, sich zu entwickeln. Dagegen ist an dicken alten Zweigen der todte Theil sehr beträchtlich, während die faserige Schicht der Dermis vollkommen entwickelt ist. Bei der Zurichtung der Rinde wird der Stamm des Baumes, um die Peridermis zu beseitigen, mit einer Keule geschlagen und dann die Dermis durch gleichförmige Einschnitte abgelöst. Die dünnen Rinden kleiner Zweige werden einfach in die Sonne gelegt und nehmen die Gestalt von hohlen Cylindern oder Spulen an, von den Eingebornen „Canuto-Rinde" genannt. Die stärkere Rinde heißt „Tabla" oder „Plancha" und wird in grobe Leinwand eingenäht und in frische Häute verpackt.

Die Chinarinde wurde bis auf unser Jahrhundert in ihrem rohen natürlichen Zustande angewendet, und es waren schon zu verschiedenen Zeiten zahlreiche Versuche gemacht worden, den eigentlichen heilkräftigen Bestandtheil der Rinde zu entdecken, ehe man in dieser Beziehung zu einem richtigen Ergebniß gelangte. Den ersten bemerkenswerthen Versuch dieser Art machten 1779 die Chemiker Buguet und Cornette, die in der Quinquina-Rinde das Vorhandensein eines wesentlichen Salzes, einer harzigen und einer erdigen Substanz erkannten. Im Jahre 1790 entdeckte Fourcroy das Vorhandensein eines Farbstoffes, nachmals Chinchona-Roth genannt, und 1800 glaubte ein schwedischer Arzt, Westring, den wirkenden Grundstoff der Quinquina-Rinde entdeckt zu haben. Aber erst 1815 wurde durch Reuß, einen russischen Chemiker, die erste leidliche Analyse der Chinarinde gegeben, und ziemlich um dieselbe Zeit stellte Dr. Duncan in Edinburgh die Meinung auf, daß

eine wirkliche Substanz als fiebervertreibender Stoff in der Chinarinde vorhanden sei. Dr. Gomez, ein Arzt der portugiesischen Marine, war (1816) der erste, der diesen von Dr. Duncan angedeuteten Stoff absonderte, den er „Chinchonin" nannte. Aber die endliche Entdeckung des Quinin, Chinin, gelang erst den französischen Chemikern Pelletier und Caventou im Jahre 1820. Sie nahmen an, daß ein vegetabilisches Alkaloid, analog dem Morphin und Strychnin, in der Quinquina-Rinde enthalten sein müsse, und entdeckten hierauf, daß der fiebervertreibende Stoff in zwei, in den verschiedenen Rindenarten theils vereinigt, theils getrennt vorkommenden Alkaloiden, Quinin, oder Chinin und Chinchonin oder Cinchonin, enthalten war, die zwar gleiche Eigenschaften besaßen, von welchen aber das erstere kräftiger war als das andere.

Quinin oder Chinin ist eine weiße geruchlose, bittere, schmelzbare, krystallisirte Substanz mit der Eigenschaft nach links sich drehender Polarisation. Die Salze des Chinin sind in Wasser, Alkohol und Aether auflösbar. Das doppelt schwefelsaure Salz des Chinin wird allen Salzen vorgezogen, weil es ein leicht herzustellendes festes Salz bildet, das ein starkes Verhältniß des Alkaloids enthält. Es ist sehr bitter und auflösbar und krystallisirt in langen seidenartigen Nadeln. Man gewinnt es, indem man dem schwefelsauren Salz Schwefelsäure hinzusetzt. Chinchonin oder Cinchonin unterscheidet sich von Chinin dadurch, daß es in Wasser weniger, in Aether gar nicht auflösbar ist. Es hat die Eigenschaft nach rechts sich drehender Polarisation.

Indem die Entdeckung dieser Alkaloide in der Quinquina-Rinde*) die Chemiker in den Stand gesetzt hat, die heilkräftigen

*) Das Wort „Quinquina" wird gewöhnlich für die aus der Perurinde gewonnenen medicinischen Präparate angewendet. „Quina" heißt in der Quichua-Sprache Rinde und Quina-quina ist eine Rinde, die medicinische Eigenschaften besitzt. Quinin (Chinin) ist natürlicher Weise von Quina, Chinchonin (Cinchonin) von Chinchona abgeleitet. Die Spanier machten aus dem Worte Quina — China. Als La Condamine 1735 Peru besuchte, war der heimische Name Quina-quina fast ganz durch das spanische Wort Cascarilla verdrängt, das ebenfalls Rinde bedeutet.

Stoffe auszuziehen, hat sie die Nützlichkeit dieser Pflanze wesentlich vermehrt. In kleinen Dosen vermehren dieselben den Appetit und befördern die Verdauung und in gelinden Fällen des Wechselfiebers ist Chinchonin von gleicher Wirksamkeit wie Chinin, während in ernsten Fällen Chinin absolut nöthig ist. So besitzen diese Alkaloide nicht blos tonische Eigenschaften, die in unendlich vielen Fällen benutzt werden können, sondern auch eine fiebervertreibende Heilkraft, die nicht ihres Gleichen hat und wodurch sie für tropische Länder und für niedrige sumpfige Gegenden, wo Fieber herrschen, zu einem fast unentbehrlichen Lebensbedürfniß geworden sind. Bei der Walcheren-Expedition wurde durch die rechtzeitige Ankunft eines amerikanischen Händlers, der das englische Lager, nachdem hier das unentbehrliche Heilmittel völlig ausgegangen war, mit einem neuen Vorrathe desselben versorgte, manches Menschenleben gerettet. Dr. Baikie schrieb es nur dem zur Gewohnheit gewordenen Gebrauch des Chinin zu, daß er seine Leute lebendig von seiner Niger-Expedition zurückbrachtee, und die große Zahl von Menschen, die in der britischen Marine und in Indien bereits durch Chinin gerettet worden ist, läßt erkennen, wie wichtig es geworden, von der Rinde, die dieses treffliche Heilmittel gewährt, hinreichende und billige Vorräthe zu erzeugen. Indien und andere Länder haben vergebens nach einem Surrogat für Chinin geforscht und was Laubert 1820 sagte, hat noch heute seine volle Berechtigung: — „Diese Arznei, die kostbarste von allen, welche die Heilkunst kennt, ist einer der größten Siege, die der Mensch dem Pflanzenreich abgewonnen hat. Die Schätze, die Peru bietet und nach welchen die Spanier den Erdboden durchwühlten, sind nicht zu vergleichen mit der Nützlichkeit der Quinquina-Rinde, die ihnen so lange Zeit unbekannt blieb."

## Zweites Kapitel.

Die werthvolleren Arten der Chinchona-Bäume; ihre Geschichte, ihre Entdecker und ihre Wälder.

Von den obengenannten fünf verschiedenen Regionen der für den Handel besonders werthvollen Arten der Chinchona-Bäume ist die Loxa-Region, an der südlichen Grenze der neuen Republik Ecuador, die ursprüngliche Heimath der Chinchona und fast der Mittelpunkt des über verschiedene Breitengrade sich erstreckenden Gürtels, auf welchen diese Pflanze beschränkt ist. An den hohen grasbedeckten Abhängen der Anden in der Nähe der kleinen Stadt Loxa, in den geschützten Schluchten und dichten Wäldern dieser Gegend wurden die kostbaren Bäume gefunden, welche die Welt zuerst mit der Heilkraft der Perurinde bekannt machten. Man fand sie in großer Anzahl in den Wäldern von Urituſinga, Rumiſitana, Cajanuma, Boqueron, Villonaco und Monje, sämmtlich in der Nähe von Loxa. Linné hatte diesen Bäumen den Namen Chinchona officinalis gegeben, aber als Humboldt und Bonpland sie untersuchten, war ihr Name durch die Entdeckung anderer gleichfalls medicinische Rinde gewährender Arten unpassend geworden, und sie gaben ihnen daher, zum Andenken an den ausgezeichneten Franzosen, der sie zuerst beschrieben hatte, den passenderen Namen Chinchona Condaminea. Sie wachsen nach Humboldt auf Glimmerschiefer und Gneiß, 6—8000 Fuß über dem Meere und in einer mittlern Temperatur von 60—65° Fahrenheit. Damals wurde der Baum in seiner ersten Blüthenzeit oder im fünften bis siebenten Jahre gefällt, je nachdem er aus einem kräftigen Wurzelschößling oder aus Samen aufgewachsen war. Humboldt schildert die Vegetation als eine so üppige, daß junge Bäume von nur sechs Zoll im Durchmesser oft eine Höhe von 53 bis 64 englischen Fuß erreichen können. „Dieser schöne Baum," fährt er fort, „der mit mehr als fünf Zoll langen und zwei Zoll breiten Blättern geschmückt ist und in dichten Wäldern wächst, scheint immer danach zu streben, über seine Nachbarn sich zu erheben. Wenn seine oberen

Zweige im Winde hin und her ſchweben, bringt ihr rothes, glänzendes Laubwerk eine ganz eigenthümliche, ſchon in weiter Ferne merkbare Wirkung hervor.“ Der Baum hat je nach der Höhe ſeines Standpunktes ziemlich verſchiedenartig geſtaltete Blätter, und ſelbſt Rindenſammler würden getäuſcht werden, wenn ſie den Baum nicht an den Drüſen erkennen könnten, die von den Botanikern ſo lange unbeachtet geblieben ſind. Die von Humboldt beſchriebene C. Condaminea iſt die C. Uritusinga des ſpaniſchen Botanikers Pavon. Sie lieferte ehedem große Quantitäten dicker Stammrinde, iſt aber in Folge des unvorſichtigen Verfahrens, womit man die Bäume Jahre lang gefällt hat, faſt ausgerottet, ſo daß ihre Rinde im Handel nur noch ſelten vorkommt. Nach Humboldt, in den Jahren 1803 bis 1809, unterſuchte der ausgezeichnete ſpaniſche Botaniker Don Francisco Caldas die Wälder von Loxa. Er ſagt, daß der berühmte Quina-Baum von Loxa in den Wäldern von Uritusinga und Cajanuma in einer Höhe von 6200—8200 Fuß über dem Meere, und in einer Temperatur von 41—72° Fahrenheit, aber nur zwiſchen den Flüſſen Zamora und Cachiyacu wachſe. Der von ihm beſchriebene Baum iſt 30 bis 48 Fuß hoch, mit drei oder mehreren Stämmen aus einer und derſelben Wurzel wachſend, hat lanzenförmige, auf beiden Seiten glänzende Blätter mit roſenrothen Adern, eine immer mit Flechten bedeckte Rinde, die, wenn ſie der Sonne und dem Winde ausgeſetzt iſt, von ſchwarzer, unter dem Schutze anderer Bäume von bräunlicher Farbe iſt, und wächſt auf einem glimmerartigen Schiefer. Die ſpaniſchen Botaniker Ruiz und Pavon unterſuchten ebenfalls die Chinchona-Bäume von Loxa, und der Letztere beſchrieb zwei Arten, die C. Uritusinga und C. Chahuarguera; zu dieſen fügte der Botaniker Taſalla die C. crispa, welche drei Arten ſämmtlich unter Humboldt's C. Condaminea gehören. Die C. Uritusinga war ein hoher Waldbaum, eine wahre Zierde dieſer Wälder, iſt aber faſt ausgeſtorben; die C. Chahuarguera erreicht nach Pavon's Beſchreibung eine Höhe von 18 bis 24 Fuß, während die Bäume, welche die Loxarinde gewähren, nur ungefähr 9 Fuß hoch wachſen. Sie giebt die in ſehr kleinen Spulen in den Handel kommende

„roſtige Kronen-Rinde"; damit gemiſchte größere Spulen ſind beſonders reich an dem 1852 von Paſteur entdeckten Alkaloïd Chinchonidin. Die C. Crispa iſt die quina fina de Loxa oder die crespilla negra der Eingebornen; ſie wurde neuerdings für höheren Preis verkauft als Caliſaya-Spulen. Den Namen „Kronen-Rinden" führen dieſe in der Loxa-Region gewonnenen Rinden, weil ſie ausſchließlich für die königlichen Apotheken in Madrid in Beſchlag genommen wurden. Urſprünglich kaufte man in Panama das Pfund dieſer Kronenrinde für fünf bis ſechs und in Sevilla für zwölf Dollars; in neuerer Zeit iſt ſie aber vielfach verfälſcht worden, ſo daß der Preis auf einen Dollar für das Pfund heruntergegangen iſt.

Man hat den Rindenſammlern von Loxa eine Art von Vorſicht nachgerühmt, die den meiſten ihrer Berufsgenoſſen völlig abgeht. Um die Bäume zu erhalten, laſſen ſie beim Abſchneiden der Rinde einen langen Streifen davon ſtehen, der ſich allmälig wieder ergänzt; der zweite Schnitt wird dann cascarilla resecada genannt. Dieſes Verfahren war zur Zeit des Botanikers Ruiz in Gebrauch, der daſſelbe als höchſt nachtheilig für die Bäume bezeichnete und dagegen Einſpruch erhob. Spätere Berichte laſſen jedoch erkennen, daß die Rindenſammler von Loxa jetzt eben ſo unbeſonnene Vernichter ſind wie ihre Genoſſen in anderen Gegenden Südamerika's; ſie roden nicht ſelten die Wurzeln aus, während die jährlichen Brände der Abhänge und das fortwährende Abfreſſen der jungen Schößlinge durch Rinder das Werk der Vernichtung fördern. Es iſt daher ein Glück, daß man darauf bedacht geweſen iſt, die C. Chahuarguera und die C. Uritusinga, die beiden am früheſten bekannt gewordenen und zugleich werthvollſten Arten der Chinchonabäume, durch rechtzeitige Einführung in Indien vor gänzlichem Ausſterben zu bewahren. — Die jährliche Ausfuhr von Loxarinde aus dem Hafen von Payta beläuft ſich auf 800 bis 1000 Centner.

Die „Rothrinden-Region" an den weſtlichen Abhängen des Chimboraſſo, längs der Flüſſe Chanchan, Chaſuan, San Antonio, producirt die reichhaltigſte und wichtigſte von allen Chin-

chona-Arten. Condamine spricht schon 1738 von der „Rothrinde" (cascarilla colorada), indem er sie als eine vorzüglichere Art hervorhebt, und Pavon sandte Proben der „Rothrinde von Huaranda" in die Heimath und nannte diese Gattung C. succirubra. Obgleich von diesem Baume bis auf die neueste Zeit wenig bekannt gewesen ist, so hat doch hinsichtlich des Werthes seiner Rinde nie ein Zweifel obgewaltet. Im Jahre 1779 wurde ein spanisches Schiff, das von Lima nach Cadiz ging, auf der Höhe von Lissabon von der Fregatte „Hussar" genommen, und seine Ladung bestand vorzugsweise aus Rothrinde, wovon ein großer Theil nach England gebracht wurde; im Jahre 1786 berichtet Ruiz, daß man die Rinde der C. succirubra zu sammeln beginne und in Guyaquil zum Verkauf bringe, und seit dieser Zeit ist sie auf den europäischen Märkten nicht ausgegangen. Sie enthält ein größeres Verhältniß von Alkaloiden als irgend eine andere Art, ungefähr drei bis vier Procent der Rindenquantität, und davon ist ein großer Theil Chinin. Howard hat neuerdings aus einem Stück Rothrinde sogar 8,5% gewonnen. Man hat jetzt diese Art in Indien und auf Ceylon eingeführt, und sie verspricht bei ihrer Reichhaltigkeit, und weil sie in einer verhältnißmäßig geringen Höhe gedeiht, auch nicht sehr zärtlich ist, eine sehr werthvolle und wichtige Kulturpflanze zu werden. Im Jahre 1857 betrug die Ausfuhr dieser Rinde aus dem Hafen von Guayaquil, dem Verschiffungsplatz der C. succirubra, 7006 Centner im Werthe von 23,353 Pfd. Sterling. Im Jahre 1849—1850 giebt Dr. Weddell den Betrag der Ausfuhr auf 1042 Centner an.

Die Neugranada-Region wurde zuerst von dem spanischen Botaniker Celestino Mutis genauer untersucht, der 1760 den Vicekönig Don Pedro Mesia de la Cerda nach Bogota begleitete und zur Leitung einer botanischen Untersuchung Neugranada's und vorzugsweise der Chinchona-Bäume dieses Landes berufen wurde, nachdem um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Wichtigkeit der Chinchona-Bäume längst erkannt und die Aufmerksamkeit der spanischen Regierung diesem Gegenstande ernstlich zugewendet worden war. Mutis beschrieb 1792 vier Arten von den

in der Nähe von Bogota aufgefundenen Chinchonabäumen, C. lancifolia, C. cordifolia, C. oblongifolia und C. ovalifolia, die vier verſchiedene Rinden geben, die orangefarbige, gelbe, rothe und weiße Rinde. Er bezeichnete die erſtere mit Recht als beſonders wirkſam für Wechſelfieber, empfahl die C. cordifolia für intermittirende Fieber und die beiden anderen Arten für Entzündungskrankheiten. Dieſe beiden letzteren aber ſind gar keine Chinchonan, ſondern gehören zur Gattung Ladenbergia und enthalten keine fiebervertreibenden Alkaloide, während die C. cordifolia ſo arm an Alkaloiden iſt, daß ſie praktiſch faſt keinen Werth hat. Die C. lancifolia des Mutis wächſt zerſtreut in wilden, unzugänglichen Wäldern, während die drei anderen Arten in verhältnißmäßig cultivirten und bewohnten Gegenden wachſen und ihre Rinde daher viel leichter zu gewinnen iſt. Daher kam es, daß dieſe werthloſen Rinden von Carthagena und Santa Martha ſehr reichlich ausgeführt wurden, die werthvollere C. lancifolia dagegen unbeachtet blieb, und daß in Folge deſſen die Rinden Neugranada's für viele Jahre gänzlich in Mißcredit gerathen waren. Erſt 1849 iſt die C. lancifolia von Dr. Santa Maria neu aufgefunden und ſeitdem bis zum Jahre 1855, wo der Vorrath zu verſiegen begann, reichlich ausgeführt worden.

In neueſter Zeit hat Dr. Karſten, ein ausgezeichneter deutſcher Botaniker, bei einem längern Aufenthalte in Neugranada der C. lancifolia eine genauere Unterſuchung gewidmet. Seine Bemerkungen über die Alkaloiden-Production der Chinchonarinde ſind ſehr wichtig. Er kam zu dem Schluſſe, daß der Gehalt an Alkaloiden in denſelben Gattungen der Chinchona nicht immer gleich ſei und daß der Boden und die Klimaverhältniſſe, von welchen das Gedeihen der Pflanze abhängt, einen weſentlichen Einfluß üben. Unzweifelhaft richtig iſt es, wenn er ferner annimmt, daß die Chinchona-Arten, die eine von unten ſich öffnende Samenkapſel, eine zarte Blumenkrone mit bärtigen Rändern und gewöhnlich ungezähnelte Samenlappen haben, fiebervertreibende Rinde geben; ſeine weitere Behauptung aber, daß die kurzen ovalen oder elliptiſchen Samenkapſeln ein Zeichen von einem durchgängig

größern Gehalt an Alkaloiden seien, während lange Samenkapseln einen geringen Gehalt oder den gänzlichen Mangel an Quinin oder Chinchonin anzeigten, kann jedenfalls nur für die Ausdehnung seiner persönlichen Beobachtung, keineswegs aber im Allgemeinen maßgebend sein. Die C. succirubra, die von allen Rinden die meisten Alkaloide enthält, würde jedenfalls der letzteren Classe zuzurechnen sein. Ueberaus wichtig sind ferner seine Beobachtungen hinsichtlich der Verschiedenheiten in dem Bau der falschen und echten Rinden. Die C. lancifolia von Neugranada giebt 2½ Procent Quinin und 1 bis 2 Procent Chinchonin und wächst in einer Höhe von 7000 Fuß aufwärts über dem Meeresspiegel. Von Dr. Karsten gesammelter Samen dieser Species wurde nach Java gesendet, und in Indien hat man jetzt aus diesem Samen mehrere Pflanzen gezogen.

Die Chinchona-Bäume der Huanuco-Region im nördlichen Peru wurden 1776 auf dem Berge San Cristoval de Cuchero von Don Francesco Renquiso entdeckt, und Don Manuel Alcarraz brachte die erste Rinde von Huanuco nach Lima. Fast um dieselbe Zeit wurde von Seiten der spanischen Regierung eine botanische Expedition zur Erforschung der Chinchona-Wälder von Peru angeordnet, die aus den Botanikern Don Jose Pavon, Don Hipolito Ruiz, dem Franzosen Dombey und zwei Künstlern bestand. Sie schifften sich am 4. November 1777 in Cadiz ein und erreichten am 8. April 1778 Callao. Nachdem sie in der Gegend von Lima eine große Anzahl Pflanzen gesammelt und dieselben nach Spanien geschickt hatten, gingen sie über die Anden, untersuchten die Wälder von Tarma, wendeten sich dann nach Huanuco, wo sie auf dem Berge von Cuchero sieben verschiedene Arten der Chinchona-Bäume entdeckten, und kehrten endlich, mit einer werthvollen Ausbeute ihrer Expedition beladen, nach Lima zurück, von wo sie, nachdem sie zuvor auch noch Chile bereist hatten, ihre botanischen Sammlungen in dreiundfunfzig Kisten nach Spanien schickten, die aber in dem Schiffbruche des „San Pedro de Alcantara" verloren gingen. Pavon und Ruiz begaben sich hierauf abermals nach Huanuco, untersuchten den Lauf der Flüsse Pozuzu und Huancabamba und

machten dann in Begleitung der auf Befehl des Königs ihnen beigeſellten wiſſenſchaftlichen Gehilfen Francisco Pulgar und Juan Tafalla verſchiedene Reiſen durch die Wälder von Muña, Pillao und Chacahuaſi. Im April 1788 endlich trennten ſie ſich von den genannten Gefährten und erreichten im September deſſelben Jahres Cadiz, worauf ſie die Veröffentlichung ihres großen Werkes über die peruaniſche Flora begannen. Tafalla ſetzte ſeine Forſchungen in der Provinz Huanuco fort und entdeckte in den kühlen und ſchattigen Wäldern von Monzon und Chicoplaia die C. micrantha. Die Expeditionen und Entdeckungen der ſpaniſchen Botaniker veranlaßten die Kaufleute von Lima, die peruaniſche Rinde in den Bereich ihrer Speculation zu ziehen, und ſo wurde die ſogenannte graue Rinde von Huanuco auf die europäiſchen Märkte gebracht. Es wurden anfänglich in den beſten Jahren gegen 25,000 Arrobas (1 Arroba = 25 Pfund) dieſer Rinde aus der Provinz Huanuco ausgeführt.

Die Wiſſenſchaft hat den Bemühungen ſpaniſcher Botaniker viel zu verdanken, und die ſpaniſche Nation hat alle Urſache auf diejenigen ihrer Söhne ſtolz zu ſein, welche die Wälder der Anden mit ſo unermüdlicher Thatkraft und ausgezeichneter Begabung zum Gegenſtande ihrer Forſchungen machten. Die Namen Mutis, Ruiz, Pavon und Tafalla nehmen in der Geſchichte botaniſcher Forſchungen eine nicht unwichtige Stelle ein. Nach Ruiz und Pavon iſt hinſichtlich der „grauen Rinde“ von Huanuco unſere Hauptautorität Dr. Pöppig, der Chile und Peru während der Jahre 1827 bis 1832 bereiſte. Er ſagt, daß wie in Neugranada in Folge der Fälſchungen kleiner Speculanten die graue Rinde von Huanuco auf den europäiſchen Märkten bald in Mißcredit gerathen ſei und nach 1815 der Handel faſt gänzlich aufgehört habe. Im Jahre 1830 fanden kaum noch 1250 Pfund dieſer Rinde ihren Weg von Huanuco nach Lima*).

In der Blüthezeit des Rindenhandels von Huanuco zogen die

*) Der Verfaſſer hat denjenigen Theil von Pöppigs Reiſewerke, der von den Chinchona-Bäumen und ihrer Rinde handelt, zur Circulation in Indien und auf Ceylon überſetzen laſſen.

Cascarilleros oder Rindenſammler in größeren, mit Lebensmitteln und allem möglichen Geräth ausgeſtatteten Schaaren nach den Wäldern. Nachdem ſie mehrere Tage lang ſich durch den Urwald ihren Weg gebahnt und die Region der Chinchona-Bäume erreicht hatten, bauten ſie ſich einige rohe Hütten und begannen alsbald ihre Arbeit. Zunächſt ſtieg der Cateador oder Sucher auf den Gipfel eines hohen Baumes und hatte mit erfahrenem und ſcharfem Auge bald die Chinchona-Gruppen erſpäht, die an ihrer dunklen Farbe und an dem eigenthümlichen Glanze ihres Laubes ſelbſt inmitten dieſer endloſen Waldſtrecken leicht zu erkennen ſind. Mit niemals irrendem Inſtinct geleitete hierauf der Cateador die Sammlerſchaar ſtundenweit durch das dichtverwachſene Geſtrüpp, wo faſt bei jedem Schritt das Holzmeſſer gebraucht werden mußte, nach der erſpähten Chinchona-Gruppe. Eine einzige Gruppe dieſer Art gab oft tauſend Pfund Rinde, die man zum Trocknen über die Grenze des Waldes hinausbrachte. Alles hing von dem Erfolg dieſer letztern Operation ab, denn die Rinde wird ſehr leicht ſchimmelig und verliert ſchnell ihre Farbe. Die Cascarilleros erhielten von dem Unternehmer für jede Arroba grüner Rinde zwei Realen, und da ſie leicht dreihundert Pfund täglich ſchneiden konnten, ſo hatten ſie einen täglichen Verdienſt von zwei Dollars. Der Preis der Rinde war in Lima ſechszehn bis zwanzig Dollars für die Arroba, die dem Unternehmer ungefähr vier Dollars koſtete. Gegenwärtig wächſt eine reichliche Anzahl dieſer die graue Rinde gebenden Chinchona-Arten in Indien.

Die Caliſaya-Region in Bolivia und im ſüdlichen Peru, obgleich eine der wichtigſten, war die letzte, welche die europäiſchen Märkte mit ihrer Rinde verſorgte. Die Bäume dieſer Region wurden erſt durch die Forſchungen des deutſchen Botanikers Thaddäus Haenke und einen ſpaniſchen Marineofficier Namens Rubin de Celis bekannt, der 1776 die Einwohner auf die werthvollen Wälder an den öſtlichen Abhängen der Anden von Bolivia aufmerkſam machte, obgleich ſchon vorher der unglückliche franzöſiſche Naturforſcher Juſſieu einige Theile dieſer Wälder unterſucht hatte. Schon 1790 war die Caliſaya-Rinde in Madrid ſehr hoch im

Preise; aber erst 1820, nachdem das Chinin als der eigentliche fiebervertreibende Grundstoff der Chinchona-Rinde entdeckt worden war, erkannte man, daß die Chinchona Calisaya mehr von diesem Alkaloid enthielt als irgend eine andere Art*). Nach 1820 stieg die Nachfrage nach der Calisaya-Rinde, die im Handel als die „gelbe Rinde" bekannt ist, ins Ungeheure; die Cascarilleros zogen schaarenweise in die Wälder, und in kurzer Zeit war in der Nähe bewohnter Plätze kaum noch ein Baum zu finden, während die Ausfuhr in solchen Massen erfolgte, daß der Preis bedeutend herabging. Erst von 1830 an begann die Regierung von Bolivia dem Rindenhandel ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden. Man erkannte die Nothwendigkeit, dem Versiegen dieser wichtigen Quelle des Wohlstandes vorzubeugen, fand aber hierzu nicht die entsprechenden Maßregeln. Von einem Gesetze, welches das Schneiden der Rinde auf fünf Jahre verbot, ging man, ehe diese Frist abgelaufen war, zu einer Ausfuhrsteuer von 12 bis 20 Dollars für den Centner über; versuchte dann die Gründung einer Nationalbank zur Ausfuhr aller im Lande gewonnenen Rinden und nahm schließlich seine Zuflucht zur Monopolisirung, indem man das ausschließende Recht des Rindenhandels gegen hohe Summen bald an dieses, bald an jenes Handelshaus für gewisse Fristen verkaufte. Die Gesetzgebung der Regierung von Bolivia in Bezug auf die Chinchona-Rinde, die mit Recht für das wichtigste Product des Landes gilt, ist eigenthümlich genug und zeigt recht deutlich die Richtigkeit eines Schutz- und Monopolsystems. Statt Maßregeln zur Verhinderung einer rücksichtslosen Vernichtung der Bäume und zur Anlegung ausgedehnter Pflanzschulen für neue Bäume zu ergreifen und damit eine dauernde und hinreichende Rindenproduction zu sichern, befaßte man sich mit dem Handel selber, suchte man durch die barbarischsten Gesetze die europäischen Preise zu regeln und ließ dabei die

*) Ueber die Abstammung des Namens Calisaya ist man verschiedener Meinung. Es giebt eine Familie indianischer Caziken Namens Calisaya in Caravaya, von welchen einer in dem Aufstande von 1780—81 eine wichtige Rolle spielte. Es ist möglich, daß man die Pflanze nach ihm benannt hat.

Wälder von Chinchona-Bäumen entblößen. Im Jahr 1851 verbot die Regierung das Schneiden der Rinde vom 1. Januar 1852 bis zum 1. Januar 1854, und 1858 wurde eine Verordnung erlaſſen, die den Uebergang vom Monopol zum Freihandel vermitteln ſollte, worauf 1859 der Präſident von Bolivia, Dr. Linares, das Recht, in den Wäldern Rinde zu ſchneiden, für frei erklärte und die Steuer auf 25 Procent vom marktgängigen, zu Anfang jedes Jahres zu beſtimmenden Preiſe herabſetzte. Dies iſt das Geſetz, unter welchem jetzt der Rindenhandel von Bolivia betrieben wird.

Wir verdanken unſere Kenntniß von der Chinchona-Region von Bolivia und Südperu und namentlich von der vorzüglichen Chinchona-Art C. Calisaya dem ausgezeichneten franzöſiſchen Botaniker Dr. Weddell, der die von Louis Philipp nach Südamerika entſendete wiſſenſchaftliche Expedition des Grafen Caſtelnau begleitete und, nachdem er das ungeheure Reich Braſilien bereiſt hatte, durch das Land der Chiquitos im Auguſt 1845 nach Bolivia kam. Es war ſein Hauptzweck, die Chinchona-Region dieſes Landes zu unterſuchen, und er wendete ſich zunächſt nach Tarija, um die äußerſte ſüdliche Grenze der Chinchona-Bäume zu erforſchen, die er im 19. Grad ſüdlicher Breite auffand. Er nannte die hier heimiſche Species C. Australis. Hierauf begann er eine gründliche Unterſuchung der Chinchona-Wälder von Bolivia, indem er ſeinen Weg durch das unwirthlichſte Land von Cochabamba, durch Ayopaya, Enquiſivi und das Thal von la Paz nahm, wo ſich die Species der Chinchona unter ſeinen Augen fortwährend vervielfältigten. In Enquiſivi fand er zuerſt die C. Calisaya, die er genau unterſuchte und beſchrieb. Im Jahre 1847 gelangte er in die Provinz Capaulican, ging den Fluß Tipuani hinab, wo er vom Fieber befallen wurde, und verfolgte den Mapiri aufwärts. Bei Apollobamba, dem Mittelpunkt des älteſten Rindenſammlungs-Diſtricts, fand er die Wälder gänzlich von Chinchona-Bäumen entblößt. Im Juni 1847 betrat er die peruaniſche Provinz Caravaya, unterſuchte die Chinchona-Wälder der Thäler von Sandia (San Juan del Oro) und Tambopata und beſchloß ſeine Forſchungen mit einem Beſuche der lieblichen Schlucht von Santa Anna bei Cuzco.

Seine Monographie über die Gattung Chinchona *) iſt das wichtigſte Werk, das bis jetzt über dieſen Gegenſtand erſchienen iſt. Im Jahre 1851 unternahm Weddell eine zweite Reiſe nach Südamerika und gelangte 1852 über den Sorata in die Chinchona-Region des Tipuani (Bolivia), wo er, die öſtlichen Abhänge der Anden hinabſteigend, eine mit jeder halben Wegſtunde wechſelnde Vegetation beſchreibt. Auf einer Höhe von 7138 Fuß fand er die erſten Wald-Chinchona-Bäume. Er verfolgte den Tipuani abwärts bis Guanay, einer Miſſion der Lûcos-Indianer, und kehrte ſchließlich, in einem Canoe den Coroico hinauffahrend, nach La Paz zurück und berichtete von den Erfolgen ſeiner zweiten Erforſchung der Chinchona-Wälder in einem neuen intereſſanten Reiſewerke **), ſo daß wir dieſem tüchtigen Botaniker und unerſchrockenen Forſchungsreiſenden zum großen Theil den jetzigen Stand unſerer Kenntniß von der Gattung Chinchona zu verdanken haben.

Die Cascarilleros von Bolivia haben allerlei Beſchwerden und Gefahren zu überwinden. Sie ſchätzen nur die C. Calisaya; die anderen Arten ſind für ſie carhua-carhua, mit welchem Namen ſie eben alle geringeren Arten bezeichnen. Diejenigen, welche die Rinde auf ihrem Rücken aus dem Innern der Wälder bringen, erhalten für den Centner fünfzehn Dollars. Sie müſſen ſich, wenn ſie in die Wälder gehen, mit Lebensmitteln und den nöthigen Bedürfniſſen und Decken für die Nacht ausrüſten, und wenn dieſe Vorräthe durch irgend einen Zufall verloren gehen, ſo iſt oft genug der Hungertod die unausbleibliche Folge. Dr. Weddell ſtieg einſt, als er den Coroico hinauffuhr, ans Land, um an einer von Bäumen beſchatteten Stelle des Ufers zu übernachten. Hier fand er die Hütte eines Cascarillero und nicht weit davon einen auf dem Boden und im letzten Todeskampfe liegenden Mann, der faſt ganz nackt und mit Myriaden von Inſecten bedeckt war, deren Stiche wahrſcheinlich ſein Ende beſchleunigt hatten. Sein Geſicht war

*) „Histoire naturelle des Quinquinas“ (Paris 1849).

**) Voyage dans le nord de Bolivie et dans les parties voisines de Pérou (Paris 1853).

bis zur Unkenntlichkeit aufgeſchwollen und ſeine Glieder waren im gräßlichſten Zuſtande. Auf den Blättern, die das Dach der Hütte bildeten, lagen die Ueberreſte der Kleidung des Unglücklichen, ein Strohhut und einige Lumpen, und ein irdener Topf mit den Ueberbleibſeln der letzten Mahlzeit, etwas Mais und einigem Chuñus. Das iſt das Schickſal, welchem die Rindenſammler ausgeſetzt ſind — der Tod in den Wäldern, fern von allen Freunden, ein Tod ohne Hilfe und ohne Troſt.

Weddell brachte Samen der C. Calisaya nach Paris, und man hat daraus 1848 im dortigen botaniſchen Garten, ebenſo im Garten der Gartenbau-Geſellſchaft zu London Pflanzen gezogen, wovon einige von der holländiſchen Regierung nach Java geſchickt worden ſind. Jetzt iſt die C. Calisaya auch in Indien angepflanzt. Die beſte Caliſaya-Rinde giebt 3,8 Procent Chinin, und es wurden von den beiden Verſchiffungsplätzen dieſer Rinde, Arica und Islay, im Jahre 1859 im Ganzen 3291 Centner, im Werthe von 29,717 Pfund Sterling, und im Jahre 1860 (vom 1. Januar bis 30. November) 1680 Ctnr. ausgeführt.

---

## Drittes Kapitel.

Schnelle Vernichtung der Chinchona-Bäume in Südamerika. — Wichtigkeit der Einführung derſelben in andere Länder. — Chinchona-Pflanzungen in Java. — Einführung der Chinchona in Indien.

Das Sammeln der Fieberrinde iſt in den ſüdamerikaniſchen Wäldern, wie ſchon mehrfach erwähnt, von Anfang an mit der ſchonungsloſeſten Unbeſonnenheit betrieben worden. Man hat kaum jemals einen erwähnenswerthen Verſuch gemacht, die Chinchona-Bäume zu erhalten oder neu anzupflanzen, und ſo hat das jedem Speculanten überlaſſene Recht, die Wälder nach Willkür zu plündern, wie in Peru, Ecuador und Neugranada, ebenſo ſehr wie die unkluge Einmiſchung der Regierung von Bolivia gleich verderbliche Folgen gehabt. Der Rindenſammler geht in den Wald und vernichtet die erſte beſte Gruppe von Chinchona-Bäumen,

ohne auch nur im geringsten an die fernere Erhaltung des werthvollen Baumes zu denken. So ist in Apollobamba, das einst dicht von Chinchona-Bäumen umgeben war, nur noch in einer Entfernung von acht bis zehn Tagereisen ein ausgewachsener Baum dieser Art zu finden. Ja, die Rindensammler sind theilweise so gänzlich unvorsichtig, daß sie z. B. in den Wäldern von Cochabamba den Baum schälen, ohne ihn zu fällen, was sein gänzliches Absterben zur Folge hat, oder wenn sie ihn fällen, lassen sie denjenigen Theil der Rinde sitzen, womit der Stamm auf dem Boden liegt, blos weil sie sich nicht die Mühe nehmen wollen, den Stamm zu wenden.

Vor einem Jahrhundert erhob Condamine eine warnende Stimme gegen das in den Wäldern von Loxa übliche Vernichtungsverfahren. Ulloa rieth der Regierung, mit entsprechenden Gesetzen einzuschreiten; bald nachher berichtete Humboldt, daß jährlich 25,000 Chinchona-Bäume vernichtet würden, und Ruiz warnte vor dem Brauche, die Bäume zu schälen und sie dann der Fäulniß preiszugeben. Aber es wurde von Seiten der Regierung wie von Seiten der Privatspeculanten, deren Existenz von einer fortdauernden Rindenzufuhr abhing, nie Etwas für Erhaltung der Chinchona-Bäume gethan. Weddell sagt, indem er von diesem Vernichtungsverfahren in Bezug auf die C. Calisaya spricht, „daß die Wälder von Bolivia, so reich sie auch seien, den ununterbrochenen Plünderungen, welchen sie neuerdings ausgesetzt gewesen, nicht lange widerstehen könnten.“ Wer in Europa diese ungeheuren, nie sich vermindernden Massen von Chinarinde ankommen sieht, mag vielleicht glauben, daß das so fortgehen werde; wer aber die Chinchona-Bäume in ihren heimischen Wäldern sieht, muß anderer Meinung werden. Die Gefahr einer wirklichen Ausrottung der Bäume ist jedoch nicht zu fürchten, sobald man nur nicht, wie in den Wäldern von Loxa, den Gebrauch annimmt, die Bäume stehen zu lassen und sie nur zu schälen. Pöppig sagt, daß die Bäume in diesem Falle in den tropischen Wäldern außerordentlich schnell von Fäulniß ergriffen würden; daß Millionen von Insecten, um das Werk der Vernichtung zu vollenden, von dem Stamme Besitz nähmen und dann bald auch die gesunde Wurzel verpestet sei. Auf diese Weise ist die werthvolle C. Uritusinga wirklich fast schon

ausgerottet worden. Wo man aber die Bäume fällt, da hat man, um eines kräftigen Nachwuchses gewiß zu sein, eben nur die Vorsicht zu beachten, daß man den Stamm so nahe als möglich an der Wurzel abhaut, worauf man in den milderen Regionen nach sechs, in den kälteren nach zwanzig Jahren die jungen Bäume wieder fällen kann. Es ist also nicht zu befürchten, daß die Chinchona-Bäume in Südamerika wirklich ausgerottet werden könnten, wohl aber können bei dem immer mehr zunehmenden Bedarf längere Zwischenräume eintreten, wo die Zufuhr aufhört, weil man den Wäldern Zeit lassen muß, sich von ihrer Erschöpfung zu erholen. In vielen Districten ist dieser Fall bereits eingetreten. Die Rinde von Loxa kommt nur noch in den kleinsten Spulen auf den Markt, und in den Wäldern von Caravaya sind die Wurzelschößlinge nach mehrjähriger Schonung kaum schon weit genug gediehen, um mehr als Spulenrinde geben zu können. Südamerika kann daher den zunehmenden Bedarf an Chinarinde kaum noch decken; die Folge ist ein so hoher Preis, daß dieses unschätzbare Heilmittel für Millionen Bewohner von Fiebern heimgesuchter Länder ein unerreichbares Gut bleibt. Aus diesem Grunde hat die unberechenbare Wichtigkeit der Einführung der Chinchona-Pflanze in andere ihrem Gedeihen entsprechende Länder, wodurch die gänzliche Abhängigkeit von den südamerikanischen Wäldern aufgehoben wird, schon seit langer Zeit die Aufmerksamkeit wissenschaftlicher Männer in Europa beschäftigt.

Im Jahre 1839 empfahl Dr. Royle in seinem Werke über die Himalaya-Botanik die Einführung der Chinchona-Pflanzen in Indien, indem er die Nilgirri- und Silhet-Berge als die hierzu geeigneten Stätten bezeichnete. Vorher hatte Fée die Einführung der Pflanze in den französischen Colonien empfohlen, und 1849 wurde ein solches Unternehmen auch von Weddell und Delondre dringend befürwortet. Ersterer erklärte, daß denjenigen, die das Werk vollbringen würden, der Segen der Nachwelt werden müßte. Doch waren die Holländer, die auf der Insel Java eine für die Chinchona-Kultur trefflich geeignete waldbedeckte Gebirgskette haben, die ersten, welche die Verpflanzung der Chinchona auf die

östliche Halbkugel werkthätig auszuführen suchten. Leider ist das Unternehmen in Java nur mit einer sehr geringen Anzahl guter Chinchona-Arten begonnen und in Folge verschiedener, während der ersten Jahre hinsichtlich der Kultur vorgekommener Mißgriffe nur mit sehr beschränktem Erfolge belohnt worden. Schon dreißig Jahre lang hatten holländische Männer der Wissenschaft, unter welchen der Botaniker Blume genannt werden mag, ihre Regierung gedrängt, die Einführung der Chinchona in Java zu unternehmen. Aber erst im Jahre 1852 wurde der holländische Colonialminister Pahud ermächtigt, Jemand zu beauftragen, der in Peru Pflanzen und Samen guter Chinchona-Arten sammeln und nach Java schaffen sollte. Pahud ertheilte diesen wichtigen Auftrag dem Botaniker Justus Karl Haßkarl, der seit einiger Zeit die Oberaufsicht über die Gärten in Java hatte, aber in Südamerika völlig fremd, weder mit dem Lande noch mit dem Volke und seiner Sprache bekannt war, von den Wäldern, wo die Chinchona-Bäume wachsen, keine Kenntniß besaß und diese Bäume noch nie in ihrem natürlichen Zustande gesehen hatte. Er segelte im December 1852 nach Peru ab, mit dem Auftrage, sich nicht blos auf die Calisaya-Pflanze zu beschränken, sondern Pflanzen und Samen der verschiedensten Arten zu sammeln. Seinem Auftrage gemäß sollte er von Guyaquil nach den Chinchona-Wäldern von Loxa oorgehen; er änderte aber seinen Plan, landete in Lima und ging im Mai 1853 über die Cordilleren. Es würde schwer sein, selbst bei einer aufs bloße Ungefähr hin unternommenen Reise von der Küste nach den östlichen Anden auf eine Gegend zu stoßen, wo es keine guten Arten von Chinchona-Bäumen gäbe. Es giebt aber natürlich größere, die bevorzugteren Regionen durchziehende Waldstrecken, wo nur Arten von geringerem Werthe zu finden sind, und Haßkarl war, weil er die Oertlichkeit nicht kannte, unglücklich genug, zwischen der Region der grauen Rinde in Huanuco und der Region der C. Calisaya in Caravaya auf eine dieser Strecken zu stoßen. Er überschritt die Anden auf dem Wege von Lima nach Tarma. Bei Uchabamba fand er Bäume, die er für C. Calisaya hielt, obgleich diese Art niemals nördlich von der Provinz Caravaya

gefunden wird, und ſammelte eine Quantität Samen dieſer vermeintlichen C. Calisaya, ſowie vier Packete von dem Samen einer andern Gattung, die er C. ovata nannte. In der That ſind in dieſer Gegend keine guten Arten der Chinchona zu finden, und von allen Samenarten, die Haßkarl nach Hauſe ſendete, war eine ſo werthlos wie die andere. Die C. ovata bildet jetzt den Hauptſtamm der Chinchonapflanzungen auf Java. Auf dem Wege von Uchubamba nach Xauxa ſammelte Haßkarl einige Exemplare der C. lanceolata des Pavon, ging dann nach Cuzco und von hier im September nach Sandia in der Provinz Caravaya; da er ſich aber überzeugte, daß der Same der Chinchona-Bäume ſchon im Auguſt reift und daß er zu ſpät gekommen war, kehrte er alsbald nach Lima zurück und nahm ſchließlich bis zum folgenden Jahre ſeinen Aufenthalt in Arequipa, von wo er im März 1854 wieder aufbrach. Er nahm ſeinen Weg über die Anden nach Puno, durchwanderte einen Theil von Bolivia und erreichte endlich im April das Dorf Sina, an der Grenze zwiſchen Peru und Bolivia. Von hier begab er ſich (unter dem angenommenen Namen José Carlos Müller) nach Sandia, wo er durch Vermittelung eines hierzu gewonnenen Agenten 400 Stück Pflanzen der C. Calisaya empfing, mit welchen er im Juni Sandia verließ und endlich im Auguſt vom Hafen von Islay aus die Rückreiſe nach Java antrat. Er erreichte Batavia am 13. December mit zwanzig Gefäßen, aber alle ſeine Pflanzen ſind ſeitdem bis auf zwei eingegangen. Außerdem war eine Pflanze der C. Calisaya, die aus dem von Dr. Weddell nach Paris geſendeten Samen gezogen worden war, nach Java gekommen; ferner waren aus dem von Haßkarl ſchon vorher aus Peru und von Dr. Karſten aus Neu-Granada geſendeten Samen Pflanzen gezogen worden, und damit hatte der Verſuch der Chinchona-Cultur in Java ſeinen Anfang genommen. Leider wurde zu dieſer erſten Chinchona-Pflanzung eine offenbar völlig ungeeignete Stätte (Tjibodas, ſüdlich von Batavia), 4400—4700 Fuß über dem Meere, gewählt, wo man ſich durch Raſamala-Bäume von ungeheurer Größe (Liquidambar Altingia), die erſt gefällt werden mußten, verleiten ließ, einen tiefen und guten Boden vorauszuſetzen,

während derselbe in der That nur sechs Zoll tief war und unterhalb aus einer für Wurzeln völlig undurchdringlichen steinigen Formation, Tjadas genannt, bestand. An solcher Stelle, in einem außerordentlich seichten Boden, der ganzen Kraft einer sengenden Sonne ausgesetzt, konnten die Pflanzen natürlicher Weise nicht gedeihen, so daß gegen Ende des Jahres 1855 die Pflanzung in einem ziemlich hoffnungslosen Zustande sich befand. Im December desselben Jahres kam Dr. Franz Junghuhn mit 139 in Holland aus Samen gezogenen Pflanzen nach Java, die ebenfalls an Haßkarl übergeben wurden, von welchen aber in sechs Monaten bereits 76 eingegangen waren. Im Juni 1856 sah sich endlich der Colonialminister Pahud veranlaßt, Herrn Haßkarl seiner Obliegenheiten zu entbinden und die ganze Leitung der Chinchona-Pflanzungen dem Botaniker Dr. Junghuhn zu übertragen. Die 139 Pflanzen, die Dr. Junghuhn selbst mitgebracht hatte, waren bereits auf 63 zusammengeschmolzen; der Samen der C. lancifolia war durch drei kränkliche Pflanzen vertreten; von der Pflanzensammlung der C. Calisaya, die Haßkarl aus Peru mitgebracht hatte, waren nur noch ein paar Exemplare übrig geblieben; dazu kamen zwei Pflanzen der C. Calisaya, die aus dem von Weddell hingesendeten Samen gezogen waren; das Uebrige bestand aus den werthlosen Arten, die Haßkarl in Uchubamba gesammelt hatte, im Ganzen nicht mehr als ungefähr 300 Pflanzen. Im Jahre 1856 wurde ein neues System eingeführt und zur Sicherung des Erfolges der Chinchona-Kultur namentlich eine reichliche Geldsumme bewilligt. Die Leitung des Unternehmens sollte bis zu der Zeit, wo dessen Erfolg als gesichert zu betrachten sein würde, in den Händen wissenschaftlicher Männer bleiben, welchen ziemlich hohe Gehalte ausgesetzt wurden. Da Dr. Junghuhn die Pflanzung in einem so kläglichen Zustande fand, war er zunächst darauf bedacht, die Pflanzung von Tjibodas auf eine geeignetere Stätte auf dem Malawar-Gebirge zu versetzen, ein Unternehmen, das sehr schwierig und gewagt war, aber glücklich ausgeführt wurde. Im Jahre 1857 kamen Pflanzen der C. Calisaya und der werthloseren Art zur Blüthe und im folgenden Jahre zum Fruchttragen. Junghuhn

erkannte, daß jene letztere Art nicht die C. ovata ſein könnte, wie Haßkarl ſie genannt hatte, verfiel aber in einen gleichen Irrthum, indem er ſie C. lucumaefolia nannte, weil ſie nach ſeiner Meinung mit der von Pavon aufgefundenen Species dieſes Namens Aehnlichkeit hatte, und es iſt zu beklagen, daß die Holländer auf die Pflege und Verbreitung dieſer werthloſen Chinchona-Art, weil ſie weniger empfindlich iſt und weniger Sorgfalt erfordert als die zarte C. Calisaya, ungeheure Summen Geldes verwendet und, ſtatt alle Pflege und Geſchicklichkeit der C. Calisaya und lancifolia zuzuwenden, deren Werth unzweifelhaft iſt, die Wälder Java's mit einer Chinchona-Art angefüllt haben, die von zweifelhaftem Werthe und im Handel unbekannt iſt und deren Kultur, wie zu fürchten ſteht, nur Verluſt und Täuſchung bringen wird. Gegenwärtig ſind in den Wäldern Java's Tauſende von Pfaden gelichtet und mit Chinchona-Bäumen bepflanzt worden, die gut gedeihen. Es giebt jetzt neun Pflanzſchulen auf Java, Tjibodas auf dem Berge Gedi, Tjiniruan auf dem ſüdweſtlichen und Tjiborum auf dem ſüdlichen Abhange des Malawargebirges, Genting, Reong Gunung, Kawah, Tjirvidei im Kendenggebirge, eine auf dem Berge Patna, endlich noch zwei andere, und am 31. December 1860 zählte man auf Java im Ganzen 947,205 Chinchona-Pflanzen, nämlich 7316 Pflanzen der C. Calisaya (mit 1030 Ablegern), 80 Pflanzen der C. lancifolia (mit 28 Ablegern) und 939,809 Pflanzen der von Haßkarl eingeführten Art, die dieſer C. ovata, Junghuhn C. lucumaefolia nannte, und Howard in der ſiebenten Nummer ſeines Werkes (Nueva Quinologia de Pavon) als C. Pahudiana aufführt. Es ergiebt ſich aus dieſem Zahlenverhältniß, daß das Unternehmen in Bezug auf die werthvolleren Chinchona-Arten von ſehr mäßigem Erfolge begleitet geweſen iſt, indem die holländiſchen Gärtner nach ſechs Jahren die werthvolleren Chinchona-Arten nur bis auf 7000 Pflanzen vermehrt hatten. Die größte C. Calisaya hatte um dieſelbe Zeit eine Höhe von 15 Fuß erreicht; von gleicher Höhe war einer der Bäume der C. lancifolia, während die Bäume der werthloſeren Art zum Theil ſchon 28 Fuß maßen. Aber trotz dieſer verhältnißmäßig geringen Erfolge der Chinchona-Cultur auf Java

muß man in Hinblick auf die großen Schwierigkeiten des wichtigen Unternehmens die große wissenschaftliche Befähigung und die unermüdliche Ausdauer anerkennen, welche Herr Haßkarl und seine Nachfolger diesem guten Werke gewidmet haben, und da ihnen jetzt Pflanzen anderer wirklich werthvoller Chinchona-Arten aus Indien zugeführt worden sind, so ist Aussicht vorhanden, daß die Chinchona-Cultur auf Java schließlich noch zu einem Ergebniß gelangen werde, das dem Dr. Junghuhn (der in der „Bonplandia", einer deutschen botanischen Zeitschrift, 1858 und 1860, zwei sehr interessante Berichte über die Chinchonapflanzen-Cultur auf Java geliefert hat) und seinen Collegen die Dankbarkeit seiner Landsleute sichern wird.

Die Einführung der Chinchona-Pflanze in Indien war von Schwierigkeiten begleitet, wie kein anderes Unternehmen ähnlicher Art. Als man den Thee in den Himalaya-Districten einführte, war derselbe schon seit undenklicher Zeit in China eine cultivirte Pflanze gewesen, und mit den Pflanzen kamen erfahrene chinesische Pflanzer nach Indien. Die Chinchona aber war nie cultivirt worden, sondern seit der Entdeckung ihres Werthes im Jahre 1638 stets nur ein wilder Waldbaum geblieben; alles was man von ihr wußte, beschränkte sich auf die Beobachtungen europäischer Reisenden, die in die Urwälder eingedrungen waren, und die Berichte dieser Reisenden, sowie die durch sorgfältige Versuche allmälig gewonnenen Erfahrungen waren für die Pflanzer in Indien der einzige Anhalt. So groß aber auch diese Schwierigkeiten waren, größer noch waren jedenfalls die Gefahren und Wagnisse aller Art, die bei der Sammlung von Pflanzen und Samen in Südamerika und bei der Fortschaffung derselben nach Indien zu bestehen waren. Aber die unermeßliche Wichtigkeit der Einführung dieser Pflanzen in das britisch-indische Reich und die unschätzbare Wohlthat, die damit den Millionen, welche die fieberverpesteten Ebenen und Gebüsche bewohnen, erwiesen wurde, mußten die Schwierigkeiten des Unternehmens aufwiegen. Nachdem Dr. Royle im Jahre 1839 die Einführung der Chinin spendenden Chinchona-Bäume in Indien in seinem Werke über die Botanik des Himalaya-Gebirges empfohlen hatte, war zwar die Aufmerksamkeit der indischen Regierung von

Zeit zu Zeit mit dieſer Angelegenheit beſchäftigt geweſen, aber erſt zwanzig Jahre ſpäter, 1859, geſchahen die nöthigen Schritte, dem vom Fieber gequälten Volke Indiens das ſichere Heilmittel näher zu bringen und die Hilfsquellen dieſer mächtigen Beſitzung des britiſchen Reichs zugleich um eine neue Quelle des Wohlſtands zu vermehren.

Die erſte officielle Anregung zur Einführung der Chinchona-Pflanze in Indien erfolgte in einer Depeſche des General-Gouverneurs vom 27. März 1852. Der verſtorbene Dr. Royle, dem die Berichterſtattung übertragen ward, ſagte darüber in einer trefflichen Abhandlung vom Juni 1852: „Die heimiſche Erzeugung einer Arzneiwaare, die jährlich bereits 7000 Pfund Sterling koſtet, würde für das indiſche Gouvernement in ökonomiſcher Hinſicht an und für ſich von großem Vortheil, und inſofern ſie die Anwendung eines zur Behandlung der indiſchen Fieber unentbehrlichen Heilmittels erleichtert, von unſchätzbarem Werthe ſein.“ Der einzige Erfolg dieſer Verwendung beſtand darin, daß das auswärtige Miniſterium erſucht wurde, die ſüdamerikaniſchen Conſuln zur Einſendung von Pflanzen und Samen zu veranlaſſen, wozu im October 1852 die nöthigen Weiſungen abgingen. Aber nur einer dieſer Herren, der General-Conſul Cope in Quito, gab hierauf eine befriedigende und thatſächliche Antwort, indem er eine Kiſte mit Pflanzen und Samen von Cuenca und Loxa überſendete, die aber die Reiſe nach England nicht lange überlebten. Einige auf anderem Wege nach Indien gebrachte Chinchona-Pflanzen gediehen nicht. Im nächſten Jahre lieferte Dr. Royle einen zweiten langen und werthvollen Bericht über dieſe Angelegenheit, doch wurde hierauf die ganze Sache auf einige Jahre wieder außer Acht gelaſſen. Es war ein eigenthümliches Zuſammentreffen, daß zu derſelben Zeit, wo Royle dieſen Bericht ſchrieb, der Verfaſſer eben mit der Erforſchung einiger Chinchona-Wälder von Peru beſchäftigt war; allerdings verfolgte er bei dieſer Reiſe nur antiquariſche und ethnologiſche Zwecke, ohne zu ahnen, daß die indiſche Regierung den Wunſch hatte, Lieferungen der Pflanzen zu erlangen, die damals nur ihrer Schönheit wegen ſeine Aufmerkſamkeit feſſelten. Im

Jahre 1856 machte Royle einen abermaligen und letzten Versuch, die ostindische Compagnie zu energischen Schritten hinsichtlich der Einführung von Chinchona-Pflanzen in Indien zu veranlassen, aber der beklagenswerthe Tod dieses ausgezeichneten Botanikers, dem Indien so vieles zu verdanken hat, brachte die Angelegenheit abermals ins Stocken, bis endlich 1859 diejenigen Maßregeln ergriffen wurden, die vollständig zu dem erstrebten Ziele führten. Der damalige Staatssecretär für Indien, Lord Stanley, beauftragte mich mit der Ausführung des Unternehmens, dessen Nothwendigkeit sich während der letzten Jahre nur noch dringlicher herausgestellt hatte. Im Jahre 1856, wo es Royle wiederholt befürwortet hatte, waren von dem indischen Gouvernement jährlich 7000 Pfund Sterling für Chinin verausgabt worden; 1857 war die Ausgabe bereits auf 12,000 Pfund Sterling gestiegen und hatte seitdem fortwährend zugenommen*).

Ich beschloß sogleich, solche Anordnungen zu treffen, daß Pflanzen und Samen aller der im vorigen Abschnitte aufgeführten werthvolleren Chinchona-Arten erlangt, daß dieselben womöglich in den verschiedenen weit von einander getrennten Regionen zu gleicher Zeit gesammelt und nicht, wie in Java, auch in Indien Chinchona-Arten eingeführt würden, deren Rinde keinen Handelswerth hätte. Hierzu waren erfahrene Männer nöthig, die in Neu-Granada, in Ecuador, in den Huanuco-Wäldern des nördlichen Peru's, in Caravaya oder Bolivia zugleich sammeln konnten. Es schien mir nöthig, das Geschäft wo möglich in einem Jahre zu vollenden, um den Schwierigkeiten zu entgehen, die uns die erwachende engherzige

*) Nach dem Gouvernements-Bericht wurden 1856 2051 Pfund und 1857 1180 Pfund Chinin nach Indien gesendet. Nach dem „Friend of India" vom 10. Decbr. 1860 betrug jedoch der Verbrauch von Chinin und Chinarinde in den Gouvernements-Hospitälern in Indien von 1857—58 6815 Pfd. und von 1858—59 5087 Pfund. Die Gouvernements-Droguisten Indiens verkaufen, wie dasselbe Blatt sagt, die Unze Chinin für 1 Pfund Sterling; nimmt man aber an, daß die Unze nur 10 Schillinge koste, so ergiebt sich nach obigen Zahlen schon ein Aufwand von 54,520 Pfund Sterling für 1857—58 und 40,696 Pfund Sterling für 1858—59!

Eifersucht der Bevölkerung der südamerikanischen Republiken mit der Zeit in den Weg legen konnte; außerdem war es meine Pflicht, auch ökonomisch zu Werke zu gehen, und es war kaum zu bezweifeln, daß die Anstellung mehrerer Beauftragten für einige Monate nicht so viel kosten konnte, wie die Absendung eines einzelnen Reisenden, der um Tausende von Meilen zurückzulegen, leicht drei bis vier Jahre brauchen konnte. Der Staatssecretär für Indien genehmigte alle Einzelheiten meines Planes, nur mit Ausnahme der Expedition nach Neu-Granada und der Absendung eines Dampfschiffes, das die Pflanzen über das stille Meer direct nach Indien bringen sollte*). Es war jedoch nicht so leicht, Männer zu finden, welche der Aufgabe gewachsen waren; sie mußten von den Chinchona-Wäldern persönliche Kenntniß haben, mußten das Land, das Volk, die Sprache und die jeder Region eigenthümliche Chinchona-Art kennen. Für die Chinchona-Wälder von Ecuador war ich so glücklich die Hülfe des Botanikers Spruce zu gewinnen, der seit mehreren Jahren die Wildnisse Südamerika's zum Gegenstand seiner Forschungen gemacht hatte und über dessen Befähigung kein Zweifel obwalten konnte. Die ihm angewiesene Region war die wichtigste, da die hier heimische „Rothrinde" (C. succirubra) reicher an fiebervertreibenden Alkaloiden ist als irgend eine andere Chinchona-Art, und ich knüpfte gerade an diese Region die Hoffnung auf den günstigsten Erfolg, weil das Land der Rothrinde an den westlichen Abhängen der Anden leichter zugänglich war als irgend ein anderes, und weil schiffbare nach dem stillen Ocean führende Flüsse das schwierige Unternehmen ersparten, die Pflanzen über die schneebedeckten Einöden der Cordilleren zu schaffen. Ich selber übernahm die Erforschung der Wälder von Caravaya oder Bolivia, um die C. Calisaya und andere wichtige Arten dieser entfernteren Region zu sammeln, während ich für die Wälder der peruanischen Provinz Huanuco, für die Sammlung von Pflanzen und Samen

*) Trotzdem wachsen jetzt in Indien Pflanzen der C. lancifolia, der Gattung, welche in Neu-Granada gewonnen worden sein würde. Sie sind zum Theil gegen Austausch anderer Pflanzen aus Java nach Indien gekommen.

der die ſogenannte „graue Rinde“ ſpendenden Chinchona-Art, Herrn Pritchett gewann, der einige Jahre in Südamerika gelebt hatte und gerade mit dieſer Region genauer bekannt war. Außerdem waren mir ſowohl, als auch meinem Gehülfen Spruce erfahrene Gärtner beigeſellt. Gegen Ende des Jahres 1859 waren alle Vorbereitungen getroffen, die der Einführung der Chinchona-Pflanze in Indien, nachdem man ſeit zwanzig Jahren die Wichtigkeit ihres Anbaues erkannt hatte, einen endlichen Erfolg verſprachen. Wir ſegelten am 17. December 1854 von England ab und erreichten Lima, die Hauptſtadt von Peru, am 26. Januar 1860. Dreißig zur Aufnahme der Pflanzen beſtimmte große Gefäße waren um das Cap Horn transportirt worden, wovon ich fünfzehn zur Aufnahme von Herrn Spruce's Sammlung nach Guayaquil, fünfzehn für mich ſelber nach Islay ſendete. Nach zweimonatlichem Aufenthalte in Lima benutzten wir die Dampfboote zur Reiſe nach Süden und landeten am 2. März 1860 im Hafen von Islay, der zur Reiſe nach dem ſüdlichen Peru oder nach Bolivia günſtiger gelegen iſt als irgend ein anderer Hafen.

## Viertes Kapitel.

Reiſe von Islay nach Arequipa und über die Cordilleren nach Puno.

Der Hafen von Islay iſt der commercielle Ausgang der Bezirke Arequipa, Cuzco und Puno im ſüdlichen Peru und ſo iſt ſeit 1830, durch den damaligen Präfecten von Arequipa, General La Fuente begründet, auf der nackten von einer ſandigen Wüſte umgebenen und durch ein unfruchtbares Gebirge vom Innern des Landes abgeſchnittenen Felſenküſte eine kleine Stadt entſtanden. Ein ſehr ſteiler Pfad führt von der Uferklippe zu einem Mauthhauſe empor, das die eine Seite des kleinen Freiplatzes bildet, der beſtändig mit Schaaren aus dem Innern kommender Maulthiere angefüllt iſt, und eine von dieſem Platze aufwärts führende Straße bildet mit einigen Nebengäßchen die ganze Stadt Islay, die trotzdem in ihrem

Verkehr die Wichtigkeit des Landes bekundet, deren Hafenplatz ſie iſt. Die Hauptausfuhrartikel ſind Alpaca- und Schafwolle, Vicuña-Wolle, Kupfer, Chinarinde, Gold und Silber; der Geſammtwerth dieſer Ausfuhr betrug im Jahre 1859 336,842 Pfund Sterling und der Betrag der größtentheils aus europäiſchen Waaren beſtehenden Einfuhr beläuft ſich ziemlich auf dieſelbe Summe.

Die Umgegend von Islay iſt die traurigſte Wüſtenei, die dem Auge irgendwo begegnen kann, aber vom Juli bis zum October, wo an der Küſte die meiſte Feuchtigkeit herrſcht, ſchmücken ſich die ſonſt nackten Gebirge, die ungefähr eine Stunde von der Küſte entfernt ſteil aus der Einöde ſich erheben, mit einem grünen blumendurchwirkten Teppich, wobei auch die näher um Islay gelegene Ebene zu einigem Pflanzenwuchs gelangt. Dieſe ans Meer grenzende Gebirgskette heißt die „Lomas" und in Folge eines ungewöhnlich reichlichen Regens zu Anfang des Jahres 1860 war auf dieſen Lomas im März neues Grün entſproſſen und auch in der nächſten Umgegend von Islay blühten vereinzelte Compositae, wilder Tabak, Nympha, Oxalis, Salvia, ein Doldgewächs mit einer großen weißen Blume, Verbenen, Heliotropen, ein rothes Solanum, ein Amaranth und andere Blumen. Die Gegend iſt von jähen Schluchten zerriſſen und am Fuße des Gebirges enthalten einige derſelben Bodenniederſchläge, welche während der feuchten Jahreszeit von den kleinen Bächen zugeführt, einigen kleinen Gruppen von Feigen- und Olivenbäumen genügende Nahrung bieten. Von einer dieſer Schluchten aus wird das Waſſer in Röhren nach der Stadt Islay geleitet und der Aufſeher dieſer Waſſerleitung, ein Irländer, der nebenbei das Gewerbe eines Zimmermannes und Grobſchmieds betrieb, leiſtete uns in unſren Bemühungen, den für unſere Pflanzengefäße entſprechenden Boden zu gewinnen, ſehr weſentlichen Beiſtand. Da an den üppigſten Stellen jener Schluchten eine große Menge von allerlei wilden Blumen gedieh, ſo glaubten wir uns, für den Fall, daß wir keine zweckentſprechendere Bodenlage fänden, vorläufig mit dieſem Boden begnügen zu können.

Wir erfreuten uns während unſeres Aufenthalts in Islay der Gaſtfreundſchaft des engliſchen Conſuls. Außer ihm beſteht die

Einwohnerschaft aus peruanischen Beamten, aus Agenten der Handelshäuser in Arequipa, einigen Krämern und Handwerkern, aus Maulthiertreibern und anderen Zugvögeln und aus Packträgern und Bootsleuten indianischer und afrikanischer Abkunft. Nachdem unsere Maulthiere und Pferde angelangt waren, brachen wir am Morgen des 6. März nach dem gegen neunzig englische Meilen entfernten Arequipa auf. Eine düstere Gebirgsschlucht, zu beiden Seiten von nackten Felsen eingeschlossen, an welchen nur hier und da ein riesenhafter dürrer Cactus sich erhebt, überall aber eine dichte Wolke weißen Staubes liegt, führt aus der Ebene von Islay zu der großen oberhalb sich ausbreitenden Wüste und zu einem kleinen aus Rohr erbauten Posthause „Tambo de Guerreros" empor, das am Ausgange der Schlucht ungefähr acht Stunden von Islay liegt. Von einer kleinen Erhöhung jenseit des Tambo oder Posthauses übersieht man die große Wüste von Arequipa, die zur Rechten und Linken vom Horizont und nach vorn von der felsigen Gebirgskette begrenzt wird, welche diese Sandwüste von der fruchtbaren „Campiña" von Arequipa trennt und von dem schneebedeckten Vulcan überragt wird. Die Wüste besteht aus hartem Boden ohne jede Spur von Vegetation und ist in kurzen Zwischenräumen mit zwanzig bis dreißig Fuß hohen Wällen des feinsten weißen Sandes bedeckt, die sämmtlich eine halbmondförmige Gestalt haben und mit ihren Hörnern nach Nordwesten deutend, den herrschenden Wind anzeigen. Diese Wälle heißen „Medanos"; sie verändern zuweilen ihre Lage und legen sich quer über den Weg, bleiben einander aber immer vollkommen gleich, so daß sie dem Reisenden, der seinen Weg verloren hat oder von der Nacht überrascht wird, nirgend eine Landmark bieten. In der Mitte dieser Wüste liegt das Posthaus oder Tambo von La Joya, das ein Engländer inne hat. Wasser und Futter für die Thiere müssen aus weiter Entfernung herbeigeschafft werden und sind natürlich verhältnißmäßig theuer, doch hatten wir, mitten in der Wüste, alle Ursache, mit dem Aufenthalte in dem kleinen Tambo und seinen aus Brettern roh zusammengezimmerten Räumlichkeiten vollkommen zufrieden zu sein.

Es war um vier Uhr Morgens, bei ſternenhellem Himmel, als wir wieder aufbrachen. Die lautloſe Stille und wilde Großartigkeit der uns umgebenden Wüſte waren von impoſanter Wirkung, während die kühle Morgenluft köſtliche Erfriſchung bot. Als endlich die Sonne hinter den mächtigen Cordilleren emporſtieg, wurden deren ſchneebedeckte Gipfel von blendendem Glanze übergoſſen. Unmittelbar vor uns ſahen wir den Kegel des Vulkans von Arequipa, rechts die prächtigen Gipfel des Charcani und Chuquibamba, links die merkwürdige Gebirgskette Pichupichu. Man findet vielleicht in keinem Theile der Welt eine ſo großartige Anſicht von Gebirgsgipfeln wie von dieſer Wüſte aus bei Sonnenaufgang. Aber die Erhabenheit des Bildes gleicht dem Sonnenaufgange auf dem Meere; ſie erfüllt die Seele mit dem Gefühl der Unendlichkeit und Großartigkeit, aber ſie entbehrt all der Einzelheiten, die gewöhnlich zum großen Theil den Genuß bilden, welchen der Anblick einer gewöhnlichen Gebirgsgegend gewährt. Die Wüſte liegt ungefähr 4—5000 Fuß über dem Meere und die Gipfel der Cordilleren haben eine Höhe von bald mehr bald weniger als 20,000 Fuß, ſo daß wir alſo innerhalb einer Entfernung von weniger als acht (deutſchen) Meilen Gebirge ſahen, die ſich 16,000 Fuß über die Ebene erhoben, auf welcher wir uns befanden. Die Natur hat in dieſem Lande der Incas nach wahrhaft rieſenhaftem Maßſtab geſchaffen.

Die Wüſte iſt von Guerreros bis zu der Felſenſchlucht, welche nach der Ebene von Arequipa führt, ungefähr vierzig engl. Meilen breit, während ihre Länge von dem querlaufenden Thale von Tambo bis zum Thale von Vitor wenigſtens ſechzig Meilen betragen muß. Unſer Weg führte uns für den größeren Theil des Tages durch dürre Gebirgsſchluchten und an felſigen im Zickzack laufenden Pfaden hinab, die hier und da mit Knochen und Gerippen von Maulthieren bedeckt waren, während eine kleine blaßrothe Nemophila, ein kleiner Cruciſer und die zauberiſchen Cacteen den einzigen Pflanzenwuchs dieſer öden Gegend bildeten und einige häßliche Raubvögel, die träge hoch oben in der Luft ſchwebend mit ihrem ſcharfſichtigen Auge auf ein unter ſeiner Bürde zuſammen-

ſinkendes Maulthier lauerten, die einzigen Vertreter des thieriſchen Lebens waren.

Endlich wurden unſre Augen durch den Anblick des grünen Thales von Tiavaya in der Campiña von Arequipa erfreut. Reihen hoher Weidenbäume, ſaftgrüne Luzerne-Felder und weiße Bauernhäuſer waren nach dem einförmigen Anblick von Felſen und Sand eine wahre Erquickung; trotzdem erreichten wir erſt ſpät in der Nacht unſere gaſtliche Wohnung in der Stadt Arequipa.

Arequipa, die zweite Stadt von Peru, iſt an dem Ufer des reißenden Fluſſes Chile und am Fuße des großen Vulkans Miſti erbaut, der als vollkommener Kegel eine Höhe von 17,934 Fuß hat und auf ſeiner oberen Hälfte mit Schnee bedeckt iſt. Arequipa ſelber liegt 7427 Fuß über dem Meere, ſo daß ſich dieſer Berg in ununterbrochener Steigung zu einer Höhe von 10,500 Fuß erhebt. Die Stadt iſt aus weißem Stein vulkaniſchen Urſprungs erbaut und die Häuſer beſtehen meiſt nur aus einem einzigen feſt und ſolid gebauten und mit gewölbten Decken verſehenen Stockwerke, um den häufigen Erderſchütterungen um ſo beſſer widerſtehen zu können. Räderfuhrwerke irgend welcher Art ſind hier unbekannt; der ganze Verkehr wird mit Pferden, Maulthieren, Eſeln und Lamas betrieben. Die Hauptſtraßen führen ſämmtlich nach dem großen Platze, der am Morgen, zur eigentlichen Marktzeit, ein ſehr lebendiges und intereſſantes Bild gewährt. Er iſt dann von buntfarbig gekleideten Indianer-Frauen belebt, die theils ihre auf den Boden ausgebreiteten Waaren feil halten, theils als Käufer in beſtändiger Bewegung ſind und in ihrer aus den prahlendſten Farben zuſammengeſetzten Kleidung und in ihrer geſchäftigen Beweglichkeit einen überaus anmuthigen Anblick bieten. Den Hintergrund dieſes Bildes bildet die ſchöne neue aus dem weißeſten Steine erbaute Kathedrale, hinter welcher der mächtige Vulkan und die Gipfel des Charcani (18,558 Fuß Meereshöhe) emporragen und mit dem Glanze ihrer Schneedecke das Auge blenden.

Die Campiña von Arequipa, welche die Stadt umgiebt, iſt von dem Fuße der Cordilleren bis zu der Bergreihe, durch welche ſie von der Küſtenwüſte getrennt wird, ungefähr fünf engliſche

Meilen breit und ungefähr zwölf Meilen lang und hier zu beiden Seiten von einer sandigen Einöde begrenzt. Sie wird von dem auf der Westseite des Vulkans entspringenden Flusse Chile und von den kleineren Flüssen Posterio und Savandia bewässert, welche östlich von dem Vulkan in dem Pichupichu-Gebirge entspringen. Diese Flüsse vereinigen sich bei ihrem Austritt aus der Campiña und ergießen sich endlich in den Fluß Quilca. Die Campiña enthält außer der Stadt Arequipa eine Anzahl kleiner Dörfer und zahlreiche Farmhäuser und gewährt im März mit ihrem prächtigen Grün, mit ihren Mais- und Alfalfa-Feldern, mit ihren Reihen hoher Weidenbäume, ihren Obstgärten, ihren Häusern und Dörfern und der weißen Stadt in der Mitte einen reizenden Anblick.

Man schätzt die Bevölkerung der Campiña und der Stadt Arequipa auf ungefähr 50,000. Die Stätte wurde zuerst von dem Inka Mayta angebaut, der eine Anzahl „Mitimacs" oder Colonisten aus dem Dorfe Cavanilla bei Puno hierher versetzte und ihnen befahl hier zu bleiben und sich anzusiedeln. Daher der Name „Ari quepay", d. i. „Ja, bleib" oder wahrscheinlicher von „Aric quepa" d. i. „hinter dem spitzigen Gipfel". Diese Mitimacs waren die Vorfahren der jetzigen Indianer oder „Cholos", wie man sie nennt; sie bauten Dörfer und beschäftigten sich mit Maisbau. Die Stadt aber ist rein spanischen Ursprungs und wurde 1540 von Pizarro gegründet. Die Cholos oder Indianer von Arequipa haben sich schon seit langer Zeit durch ihr aufrührisches Wesen, sowie durch den Eifer hervorgethan, womit sie sich, wahrscheinlich aus bloßer Begierde nach Aufregung, jedem Revolutionsversuche anschließen. Sie sind dem Genusse des „Chicha", eines aus Mais gebrauten Getränks, in solchem Maße ergeben, daß fast aller in der Campiña erbaute Mais zur Bereitung dieses Getränks verwendet wird, unter dessen Einflusse die Cholos den Ruf von Arequipa als eigentlichem Mittelpunkt der peruanischen Revolutionen begründet haben. Aber die Gewohnheit übermäßigen Trinkens hat die Cholos, obschon sie im Stande sind, hinter Mauern mit Muth und Verzweiflung zu kämpfen, als Soldaten für den Feldzug völlig unbrauchbar gemacht. Sie unterscheiden sich in dieser Beziehung sehr zu ihrem

Nachtheil von den Inka-Indianern des Inneren, die mit ihren mit Vicuña-Wolle beladenen Lamas in den Straßen der Stadt erſcheinen. Jene ſind ein unruhiger leicht erregbarer Menſchenſchlag, der hinter Mauern mit Verzweiflung kämpft, aber nicht im Stande iſt, größere Beſchwerden zu ertragen; dieſe dagegen ſind geduldige ausdauernde Leute und können als Soldaten Märſche zurücklegen, welche denjenigen, deren Erfahrung ſich auf die Bewegungen europäiſcher Truppen beſchränkt, unglaublich erſcheinen dürften. Den Cholos von Arequipa iſt eine ſichtbare Miſchung ſpaniſchen Blutes eigen, während die Indianer des Innern zum größten Theil reiner Abkunft ſind.

Der Weg über die Cordilleren nach Cuzco und Puno führt durch die nördliche Vorſtadt von Arequipa und erhebt ſich dann über einen felſigen Bergrücken zu dem höheren Thale von Chihuata oder Cangallo (9676 Fuß über dem Meere) auf der Südſeite des Vulkans. Eine elende Steinhütte mit Lehmfußboden iſt das einzige Obdach, das ſich dem Reiſenden auf dieſem Wege für die Nacht darbietet. An dem einen Ende der Hütte brannte ein Feuer, an welchem eine alte Hexe als Köchin beſchäftigt war und das den ganzen inneren Raum mit Rauch erfüllte, an dem anderen breitete ſich jeder Reiſende, wie er ankam, aus Decken und Ponchos ſein Nachtlager, trank ſeine Chocolade und legte ſich nach kurzem Geſpräch zur Nachtruhe zurecht, während das Feuer allmälig erloſch und das alte Weib mit einem Haufen Kinder im entgegengeſetzten Winkel zuſammenkauerte.

Als der Tag graute (23. März), waren wir alle in Bewegung; auch unſer Nachtgefährte, ein Spanier mit einer großen „Tropa“ von Maulthieren, die mit Aguardiente beladen waren, rüſtete ſich zum Aufbruch. Die Schneegipfel des Pichupichu und des Vulkans boten, noch von flockigen Wolken umſchwebt, als die Sonne allmälig emporſtieg, einen wundervollen Anblick. Der übrige Himmel war blau, bewölkte ſich aber, indem der Tag vorrückte, und das Thal mit dem auf einem runden Hügel gelegenen freundlichen Dorfe Cachimarca prangte in üppig grünen Alfalfa-Feldern. Die am Wege blühenden Gewächſe waren dieſelben wie in der Campiña

von Arequipa, nur daß eine kleine gelbe Calceolaria häufiger vorkam. Es umwehte uns eine frische erquickende Morgenluft, als wir unsere Maulthiere bestiegen und uns dem langen Zickzack-Pfade zuwendeten, der zu dem südlichen Gebirgszweige des Vulkans, dem „Alto de los huesos“ hinaufführt, so genannt nach den Gebeinen unzähliger Maulthiere, die auf diesem Pfade umherliegen, der den Reisenden aus dem gemäßigten Thale Cangallo zu den rauhen Ebenen der oberen Cordilleren hinaufführt. Die Reise ist sehr ermüdend und der Uebergang von der angenehmen und erquickenden Luft von Chihuata zu dem eiskalten Winde, der beständig über die oberen Cordilleren streicht, war sehr empfindlich. In den späteren Nachmittagsstunden trat ein staubregenartiger Nebel ein, der die traurige Oede der Ebene noch düsterer machte. Dann und wann tauchte auf einen Augenblick eine Heerde Lamas aus dem Nebel hervor und als die Nacht eintrat, erreichten wir erschöpft, durchnäßt und von Kälte erstarrt endlich das 14,350 Fuß hoch gelegene Posthaus von Apo. Die Regenzeit der Cordilleren beginnt im November und dauert bis Ende März, und während dieser Zeit sind die Beschwerden des Reisens so groß und die Flüsse so angeschwollen, daß diese Reise von einem gewöhnlichen Reisenden nur selten unternommen wird. Doch regnet es im März weder anhaltend noch sehr stark. Die Morgen sind gewöhnlich hell, aber Nachmittags tritt immer Nebel, Regen oder Schnee ein, der bis spät in die Nacht anhält. Im April beginnt die trockene Jahreszeit und dauert bis zum October, und während der Monate Mai, Juni, Juli und August erscheint kaum ein Wölkchen am Himmel.

Die Posthäuser in dem öden Gebirge zwischen Arequipa und Puno sind sämmtlich von gleicher Beschaffenheit. Es sind steinerne niedrige, auf drei Seiten einen Hofraum umschließende Gebäude mit fünf bis sechs Gemächern, die mit einem Lehm-Fußboden, einem plumpen Tische und einer aus Stein und Lehm gebildeten Erhöhung versehen sind, welche die Stelle eines Bettes zu vertreten hat. Das Dach ist schlecht gedeckt und die Thüren sind so plump gezimmert, daß es unmöglich ist, sie zu schließen. Menschen wie Thiere leiden in Folge der in dieser bedeutenden Höhe herrschenden Luftverdünnung

an einer sehr peinlichen Krankheit, von den Peruanern „Sorochi“ genannt. Ich war schon in Arequipa von einem sehr ernstlichen Unwohlsein heimgesucht und daher wahrscheinlich für diese Krankheit vorbereitet worden. Schon vor der Ankunft in Apo hatte mir ein empfindlicher Schmerz im Kopfe und im Rücken großes Unbehagen verursacht; diese Empfindungen nahmen während der Nacht im Posthause an Heftigkeit zu, und als wir um drei Uhr Morgens wieder aufbrachen, war ich nicht im Stande, ohne Beistand mein Maulthier zu besteigen. Ein Ritt von sieben Stunden über grasbedeckte Ebenen, auf welchen hier und da Schnee lag und Hügelreihen mit schönen Felsenmassen eine Art Stufe der fernen Cordillerengipfel bildeten, brachte uns zu dem Posthause von Pati. Wir hatten auf dieser Strecke mehr als zwölfmal den Fluß zu überschreiten, der als Chile an Arequipa vorbeifließt. Die einzigen lebendigen Geschöpfe, welchen man hier begegnet, sind die Lecca-leccas, große an den zahlreichen Flüssen lebende Wasservögel mit rothen Beinen, weißem Kopfe und grauem Körper, die unaufhörlich ihr gellendes Pfeifen hören lassen, und die anmuthigen Vicuña-Heerden, die in ihrer lieblichen Erscheinung den Antilopen gleichen und in den ödesten Regionen der Cordilleren ihre Weide suchen. Ein weiterer von Hagel- und Schneewetter begleiteter Ritt brachte uns zu dem „Alto de Toledo“, dem höchsten Punkte des Weges, 15,590 Fuß über dem Meeresspiegel. Zur Zeit des Sonnenuntergangs schimmerten einige schneebedeckte Gipfel hellglänzend durch die Dunkelheit und erst spät am Abend erreichten wir das Posthaus von Cuevillas. Jenseit Cuevillas giebt es zwei große Alpenseen, von welchen aus ein Fluß sich hinab in den Titicaca ergießt, und wir passirten daher hier die Wasserscheide zwischen dem stillen Meere und jenem großen See. Die Landschaft ist großartig, aber öde, und der Weg führt zwischen zwei Seen hin, deren einzigen Abfluß eine Schlucht bildet, in welcher das Posthaus La Compuerta liegt, das wir vor Beginn des Nachmittagsregens erreichten. Am anderen Tage, mit dem ersten Morgenlicht wieder aufbrechend, zogen wir durch diese Schlucht nach grünen von weidenden Schafheerden belebten Ebenen hinab. Es ist ein Ereigniß, wenn man in diesen Einöden einem

Reiſenden begegnet, und das Erſcheinen eines ſolchen veranlaßt gewöhnlich eine Reihe von Fragen und Antworten. Uns begegnete hier ein Cavallero, in deſſen Kleidung und allgemeiner Erſcheinung, die Tröſter abgerechnet, wir unſere eigene Aeußerlichkeit wieder erkennen konnten. Er trug einen großen faſt bis auf ſeine Füße reichenden Poncho von prahlenden Farben, einen breitrandigen Filzhut, den er mit einem blauen baumwollenen Taſchentuch durch einen Knoten unter dem Kinn feſt gebunden hatte, einen ungeheuren wollenen Tröſter, der um Hals und Geſicht geſchlungen faſt nur die Augen ſehen ließ, ein Paar wollene hellgrüne, ſchwarzgeſtreifte Gamaſchen und mächtige Sporen. Es war ein Beamter auf dem Wege nach Arequipa und er klagte über die Rauhheit des Wetters und die Beſchwerden des Wegs. Nach kurzer Unterhaltung zog er, gefolgt von ſeinen beladenen Maulthieren, wieder von dannen und war bald in der Ferne verſchwunden.

Am Nachmittag ſahen wir in der Nähe der großen Schäferei Taya-taya, ſeitdem wir das Thal von Cangallo verlaſſen, zum erſtenmal wieder Spuren von Cultur — Quinoa-, Gerſten- und Kartoffelfelder mit dazwiſchen liegenden Indianerhütten, und nachdem wir einen felſigen Bergrücken überſchritten, überblickten wir eine ungeheure ſumpfige Ebene mit der am Fuße einer ſchönen felſigen Höhe gelegenen kleinen Stadt Vilque, die wir bei Sonnenuntergang erreichten. Von La Compuerta aus hatte unſer Weg fortwährend abwärts geführt; die Vicuñas waren verſchwunden, da dieſe Thiere nur die höchſten und wildeſten Gegenden der Cordilleren beleben, während in der niedrigeren Region zwiſchen Vilque und Puno das Gefühl der Oede und Einſamkeit durch die zahlreichen Vögel, welche die Gegend beleben, und durch die zunehmende Mannigfaltigkeit wilder Blumen zerſtreut wird. Ein längerer Ritt über ausgedehnte graſige Ebenen und an dem Dorfe Tiquillaca vorüber brachte uns endlich an den Fluß Tortorani, der mächtig angeſchwollen eine Strecke weiter abwärts ſich über einen 250 Fuß hohen Abhang ergießt und einen prächtigen Waſſerfall bildet. Nachdem wir ungefähr eine Meile unterhalb dieſes Waſſerfalls eine Brücke gefunden und überſchritten hatten, erblickten wir bei Sonnen-

untergang den großen See Titicaca. Ein steiler im Zickzack laufender Pfad führt zur Stadt Puno hinab, die dicht an dem Ufer des Sees liegt und von einem Kreise silberhaltiger Gebirge umgeben ist.

Puno, die Hauptstadt des Departements, verdankt ihren Ursprung und ihre frühere Blüthe dem Silberreichthum des umliegenden Landes. Man gelangt von der Nordseite her durch einen steinernen Thorweg in die Stadt, den der General Deustua, der 1850 Präfect war, hat erbauen lassen. Die Straßen, die reinlich und gut gepflastert sind, neigen sich in sanfter Abdachung nach dem See hinab, der aber durch die Halbinsel Capachica und zwei an der Bai von Puno gelegene Inseln zum Theil dem Blicke entzogen wird. Die aus kleinen braunen Lehmziegeln erbauten, mit Stroh oder rothen Ziegeln gedeckten Häuser erheben sich selten über das Erdgeschoß und die Zimmer öffnen sich nach dem Hofraume; Oefen sind hier unbekannt, obgleich in einer Höhe von 12,874 Fuß über dem Meere die Nächte sehr kalt sind. Auf dem Hauptplatze der Stadt erhebt sich die 1757 aus Stein erbaute Kirche mit einer schön verzierten Vorderseite und zwei Thürmen; einen anderen Platz schmückt ein großes Collegium von zwei Stockwerken. Beide Plätze haben unter der Verwaltung des letzten Präsidenten, General Echenique, bronzene Brunnen erhalten.

Nahe bei Puno in südlicher Richtung liegen die berühmten silberreichen Berge Cancharani und Laycayeota, welchen Puno seine Entstehung verdankt, und deren Werke um die Mitte des 17. Jahrhunderts in einem Jahre eine Ausbeute im Werthe von 1,500,000 Dollars gaben. Von 1775 bis 1824 gaben die Bergwerke bei Puno noch 1,786,000 Mark Silber (die Mark = 7 bis 9 Dollars). Am ergiebigsten war noch das Jahr 1802, das eine Ausbeute von 52,000 Mark ergab; von 1816 an aber nahm der Ertrag fortwährend ab und sank 1824 nach der Vertreibung der Spanier auf eine sehr geringe Summe. Zwar haben es einzelne Unternehmer seitdem versucht, die theilweise aufgegebenen Werke wieder in Betrieb zu bringen oder durch neue zu ersetzen, aber ohne erheblichen Erfolg. Zu den Uebeln, welche aus den seit der Erlangung der Unabhängigkeit entstandenen politischen Verhältnissen

Peru's entsprungen sind, gehört ein vollständiger Mangel an gegenseitigem Vertrauen unter den besitzenden Klassen und zugleich ein auffälliger Mangel an Unternehmungsgeist, so daß jede größere Vereinigung zu Bergwerkunternehmungen oder ähnlichen Zwecken fast unmöglich ist. Peru ist noch ein sehr junges Land und man kann hoffen, daß dieser Zustand der Dinge nicht fortdauern werde; gegenwärtig aber läßt das allgemeine Mißtrauen eben so sehr wie der Mangel an Thatkraft ein gesellschaftliches Unternehmen nicht aufkommen. So liegen die zahlreichen Bergwerke, die einst die Berge Cancharani und Laycayeota bedeckten und thatsächlich die an ihrem Fuße liegende Stadt Puno ins Dasein riefen, jetzt unbebaut. Gegenwärtig ist nur ein einziges kleines Bergwerk hoch oben auf dem Laycaycota, Cachi-Vieja genannt, im Betriebe, das nicht weit von dem einst so berühmten „Veta de la Candalaria" entfernt liegt. Außer diesem in unmittelbarer Nähe von Puno gelegenen Bergwerke gibt es ungefähr vier Meilen südwestlich von der Stadt, bei San Antonio de Esquilache, noch einige ziemlich ergiebige Silbergruben, die seit 1847 von Don Manuel Costas, einem der einflußreichsten Bürger von Puno, betrieben werden. Dieser Don Manuel Costas, der während meines Aufenthalts in Puno mein Wirth war, erkannte auch zuerst den großen Vortheil, welcher dem Departement Puno aus einer Dampfschifffahrt auf dem Titicaca-See erwachsen würde. Er kaufte 1846 ein kleines Dampfschiff, das er in einzelnen Stücken fortschaffen ließ und mit der Bedingung an die Regierung verkaufte, daß diese die Kosten des Transports nach dem See hinauf bestreite, was jedoch nie geschehen ist. Man ist der Ansicht, daß alle zu diesem Zwecke später herzustellenden Dampfboote ungefähr vierzig Tonnen enthalten und vier und einen halben Fuß im Wasser gehen, mit Schaufelrädern (nicht mit Schrauben) und mit den nöthigen Bequemlichkeiten für Reisende versehen sein müßten. Sie würden alle Erzeugnisse der Wälder von Bolivia, Chinarinde, Bauholz, Cacao, Coca, Früchte und Orlean nach Puno und europäische Manufacturwaaren, Zucker von Abaneay und Aguardiente von der Küste von Puno nach Bolivia führen. In den Wäldern von Caravaya könnten ungeheure

Quantitäten Bauholz geschlagen und während der Regenzeit auf den Flüssen Azangaro und Ramiz herabgeflößt werden und, nachdem Märkte und bequemere Verkehrsgelegenheiten entstanden, würden Handel und Gewerbe auf allen Seiten schnell zunehmen. Das Land würde ein völlig verändertes Ansehn gewinnen; das Volk würde neue Bedürfnisse kennen lernen und civilisirter werden und Puno, jetzt eine Stadt mit leeren stillen Straßen, in deren Ankerplatze selten mehr als ein halbes Dutzend aus Rohr gebauter Boote liegen, würde sich zu einem blühenden und lebhaften Hafenort erheben. Aber diese glänzenden Aussichten erfordern zu ihrer Verwirklichung Zeit und eine völlige Umgestaltung der politischen Verhältnisse Peru's. Eine andere wichtige Frage wäre es, ob in den geschützteren Schluchten dieser hohen baumlosen Regionen nicht Lärchen-, Fichten- und Birkenbäume heimisch gemacht werden könnten. Es ließen sich große Pflanzungen für den Bedarf an Nutz- und Brennholz anlegen, während die Indianer hinsichtlich der Rahmen ihrer Dächer jetzt einzig und allein auf die krummen Stangen des Queñua-Baumes (Polylepis tomentella) und hinsichtlich ihres Brennmaterials auf Lama-Mist und Tola-Sträucher (Baccharis) angewiesen sind.

Die Hauptproducte des Departements Puno sind Wolle und Silber, und der ganze Werth der Ausfuhr beträgt ungefähr 1,200,000 Dollars. Die Bevölkerung beläuft sich auf kaum 300,000 Seelen, wovon 9000 auf die Stadt Puno kommen. Es kommen jährlich, theils als Bezahlung für die Wolle, theils als Gehalte für Beamte, ohne den Sold für die Truppen, gegen 1,500,000 Dollars in das Departement und man nimmt an, daß mehr als die Hälfte dieser Summe in die Hände der Indianer fließt, die sie vergraben. Wenn man daher von dem Mineralreichthum Peru's spricht, so muß man auch die ungeheuren Summen geprägten Geldes, die Vasen und anderen aus edlen Metallen gefertigten Gegenstände in Betracht ziehen, die von den Indianern bereits verscharrt worden sind, denn dieser Brauch besteht schon seit den Zeiten der Incas. Jetzt, wo das Courantgeld fast ausschließend aus schlechten Halbdollars von Bolivia besteht, wird

jeder spanische Dollar oder jedes andere gute Geldstück, das in die Hände der Indianer kommt, augenblicklich vergraben.

Ich mußte einige Zeit in Puno verweilen, um allerlei Erkundigungen einzuziehen und hinsichtlich des zweckmäßigsten Weges, den ich zur Erledigung meiner Aufgabe einzuschlagen haben würde, zu einem Entschlusse zu gelangen. Der Bedarf an Fieberrinde der Chinchona Calisaya wird jetzt ausschließend aus den Wäldern von Munecas, Apollobamba, Yuracares, Larecaja, Inquisivi, Ayopaya und den Yungus von La Paz in Bolivia bezogen; aber ich fand, daß die Sammlung von Pflanzen und Samen in diesen Districten mit großen Schwierigkeiten verbunden sein würde, und diese Schwierigkeiten würden, wie sich später ergab, wirklich unüberwindlich gewesen sein. Da der hauptsächlichste Theil der Einkünfte von Bolivia aus dem Chinarinden-Handel gewonnen wird, was in Peru nicht der Fall ist, so bewachen die Bolivier ihr Monopol mit sehr eifersüchtigen und argwöhnischen Augen, und der Zweck meiner Sendung würde sehr bald erkannt worden sein. Außerdem drohte ein Krieg zwischen Peru und Bolivia; in drei Provinzen wurden ansehnliche Heeresmassen gesammelt, in Puno unter General San Roman, in Vilquz unter Beltran und in Lampa unter Frisancho, und sobald die Feindseligkeiten einmal begonnen hatten, würde es für einen Privatmann geradezu unmöglich gewesen sein, seine Maulthiere gegen Beschlagnahme zu wahren. Der Krieg kam zwar nicht wirklich zum Ausbruch, aber Linares, der Präsident von Bolivia, erließ am 14. Mai eine Verordnung, die allen Verkehr zwischen den beiden Ländern aufhob und den Reisenden den Uebergang über die Grenzen verbot. Diese Verordnung, die erst im October wieder aufgehoben ward, wurde mit großer Strenge ausgeführt und würde es mir damals unmöglich gemacht haben, für mich und meine Gefährten mit beladenen Maulthieren ohne lange Verzögerung den Weg von Bolivia nach der Küste zu gewinnen. Eine Haupturſache des drohenden Krieges lag in dem Umstande, daß die Regierung dabei beharrte, schlechte und geringhaltige Halbdollars zu prägen und Peru damit zu überschwemmen. Jedenfalls ein eigenthümlicher Weg, finanzielle Mißverhältnisse auszugleichen!

Während ich auf dieſe Weiſe von einem Verſuche, in den Wäldern von Bolivia Pflanzen zu ſammeln, abgehalten wurde, erkannte ich, daß mir dieſes Unternehmen in den Wäldern der peruaniſchen Provinz Caravaya, an der Grenze von Peru und Bolivia, ohne große Schwierigkeiten gelingen würde. Ich glaubte vorausſetzen zu können, obgleich ich, wie ich ſpäter fand, mich irrte, daß, weil der Rindenhandel in Peru von keinem weſentlichen Belang ſei, der Zweck meiner Sendung keinen Argwohn und keine Eiferſucht erwecken würde. Etwaige Feindſeligkeiten an der Grenze von Bolivia konnten den Weg zwiſchen den Caravaya-Wäldern und der Küſte nicht weſentlich beeinträchtigen, und vor allen Dingen war Caravaya, in Rückſicht auf einen paſſenden Seehafen, näher und zugänglicher als irgend ein Theil der Chinchona-Wälder von Bolivia. Das letztere war von überwiegender Wichtigkeit, da aller Erfolg weſentlich von der Schnelligkeit abhing, womit die Pflanzen über die rauhen, kalten Einöden der Cordilleren gebracht werden konnten. Ich wußte durch Dr. Weddell, daß zwar der Chinarinden-Handel in Caravaya jetzt aufgehört und die Rinde dieſes Diſtrictes in Folge thöriger Verfälſchungen ihren Marktwerth verloren hatte, daß aber in den Wäldern dieſer Provinz nördlich bis zum Thale von Sandia junge Pflanzen und fruchttragende Bäume der Chinchona Calisaya nachweislich vorhanden waren. Ich beſchloß daher nach reiflicher Erwägung, von Puno aus meinen Weg unmittelbar nach den Wäldern von Caravaya zu nehmen.

---

## Fünftes Kapitel.

Reiſe von Puno nach Crucero, der Hauptſtadt von Caravaya.

Es war am 7. April, als wir unſere Reiſe nach den Chinchona-Wäldern von Caravaya antraten. Man kann in Peru auf dreierlei Weiſe reiſen, erſtens, indem man die erforderlichen Maulthiere kauft und auf gewiſſe Zeit die dazu nöthigen Leute in

Dienſt nimmt, zweitens, indem man einen Arriero oder Maulthiertreiber miethet, der die für die Reiſe nöthigen Maulthiere beſorgt, oder drittens, indem man ſich der elenden Thiere bedient, die in den Poſthäuſern zu haben ſind und die man auf jeder Station wechſeln kann, was aber nur auf den Hauptwegen möglich iſt. Die letztere Reiſeart iſt zwar die am wenigſten bequeme, aber die billigſte, und ich entſchied mich daher für dieſe, was ich wahrſcheinlich nicht gethan haben würde, hätte ich die damit verbundenen Beſchwerden vorausſehen können.

Von Puno nach Pucara folgte ich dem nach Cuzco führenden Hauptwege, hier aber mußte ich in öſtlicher Richtung davon ablenken, um durch die Proviuz Azangaro nach der Provinz Caravaya zu gelangen. Der Hauptweg geht in nördlicher Richtung weiter und führt über die Schneegebirge von Vilcañota bei Ayaviri und abwärts in das Thal des Vilcamayu nach Cuzco. In Pucara ließ ich Poſthäuſer und Poſtmaulthiere hinter mir, da dieſelben nur auf den Hauptwegen zwiſchen Arequipa, Puno, Cuzco und Lima zu finden ſind, und war von nun an darauf angewieſen, Maulthiere oder Ponys von Privatleuten zu miethen.

Die Gegend, welche ich zwiſchen Puno und Azangaro kennen lernte, iſt von ziemlich gleichartiger Beſchaffenheit — graſige Hochebenen, die von Schaf- und Rinderheerden bevölkert, von zahlreichen, in den Titicaca-See fließenden Flüſſen bewäſſert und von verſchiedenen Gebirgszweigen durchſchnitten ſind, welche ihre Gipfel bald bis zur Schneelinie erheben, bald zu felſigen, ſtufenartig über der Ebene liegenden Plateaux herabſinken. Was Einem auf der Reiſe durch dieſe Gegend am meiſten auffällt, das ſind die augenſcheinlichen Beweiſe von der ungeheuren Bevölkerung, die ſie zur Zeit der Incas gehabt haben muß, denn überall ſieht man an den Abhängen der Berge Reihe über Reihe die Ueberreſte der für die Cultur beſtimmt geweſenen Terraſſen. Jetzt iſt die ganze Gegend vorzugsweiſe Weideland, und die mit der Beaufſichtigung der großen Heerden beſchäftigten Indianer bauen nur ſo viel eßbare Wurzeln, als ſie für ſich ſelber oder für den Markt der nächſten Stadt brauchen. Die Hirten ſind häufig ſogenannte

„Yanaconas", Indianer, welche bei den Eigenthümern der Heerden, die gewöhnlich von 400 bis 1000 Köpfe zählen, in Dienſt ſtehen und deren Lage ziemlich traurig iſt, denn ſie haben monatlich nur eine Arroba „Chuñus" (gefrorne Kartoffeln) oder Quinoa und ein Pfund Coca oder vier Dollars monatlich an Geld.

Puno, Juliaca, Lampa, Pucara und Azangaro liegen ſämmtlich zwiſchen 12,800—13,000 Fuß über dem Meere. Die mittlere Temperatur betrug an dieſen Orten vom 28. März bis 18. April 52½° F., das mittle Minimum bei Nacht 37½°. Azangaro iſt die Hauptſtadt der Provinz gleichen Namens und vorzugsweiſe die Stadt verborgener Schätze. Eine alte Ueberlieferung ſagt, daß die Indianer mit dem zum Löſegeld des gefangenen Inca Atahualpa beſtimmten Gold und Silber unterwegs geweſen ſeien, als ſie in Sicuani die Nachricht von ſeiner Tödtung durch Pizarro und zugleich von dem Inca Manco, der ſich in Cuzco befand, den Befehl erhielten, den Schatz nach einer „größeren Entfernung" in Sicherheit zu bringen, worauf ſie ihn in der Nähe dieſer Stadt vergruben. Asuan heißt „mehr", carun „entfernt"; daraus ſoll der Name Azangaro entſtanden ſein. Es wird allgemein angenommen, daß dieſer Schatz, ſieben Millionen Dollars an Werth, wie auch die koſtbaren Kirchengeräthſchaften, die, fünfzehn Maulthierladungen betragend, 1781 von Diego Tupac Amaru in die Stadt gebracht wurden, irgendwo verborgen ſeien und daß einigen Indianern die Stelle bekannt ſei, aber von ihnen nicht verrathen würde. Natürlicher Weiſe ſind verſchiedene Verſuche gemacht worden, dieſe Schätze zu entdecken, und ein Unterpräfect hat unter dem Fußboden der Kirche mehrfache Nachgrabungen vornehmen laſſen, die aber keinen Erfolg gehabt haben. Vor nicht gar langer Zeit war dem Unterpräfecten von einem alten Indianer, der in dem Hauſe, wo der Inca Diego Tupac Amaru gewohnt hatte, Diener geweſen war, die Mittheilung gemacht worden, daß man bei einer Eingrabung an einer von ihm bezeichneten Stelle ungefähr zwei Fuß tief auf eine Schicht Flußſand, dann auf ein Schicht Kalk und Mörtel und endlich tiefer unten auf eine Schicht großer Steine ſtoßen würde, unter welchen der Schatz vergraben liegen ſollte. Die Ausgrabung

wurde vorgenommen und die Erwartungen waren aufs Höchste gespannt, als man die Schichten genau so vorfand, wie der Indianer sie angegeben hatte; von einem Schatze aber war nichts zu entdecken. Vielleicht hatte der Indianer das Geheimniß nur halb gewußt oder nur halb mitgetheilt; vielleicht waren diese Schichten nur ein Merkmal, von welchem aus in gewisser Richtung und in gewisser Entfernung die Stelle zu finden war, wo der Schatz verborgen lag. Aber diese Nachforschungen sind doch auch wieder nicht ganz erfolglos gewesen. Man hat unter Azangaro verschiedene unterirdische Gänge und Gewölbe entdeckt. Einer derselben, der erst vor einigen Jahren aufgefunden ward und offenbar ein Ueberrest aus dem Alterthum der Indianer ist, führte nach dem Hauptplatze der Stadt und endete in einer Vertiefung, wo man verschiedene Mumien mit goldenen Sonnen und Armspangen und goldenen, die Ohren bedeckenden Halbkugeln vorfand, die jetzt das Eigenthum meines Wirthes, Don Luis Quiñones, waren.

Azangaro ist eine Provinz, wo bedeutende Viehzucht und ein sehr bedeutender Käsehandel mit Arequipa und anderen Orten betrieben wird. Ich hatte große Mühe, die zur Fortsetzung meiner Reise nach Crucero nöthigen Thiere zu erlangen, und mußte mich endlich mit vier erbärmlichen kleinen Ponys begnügen.

Crucero liegt auf einer sumpfigen, sehr hohen Ebene und besteht aus einer Anzahl unbehaglicher Lehmhütten mit einer kleinen verfallenen Kirche. Es war in Folge heftiger Schneestürme ganz empfindlich kalt, und die Leute saßen, ohne sich an einem Feuer wärmen zu können, in ihre Mäntel eingehüllt und suchten bald nach Sonnenuntergang ihr Bett, das einzige behagliche Plätzchen ihres Hauses. Ich wurde von dem Unterpräfecten Don Pablo Pimentel, einem militärischen Veteranen und langjährigen Regierungsbeamten in Caravaya, sehr gastfreundlich aufgenommen. Dr. Weddell hat eine neue Gattung chinchonaartiger Pflanzen zu Ehren des würdigen, alten Unterpräfecten, der ihm so sehr gefallen hatte, Pimentelia genannt. Wir hatten von Puno bis hierher eine Reise von 151 englischen Meilen zurückgelegt, und ich verweilte einige Tage in Crucero, bevor ich nach den Chinchona-Wäl-

dern in den Thälern von Sandia und Tambopata aufbrach. Während dieſer Raſt hatte ich hinreichende Gelegenheit, von Don Pablo Pimentel und dem Richter Sennor Leeſdael ausführliche Kunde über die Provinz Cáravaya zu erlangen. Don Pablo hatte faſt jeden Theil derſelben bereiſt, und außerdem hatte ich ſchon in Arequipa von einem ehemaligen Unterpräfecten, Don Auguſtin Aragon, vielfache Erkundigungen eingezogen, ſo daß ich auch über diejenigen Theile von Caravaya, die ich nicht ſelbſt beſucht habe, einige Auskunft zu geben vermag, die den Inhalt des nächſten Abſchnittes bilden ſoll. Caravaya iſt eine Gegend, von welcher den europäiſchen Geographen nicht viel bekannt iſt und die meines Wiſſens noch kaum ein Reiſender beſchrieben hat.

---

## Sechſtes Kapitel.

Die Provinz Caravaya in hiſtoriſcher und geographiſcher Hinſicht.

Die peruaniſche Provinz Caravaya iſt von Flüſſen bewäſſert, die einen Theil des Flußgebietes eines der größten und am wenigſten bekannten Nebenflüſſe des Amazonenſtromes, des Fluſſes Purus, bilden. Der Purus iſt der einzige große vom Süden her in den Amazonenſtrom ſich ergießende Nebenfluß, deſſen Lauf noch nie erforſcht worden iſt. Wir haben genaue Berichte von dem Hullaga durch Maw, Smith, Pöppig und Herndon, von dem Ucayali durch Smyth, Herndon und Caſtelnau, und von dem Madeira durch Caſtelnau und Gibbon; aber von dem Purus, dem größten dieſer Nebenflüſſe, der wahrſcheinlich im Laufe der Zeit der wichtigſte wird, wiſſen wir ſo viel wie nichts. Nur ſeine Mündung und der Lauf ſeiner Zuflüſſe am Fuße der Anden ſind beſchrieben worden. Condamine und Smyth berichten von der bedeutenden Tiefe und Waſſermaſſe des Purus an ſeiner Mündung in den Amazonenſtrom; Herndon hörte von einem braſilianiſchen Handelsmann in Barra, der den Lauf dieſes Fluſſes eine Strecke weit aufwärts verfolgt hatte, daß derſelbe von bedeutender Größe und durch keine Hemmniſſe unterbrochen ſei, und Haenke ſpricht

auf Grund zuverlässiger geographischer Angaben, die er von Indianern gesammelt hatte, die Ueberzeugung aus, daß ein großer Fluß, der östlich von Cuzco den Anden entströme, westlich von der Mündung des Madeira den Amazonenstrom erreiche. Das ist die Summe unserer Kenntniß von der Mündung und dem tieferen Laufe des Purus. Seine Zuflüsse bewässern die östlichen Abhänge der Anden von der Breite von Cuzco bis an die Grenze von Bolivia, indem diese Grenze die Flüsse, die sich auf der peruanischen Seite in den Purus ergießen, von denjenigen scheidet, die auf der bolivianischen Seite den Beni speisen. Diese Zuflüsse des Purus theilen sich in drei verschiedene Gebiete; das äußerste nördliche und östliche enthält die Flüsse, welche durch das große Thal von Paucartambo fließen und sich unter dem Namen Madre de Dios oder Amaru-mayu vereinigen; die Flüsse des mittlern Gebiets bewässern die Schluchten von Marcapata und Ollachea, und das südliche und östliche besteht aus den zahlreichen Flüssen der Provinz Caravaya bis an die Grenze von Bolivia, welche als Ynambari zusammenfließen. Der Madre de Dios und der Ynambari bilden vereinigt den Fluß Purus.

Das Flußgebiet von Paucartambo ist das einzige, das von neueren Forschern beschrieben worden ist. Zur Zeit der Spanier wurden die dasselbe bildenden Flüsse näher untersucht und an ihren Ufern Cacao- und Coca-Pflanzungen angelegt, und gegen Ende des vorigen Jahrhunderts wurde eine Expedition zur Erforschung des Laufes des Madre de Dios ausgesendet. Nachdem Peru seine Unabhängigkeit erklärt hatte, sendete General Gamarra, der erste republikanische Präfect von Cuzco, eine Expedition aus, welche den Zweck hatte, die Pflanzungen in dem Thale von Paucartambo gegen die Gewaltthätigkeiten der wilden Chuncho-Indianer zu schützen und den Lauf des Madre de Dios zu erforschen. Der Anführer dieser Expedition, Dr. Sevallos, lebt jetzt als sehr alter Mann auf einer Farm in den Wäldern von Caravaya, hat aber unglücklicher Weise sein Tagebuch verloren. General Miller, der 1835 eine Expedition nach derselben Gegend unternahm und weiter vordrang als irgend ein Forscher vor oder nach ihm, hat nur einen sehr kurzen

Bericht in der Zeitschrift der K. geographischen Gesellschaft geliefert, während sein viel reichhaltigeres Tagebuch ungedruckt geblieben ist. Im Jahre 1852 besuchte der amerikanische Lieutenant Gibbon die Thäler von Paucartambo, und im folgenden Jahre verfolgte ich selber einen Theil von dem Laufe ihres Hauptflusses, des Tono. Eine spätere, von einigen peruanischen Abenteurern unternommene Expedition blieb ohne Erfolg. Seitdem haben die wilden Chuncho-Indianer ihre Angriffe auf die in diesen Thälern befindlichen Pflanzungen fortgesetzt, und gegenwärtig ist davon nicht eine mehr vorhanden.

Folgt man den östlichen Anden-Abhängen nach Süden und Osten, so kommt man zunächst zu den Flüssen, welche die Thäler Marcapata und Ollachea bewässern, von welchen jedoch nicht viel bekannt ist. Diese Thäler liegen in der Provinz Quispicanchi und im Departement Cuzco, und sie sollen in früherer Zeit mit Vortheil bebaut worden sein und viele Coca-Pflanzungen enthalten haben. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts fand ein Jesuit in einem Berge des Thales Marcapata, Camante genannt, Gold, und eine spanische Gesellschaft, die daselbst eine Goldwäscherei anlegte, beschäftigte in der Folge mehrere hundert Indianer und gewann auf jenem Berge Gold in Klumpen, bis eines Tages, ungefähr 1788, ein ungeheurer Erdsturz alle Arbeiter auf immer verscheuchte. Vierzig Jahre nach diesem Ereignisse gab es in Marcapata weder Coca-Pflanzungen noch Goldwäschereien mehr, bis 1828 der Cura des Dorfes gleichen Namens aufs Neue einen Weg in die Thäler öffnete und mit einigen Genossen wieder mehrere Coca- und Fruchtpflanzungen anlegte. Im Jahre 1836 traten mehrere junge Unternehmer zu einer Gesellschaft zusammen, welche den lange verlornen Goldberg Camante wieder aufsuchen wollte, aber keinen praktischen Erfolg erreichte. Dann trat 1851 Oberst Bolognesi an die Spitze einer Expedition zur Sammlung von Chinarinde in den Wäldern von Marcapata. Sein Gefährte war ein junger Engländer, Namens George Backhouse. Sie drangen in die Wälder ein, bis sie auf verschiedene Haufen der wilden Chuncho-Indianer stießen, die anfänglich durch Geschenke, aus

Messern und anderen Kleinigkeiten bestehend, gewonnen und sogar veranlaßt wurden, dem jungen Backhouse und seinen Leuten beim Rindensammeln behilflich zu sein, aber weil sie sich der Arbeit nicht annahmen, die in Backhouse's Dienst stehenden Indianer so sehr erbitterten, daß es zu einem Kampfe kam, in welchem der junge Backhouse und all seine Leute ermordet wurden. Bolognesi sammelte eine kleine militärische Streitmacht und schlug sich, in die Wälder eindringend, Tag für Tag mit den Chunchos herum, war aber doch so glücklich, tausend Centner Rinde zu gewinnen. Auch Spuren der alten Goldwäschereien wurden bei diesem Unternehmen aufgefunden, aus welchem zugleich zu ersehen ist, daß beschwerliche Wege und Fieber nicht die einzigen Gefahren sind, die man bei der Aufsuchung von Chinchona-Pflanzen zu fürchten hat.

Von Marcapata bis zur Grenze von Bolivia erstreckt sich endlich, 180 englische Meilen weit, längs desjenigen Theils der östlichen Anden, der als die Schneekette von Caravaya bekannt ist, das Gebiet, wo die zahlreichen Flüsse entspringen, die sich schließlich zu dem Ynambari vereinigen. Madre de Dios, Marcapata und Ynambari sind demnach die drei großen Quellen des Purus, und die Nebenflüsse des letztern bewässern die Provinz Caravaya. Wir finden diese Gegend zuerst in den Schriften des alten Inca-Historikers Garcilasso de la Vega erwähnt, welcher sagt: „Die reichsten Goldminen Peru's sind diejenigen von Collahuaya, von den Spaniern Caravaya genannt, wo man viel und sehr gutes Gold von vierundzwanzig Karat findet.“ Auch der Jesuit Acosta erwähnt „das berühmte Gold von Caravaya in Peru.“ Nach der Besiegung des jüngern Almagro in der Schlacht von Chupas 1542 gingen einige seiner Gefährten über die Schneekette und stiegen in die großen tropischen Wälder von Caravaya hinab, wo sie Flüsse entdeckten, deren Sand ungewöhnlich goldreich war. An den Ufern dieser Flüsse bauten sie die Städte Sandia, San Gavan und San Juan del Oro. Es wurden große Summen in Gold nach Spanien gesendet und die letztgenannte Ansiedelung erhielt von Karl V. den Titel einer königlichen Stadt. Schließlich aber wurden die Goldwäscher von den wilden Chuncho-

Indianern des Sirineyri-Stammes überfallen und überwältigt. Im folgenden Jahrhundert wurden die Goldwäschereien in Caravaya von gewissen Mulatten betrieben, welchen der König zur Belohnung für ihre goldbringenden Bemühungen die Gewährung jeder Gnade zusagte, welche sie sich ausbitten würden. Die Mulatten baten um die Erlaubniß sich „Sennores" nennen und in jede Stadt auf weißen, mit rothem Geschirr und klingenden Glöckchen geschmückten Maulthieren einziehen zu dürfen. Auch sie wurden schließlich verjagt, weil sie in der Trunkenheit den Priester von San Juan del Oro während des Messelesens auf den Kopf geschlagen hatten. Es giebt in verschiedenen Theilen von Caravaya noch mancherlei Spuren von den Goldwäschereien dieser Mulatten. Die Spanier fuhren jedoch noch lange Zeit fort, die goldhaltigen Flüsse von Caravaya auszubeuten, und legten in einigen von vorspringenden Zweigen der Cordilleren gebildeten Schluchten Coca- und Kaffeepflanzungen an. Gold blieb jedoch das Erzeugniß, wodurch Caravaya sich vorzugsweise auszeichnete. Im Jahre 1615 sprach der Vicekönig Marquis von Montes Claros von den reichen Goldwäschereien von Caravaya und sein Nachfolger, der Prinz von Esquilache, schrieb darüber 1620 einen langen Bericht. Das reichste Bergwerk von Caravaya scheint damals Apocuma gewesen zu sein, das, wie es scheint, seit fünfzehn Jahren von mehreren vereinigten Unternehmern betrieben worden war, welche bei dem Vicekönig zur vollständigeren Ausbeutung der Werke und damit das königliche Fünftheil sich vermehre, um eine „Mita" von Indianern nachsuchten. Der Vicekönig gewährte ihnen eine solche „Mita" für einen Umkreis von mehreren Meilen, jedoch mußten sie sich verpflichten, jedem der auf diese Weise ihnen dienstpflichtig gewordenen Indianer monatlich drei Dollars und außerdem gesalzenes Fleisch und andere Lebensmittel zu verabreichen. Im Jahre 1678 belief sich das königliche Fünftheil von den Goldwäschereien von Caravaya auf 806 Dollars für drei Monate. Von dieser Zeit bis zum siebzehnten Jahrhundert waren Franciskaner-Missionäre unter den wilden Chunchos der Wälder von Caravaya thätig. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts wurde Caravaya von

Peru getrennt und dem Vicekönigthum Buenos Ayres einverleibt, und die aus Weißen und civilisirten Indianern bestehende Bevölkerung belief sich damals auf ungefähr 6500 Seelen. Kurz zuvor, am 15. December 1767, war die Stadt San Gavan mit 4000 Familien und einem bedeutenden Schatze von den Carangas und den Suchimani-Chunchos überfallen und vollständig zerstört worden. Die Stadt San Juan del Oro war einige Zeit zuvor verlassen worden, und jetzt weiß man kaum noch die Stätte anzugeben, wo diese Städte einst standen. Als Peru seine Unabhängigkeit erklärt hatte, wurde Caravaya ein Theil des peruanischen Departements Puno.

Im Juli 1849 entdeckten zwei Brüder Namens Poblete, die Chinchona-Rinde suchten, in dem Sande der Caravaya-Flüsse eine große Menge Goldstaub. Natürlicher Weise war die Kunde von dieser Entdeckung schnell und weit verbreitet und Caravaya wurde das Californien Südamerika's. Bis zum Jahre 1852 strömten allerlei Abenteurer, namentlich viele Franzosen, herbei, von welchen jedoch die meisten mit leeren Händen zurückkehrten; gegenwärtig ist der ganze Lärm wieder verstummt. Der Chinarinden-Handel, der einst so ergiebig war und in welchem viele Peruaner außerordentliche Thätigkeit und Ausdauer zeigten, hat seit 1847 aufgehört, weil der üble Gebrauch, die Calisaya-Rinde mit geringeren Sorten zu vermischen, die Waare von Caravaya in schlechten Ruf gebracht und schließlich unverkäuflich gemacht hatte. Diese Fälschung geschah entweder in betrügerischer Absicht oder aus Unwissenheit. Im erstern Falle hätte man sehr kurzsichtig gehandelt; Don Pablo Pimentel, der 1846 Unterpräfect von Caravaya wurde, erklärt jedoch, daß es aus Unwissenheit geschehen sei, indem die Rindensammler die „Motosolo" (C. micrantha) und „Carhua-Carhua" (Cascarilla Carua) für Calisaya-Rinde gehalten hätten.

Was die geographische Beschaffenheit dieser interessanten Provinz anlangt, so besteht dieselbe aus einer schmalen Hochebene, die an die von Azangaro grenzt, aus einem ungefähr 120 englische Meilen langen Theil der Schneekette der östlichen Anden und den ungeheuren tropischen Wäldern, die sich ostwärts nach der Grenze

von Braſilien hin erſtrecken. Sie grenzt im Oſten und Süden an Bolivia, nordweſtlich an die Provinz Quispicanchi im Departement Cuzco, nördlich und nordöſtlich an grenzenloſe Wälder und weſtlich an Azangaro. Die Hochebene weſtlich von den Schnee-Anden nimmt die ganze Länge der Provinz, eine Ausdehnung von 120 engl. Meilen ein, iſt aber nur von fünf bis zu zehn engliſchen Meilen breit. Sie liegt 13,000 Fuß über dem Meere und hier wurde ungefähr vor einem Jahrhundert, nach der Zerſtörung von San Gavan, die Stadt Crucero begründet. Dieſe ſchmale Ebene, die man als den am meiſten geeigneten, gegen die Angriffe der wilden Indianer geſchützten Mittelpunkt der Provinz zur Anlegung der Hauptſtadt auserwählt hat, iſt ſehr ſumpfig und kalt und mit langen Büſcheln des Ychu-Graſes bedeckt. Sie dient zum Weideland für ungeheure Heerden von Schafen und jenen eigenthümlichen, zuerſt vom Cura Cabrera 1826 aus einer Kreuzung der Alpaca und der Vicuña erzeugten Baſtardthieren, den ſogenannten „Paco-Vicuñas", deren ſchwarze und weiße lange feine Wolle das ſchönſte ſeidenartige Gewebe giebt.

Aber der größte und einzig wichtige Theil von Caravaya beſteht aus den waldbedeckten Thälern öſtlich von den Anden. Auf der öſtlichen Seite erhebt ſich dieſe Gebirgskette von einem Plateau von 14,000 Fuß Meereshöhe jählings zu ſchneebedeckten Gipfeln, auf der weſtlichen Seite aber ſenkt ſie ſich plötzlich zu tropiſchen Thälern hinab. Nordwärts laufen von der Hauptgebirgskette lange Gebirgszweige aus, die allmälig an Höhe abnehmen, aber zuweilen erſt in einer Entfernung von ſechzig oder achtzig engliſchen Meilen in den endloſen, waldbedeckten Ebenen des Innern Südamerika's ihr Ende erreichen. Die Thäler zwiſchen dieſen Gebirgszweigen ſind von zahlreichen Flüſſen bewäſſert, die dem Ynambari zufließen, und in dieſen Thälern, am Fuße der Hauptkette der öſtlichen Anden, liegen die wenigen Dörfer, Coca- und Kaffeepflanzungen Caravaya's. Durch dieſe langen Gebirgszweige und tiefen Thäler unterſcheidet ſich Caravaya in ſeiner geographiſchen Eigenthümlichkeit von dem nördlicher gelegenen Paucartambo, wo die Anden viel plötzlicher ſich in die Ebene neigen.

In den warmen Thälern ist der ganze Reichthum und die ganze Bevölkerung von Caravaya vereinigt. Die Bevölkerung besteht aus 22,000 Seelen, vorzugsweise Indianern, und ihr Reichthum, außer den Schafheerden auf der westlichen Hochebene, in den Erzeugnissen der Coca-, Kaffee-, Zuckerrohr- und Ajipfeffer-Pflanzungen, den Obstgärten und Goldwäschen. Genaue statistische Berichte sind in Peru unbekannt, aber es mag, so viel ich erfahren konnte, wohl ein jährlicher Ertrag von 20,000 Pfund Kaffee und 360,000 Pfund Coca erzielt werden. Hinsichtlich des Goldertrags konnte ich keine zuverlässigen Angaben erlangen.

Das am weitesten nördlich und westlich gelegene Thal Caravaya's ist das an Marcapata grenzende Thal Ollachea, wo am Fuße der Anden ein kleines Dorf liegt. Dann kommen die Thäler Ituata und Corani, das kleine Dorf Ayapata an der Quelle des gleichnamigen Flusses, und dreißig engl. Meilen tiefer nach dem Innern die Zuckerrohr-Pflanzung eines unternehmenden Peruaners, Namens Don Augustin Aragon, der durch die Lage seiner Besitzung zwischen der Vereinigung zweier Flüsse gegen die Angriffe der wilden Chunchos geschützt, von dem Dorfe Ayapata einen Weg nach seiner Pflanzung angelegt und sich überzeugt hat, daß es weit vortheilhafter ist, aus Zuckerrohr geistige Getränke zu bereiten als Gold zu graben oder Chinarinde zu suchen. Er ist ein Mann von großer Thätigkeit und reichlichen Mitteln, der jedem Plane zur Entwickelung der Hilfsquellen des Landes seinen Beistand widmen würde und mit Zuversicht des Tages harrt, wo ein Dampfschiff den Purus und Ynambari hinaufkommen und, mit den Erzeugnissen von Caravaya beladen, nach dem atlantischen Ocean zurückfahren wird.

Man vermuthet, daß die alte spanische Stadt San Gavan an dem Flusse gleichen Namens, ungefähr zwanzig engl. Meilen von Aragon's Pflanzung, gelegen habe. Die Stätte ist jetzt mit dichtem Walde überwachsen und seit der Zerstörung der Stadt noch nie untersucht worden; doch glaubt man, daß unter den überwachsenen Trümmern ungeheure Schätze verborgen seien, da der Ueberfall der Chunchos ein plötzlicher und zugleich erfolgreicher

war. Die wilden Indianer fragen nichts nach kostbaren Metallen und Gavan war der Hauptverwahrort für das in Caravaya gewonnene Gold. In früherer Zeit hatten die Chunchos mit den Spaniern in freundlichem Verkehr gestanden und sogar bei ihnen Dienste genommen; schließlich aber verwandelte die Tyrannei der letzteren diesen freundschaftlichen Verkehr in leidenschaftliche Erbitterung, deren Folge die Zerstörung von San Gavan war. Seitdem haben die Chunchos, die übrigens demselben Stamme angehören, wie die früher erwähnten wilden Indianer in den Thälern von Paucartambo, in einzelnen Stämmen in den Wäldern ihr Asyl gehabt, die unversöhnlichen Feinde aller Weißen und Inca-Indianer.

Weiter an den östlichen Abhängen der Anden nach Südosten hin und dem Dorfe Ayapata zunächst liegt in einer andern, tiefen Schlucht der Ort Ccoasa; dann folgen Usicayus, Phara und Limbani. Bei Phara giebt es mehrere ehemalige Bergwerke der erwähnten Mulatten und nicht weit davon liegt die berühmte Goldmine Aporuma. Auch geht über Phara der Weg nach den von den Brüdern Poblete entdeckten Goldgräbereien, die von 1849—1854 so viele unglückliche Abenteurer anlockten. Sie liegen nördlich von Phara, und der allmälig abwärts führende Pfad berührt ein kleines Dorf, La Mina genannt. Von hier gelangt man auf einem sehr gefährlichen, mit ungeheuren Schieferblöcken bedeckten und an furchtbaren Abhängen hinführenden Wege in einigen Stunden an die Ufer des Ynambari, der hier Huari-Huari heißt und siebenzig Ellen breit ist, und über welchen eine „Oroya", eine aus Seilen gebildete Brücke führt, auf welcher man in einer Art Netz oder Käfig, hoch über der schäumenden Fluth, nach dem andern Ufer gezogen wird. Auf der andern Seite, an der Vereinigung des Huari-Huari und des Goldflusses Challuma, liegt ein Ort, den einige französische Unternehmer „Versailles" genannt haben. Von hier bis zu den „Lavaderos" oder Goldwäschereien beträgt die Entfernung noch ungefähr achtzehn englische Meilen; der Weg führt in einer engen, bewaldeten Schlucht empor, und man muß auf dieser Strecke den Challuma nicht weniger als drei-

undfünfzig Mal durchwaten, wobei das Wasser bis an die Hüften reicht und jeder Fehltritt unvermeidliches Verderben bringt. Die Zuflüsse des Challuma, Quimzamayu, drei Flüsse genannt, entspringen in Bergen, die gänzlich von den Anden geschieden sind, und ihr Sand ist sehr goldreich. Unmittelbar über den Goldwäschereien erhebt sich ein Berg, Capacurco und von den Franzosen Montebello genannt, der aus Quarz und anderen Urfelsen besteht und sehr reiche Goldadern hat. Don Manuel Costas in Puno hatte hier ein Haus erbaut und eine Maschinerie zur Zermalmung des Quarzes errichtet, aber das Unternehmen scheiterte an der Mangelhaftigkeit der Maschinen und an der Schwierigkeit, durch solche Gegend die nöthigen Materialien fortzuschaffen. In dem Challuma wird jedoch noch immer von einigen Speculanten Gold gewaschen. Diese Goldsucher sind tiefer in die Wälder eingedrungen und dem Hauptstrome des Purus näher gekommen als irgend welche anderen Forscher, und ihre Entdeckung des Challuma und der goldhaltigen Berge an seinen Ufern hat Einiges zu unserer geographischen Kenntniß von diesem Lande beigetragen.

Die übrigen Dörfer am östlichen Abhange der Anden von Caravaya sind Patambuco, Sandia, Cuyo-cuyo, Quiaca, Sina und die Farm Saqui an der Grenze von Bolivia. Der Fluß Sandia hat eine seiner Quellen in der Nähe des zwanzig englische Meilen nordöstlich von Crucero gelegenen Passes, von wo aus er an Sandia vorbei und mehrere Meilen weit durch eine enge, zu beiden Seiten von großartigen, steil emporsteigenden Felsen eingeschlossene Schlucht fließt. Zwanzig Meilen unterhalb Sandia, in einer Schlucht Ypara genannt, beginnen 5000 Fuß über dem Meere die Coca- und Kaffeepflanzungen. Jenseit Ypara hört die Cultur auf und der Fluß ergießt sich, durch die Vereinigung mit dem Huari-Huari in seiner Wassermasse verdoppelt, mehrere Meilen weit zwischen Bergen, die bis zu ihrem Gipfel mit dichtem tropischen Wald bedeckt sind. Diese Gegend heißt San Juan del Oro und war einst wegen ihrer Goldwäschereien berühmt; hier befand sich die Stadt gleichen Namens. Die Wälder enthalten werthvolle Arten von Chinchona-Bäumen und waren bis vor ungefähr fünf-

zehn Jahren von zahlreichen Rindensammlern besucht. Ungefähr sechzig engl. Meilen westlich von Sandia erreicht der Fluß Hatunyunka oder „Valle Grande", wo die Bewohner von Sandia ausgedehnte Coca- und Kaffeepflanzungen haben. Der Bogen, den der Fluß für diese Entfernung macht, ist so bedeutend, daß die Bewohner von Sandia ihre Pflanzungen in Valle Grande unmittelbar erreichen können, wenn sie die Schlucht über Ypara verlassen und ihren Weg über die grasbedeckten Berge nehmen. Von Valle Grande aus fließt der Fluß an Versailles vorbei, wo er den Challuma aufnimmt und, mit den übrigen Flüssen von Caravaya sich vereinigend, schließlich den großen Ynambari bildet, der, mit dem Madre de Dios sich vereinigend, zum mächtigen Purus wird.

Der Fluß Huari-huari, der durch zwei von den Dörfern Sina und Quiaea ausgehende Flüsse gebildet wird, vereinigt sich ungefähr dreißig englische Meilen unter Sandia mit dem Flusse dieses Namens und ihre vereinigten Ströme bilden den Ynambari. Endlich entspringt in der Nähe der genannten Farm Saqui der Fluß Tambopata, gerade an der Grenze zwischen Peru und Bolivia, am Fuße einer Bergkette der östlichen Cordilleren. Nach einem Laufe von vierzig engl. Meilen nimmt er den Fluß San Blas auf, an dessen Ufern die Bewohner von Sina ihren Coca bauen, und achtzig Meilen tiefer vereinigt er sich mit dem Flusse Pablobamba, der auf einem Berge, Corpa-ychu, an der Grenze von Bolivia, entspringt und während seines ganzen Laufes nur durch eine einzige Bergkette von dem Tambopata getrennt wird. Die Grenze zwischen den beiden Republiken ist nie vermessen worden. Nach ihrer Vereinigung ergießen sich die beiden Flüsse in die ungeheuren waldbedeckten Ebenen, in welche sich allmälig die Zweige der Anden hinabsenken, und ihr Lauf ist von hier an unbekannt; doch glaube ich, daß der Tambopata sich unmittelbar in den Purus ergießt, ohne sich vorher mit dem Ynambari zu vereinigen.

## Siebentes Kapitel.

Caravaya. — Das Thal von Sandia. — Die Coca-Cultur.

Am 18. April, ſchon ziemlich ſpät am Nachmittag, brach ich, begleitet von dem Gärtner Herrn Weir, einem jungen Meſtizen, Namens Pablo Sevallos, und zwei Laſtmaulthieren, von Crucero auf, um die Reiſe nach den Wäldern anzutreten. Am zweiten Tage trafen wir in einer Hütte einen Mann mit rothem Geſicht, der ungefähr fünfzig Jahre zählen mochte und ſich Don Manuel Martel nannte. Er erzählte mir, daß er Oberſt geweſen und wegen der Treue, womit er ſeiner Partei angehangen, vielfach verfolgt worden ſei; daß er im Cascarilla-Handel viel Geld verloren habe und jetzt damit umgehe, in den Wäldern von Caravaya eine Lichtung zu machen, um Zuckerrohr zu bauen; er ſprach ferner von Herrn Haßkarl, der 1854 unter dem angenommenen Namen Müller Chinchona-Pflanzen geſammelt hatte, und verſicherte mir, daß, wenn irgend Jemand es jemals wieder wagen ſollte, Cascarilla- (Chinchona-) Pflanzen aus dem Lande zu führen, er das Volk aufſtacheln würde, dieſe Leute zu ergreifen und ihnen die Füße abzuſchneiden. Jedenfalls lag in ſeiner Großſprecherei einiger Bezug auf mich und ich vermuthete nicht ohne Grund, daß er auf irgend eine Weiſe von dem Zwecke meiner Reiſe Kenntniß erlangt hatte und darauf ausging, denſelben zu vereiteln. Ich hatte, ſeitdem ich Arequipa verlaſſen hatte, ſorgfältig jede Andeutung hinſichtlich meines Unternehmens vermieden. Martel ſagte, er gehe nach Poti, um Goldſtaub zu kaufen; ſo wurde ich glücklicher Weiſe ſeiner bald wieder ledig, und nachdem wir einen von Waſſergeflügel belebten Gebirgsſee berührt hatten, neigte ſich endlich unſer Weg in die goldenen Thäler von Caravaya hinab.

Auf der linken Seite bildete eine ſchwarze, ſenkrechte und wohl 2000 Fuß hohe Klippe die eine Seite des Abhangs; ich bemerkte hier einen kleinen Gletſcher, den einzigen, den ich an den Anden geſehen habe, während der kleine Fluß Huaccuyo mit einem langen Waſſerfall in die Schlucht hinabſtürzte. Für eine Strecke von

tausend Fuß bleibt die Vegetation noch eine magere alpenartige, aus grobem Gras und blühenden Kräutern bestehend. Indem wir tiefer hinabstiegen, wurde das Landschaftsbild immer großartiger. Die glatten Oberflächen der senkrechten Klippen glänzten hier und da im Schmucke schäumender Bäche, die theils wie dünne Faden, theils breiter über die Felsen sich ergossen oder aus den die Berge umziehenden flockigen Wolken hervorzustürzen schienen, während zackige, dunkle, mit glänzendem Schnee gestreifte Gipfel über den Nebel emporragten, der ihren Fuß verhüllte. Endlich überschritt der Weg einen Felsenrücken und brachte uns an den Gipfel der tiefen und engen Schlucht von Cuyo-cuyo.

Am Morgen des 20. April führte mich mein Weg durch eine schöne Schlucht nach der Vereinigung der Flüsse Sandia und Huaccuyo hinab, die sich von hier aus, als brausender Strom über ungeheure Felsenmassen stürzend, mit reißender Schnelligkeit durch die Schlucht hinab nach Sandia ergießen. Auf beiden Seiten erheben sich mehrere tausend Fuß hohe düstere Gebirgsmassen, deren phantastisch gestaltete Gipfel hier und da von leichten Wölkchen verschleiert sind. Die Vegetation wurde immer üppiger, je tiefer wir hinab kamen. Die niedrigen Sträucher wichen allmälig Bäumen und hohen Büschen. Ueberall stürzten Wasserfälle von den Gebirgen herab — einige als weiße Schaumflächen, die sich schließlich in ungeheure Betten von Farnkraut und Blumen zu ergießen schienen, andere als leichter Staub; ja, ein zwischen zwei Gipfeln hervorspringender Wasserfall schien sich in die unterhalb schwebenden Wolken zu stürzen. Das ganze Naturbild war so bezaubernd, daß man wenig Zeit hatte, an den überaus schlechten und an mehreren Stellen sehr gefährlichen Weg zu denken. Er glich an den besten Stellen einer steilen, durch ein Erdbeben zerstörten Treppe. Ungefähr vier Stunden von Cuyo-cuyo vereinigt sich der Bach Racorequi mit dem Sandia; von hier an wird zwischen dem Flusse und dem Gebirge, wo es die vorspringenden schroffen Klippen gestatten, Mais gebaut. Die Indianer wohnen in Hütten, die wie Horste, hier und da zwischen Maisterrassen, hoch oben an den Bergen hangen.

Sandia ist ein kleiner Ort, dessen Einwohner, was Sitten und Erziehung anlangt, die rauhesten Hinterwäldler und bis zum Uebermaß dem Genusse des Aguardiente und dem Cocakauen ergeben sind; aber sie sind warmherzig und gesellig, während sie in der Bestellung ihrer Kaffee- und Cocapflanzungen in der fernen Montaña, in der Anlegung von Wegen zwischen diesen Besitzungen und Sandia eine ziemlich lebendige Thätigkeit bekunden. Die reicheren Bewohner von Sandia haben sämmtlich mehr oder weniger indianisches Blut, und ihre Frauen und Töchter sprechen nur die Quichua-Sprache, so daß auf diese Weise hier eine engere Verknüpfung mit den Interessen und Gefühlen der Masse der Bevölkerung vorzuherrschen scheint, als dies in irgend einem andern Theile von Peru der Fall ist. Die Indianer des Districts Sandia zerfallen, abgesehen von den Bewohnern der Orte Sandia, Cuyo-cuyo und Patambuco, in sechs Stämme, die in zerstreuten Hütten auf den um Sandia gelegenen Bergen wohnen und theils Mais und Kartoffeln, theils Gerste und Alfalfa für die Maulthiere bauen. Die Bevölkerung des Kirchspiels von Sandia beläuft sich auf 7000 Seelen, wovon 4000 auf Sandia und seine sechs Stämme, 2000 auf das Dorf und die Schlucht von Cuyo-cuyo und 1000 auf Patambuco kommen. Fast tausend Einwohner raffte die furchtbare Pest des Jahres 1855 hinweg, die in allen Theilen der peruanischen Anden wüthete. Fast jede Indianerfamilie besitzt außer einigem bei Sandia gelegenen Lande eine kleine Coca- oder Kaffeepflanzung unten in der Montaña, wohin zur Erntezeit Männer, Frauen und Kinder sich auf den Weg machen. Ich habe in allen Gegenden der Anden wie auch in dem Thale von Sandia die Indianer jederzeit höflich und gefällig gefunden; sie grüßen stets mit einem „Ave Maria Taytay“ und einer Berührung des Hutes, wenn man ihnen begegnet. Sie sind allerdings zurückhaltend und schweigsam und oberflächliche Beobachter wollen darin einen Beweis von Dummheit erkennen, aber dies ist ein gewaltiger Irrthum, der durch ihre Geschicklichkeit im Schnitzen und in allen Zimmermannsarbeiten, im Malen und Sticken, durch die feinen Gewebe, die sie aus Vicuñawolle fertigen, durch die wahrhaft rührende Poesie ihrer

Liebesgeſänge und Yaravis, und durch die Traditionen ihrer Stämme, die ſie mit religiöſer Sorgfalt bewahren, hinreichend widerlegt wird.

Die Häuſer in Sandia ſind nichts weiter als Scheunen mit Lehmwänden und elenden Dächern, die das Waſſer durchlaſſen. Die ganze Familie ſchläft gemeinſchaftlich in demſelben Raume, wo am frühen Morgen ſich Schweine und Federvieh tummeln. In einem ſolchen Raume pflegt auch der Friedensrichter, Francisco Farſan, Recht zu ſprechen. Er ſitzt auf einer Art Lehmbank an einer Seite des Gemaches, wo ſein Bett aufgeſchlagen iſt, und der Angeſchuldigte und eine Anzahl Alcalden und Zuſchauer ſtehen vor ihm. Die Verhandlung beſteht in einem allgemeinen Durcheinanderreden, das ungefähr zehn Minuten dauert, worauf der Gefangene in das Gefängniß abgeführt wird. Die Friedensrichter haben von Zeit zu Zeit einen durch Zeugen beſtätigten Bericht über ihre Amtsthätigkeit an den „Richter erſter Inſtanz" in der Hauptſtadt der Provinz einzuſenden.

Da ich einmal von dieſen Localbehörden ſpreche, will ich zugleich der durch die Conſtitution von 1856 in ihre Hand gelegten Gewalt gedenken, erſtlich weil ich glaube, daß die durch dieſe Conſtitution verfügten Maßregeln einen dauernden und wohlthätigen Erfolg für das Volk haben werden, und zweitens weil die auf dieſe Weiſe mit einer gewiſſen Machtvollkommenheit ausgeſtatteten Leute ihren patriotiſchen Eifer dadurch zu bethätigen ſuchten, daß ſie mir und meinem Unternehmen Schwierigkeiten in den Weg legten. Nach einer Beſtimmung dieſer peruaniſchen Verfaſſung ſollte in der Hauptſtadt jedes Departements eine Junta Departmental eingeſetzt werden, deren Mitglieder auf dieſelbe Weiſe wie die Mitglieder des Nationalcongreſſes gewählt werden ſollten. Dieſe Juntas ſollten hinſichtlich des Emporkommens und materiellen Gedeihens des Departements Berathungen pflegen und Geſetze erlaſſen, die aber null und nichtig waren, wenn ſie irgend einem Geſetze des Congreſſes widerſprachen. Offenbar kann eine derartige Einrichtung nur darauf hinauslaufen, das Land in kleine Gemeinden mit verſchiedenen Intereſſen zu ſpalten, was in dünn bevölkerten und

halbcivilisirten Staaten sich stets als unheilvoll erwiesen hat. Ein sehr gut geschriebener Aufsatz über die Verfassung, in einer in Lima erscheinenden Zeitschrift, geht von derselben Ansicht aus und erklärt die Juntas Departmentales für die Anbahnung eines Föderativsystems, das stets die Zerstückelung der Länder in kleine entvölkerte Districte, wie in Mexico, Central-Amerika, Neu-Granada und der Argentinischen Republik, zur Folge gehabt und Bürgerkrieg, Anarchie und Auflösung herbeigeführt habe. Der Verfasser hätte jetzt auch noch die „Veruneinigten Staaten" von Nordamerika als Beispiel anführen können. Die Juntas Departmentales sind durch die verbesserte Verfassung von 1860 auch wirklich aufgehoben worden. Ganz anderer Art und zu denjenigen Einrichtungen gehörig, von welchen ich gesagt habe, daß sie einen wohlthätigen Einfluß haben würden, sind die Juntas Municipales, die in jedem Distrikt, wo sich dazu Veranlassung bot, eingerichtet und mit der Regelung der lokalen Fonds und der Förderung der Lokalinteressen überhaupt betraut worden sind. Sie haben aus den einflußreichsten Bürgern zu bestehen, die von ihren Mitbürgern gewählt werden. Der Verfasser des oben erwähnten Aufsatzes spricht von diesen Gemeindebehörden mit dem größten Lobe und sagt, daß sie von entschiedenem Nutzen wären, ohne in irgend einer Weise ein Föderativsystem anzubahnen. Sie werden jungen Leuten Gelegenheit geben, sich mit den öffentlichen Angelegenheiten bekannt zu machen, und sie allmälig für wichtigere politische Pflichten heranbilden. Ich betrachte diese Einrichtungen als eine nicht unwichtige Grundlage für eine bessere Zukunft Peru's, und so lange sie Thätigkeit zeigen, sei es auf richtigem oder falschem Wege, werden sie von Nutzen sein. Die Gewohnheit, an den öffentlichen Angelegenheiten thätigen Antheil zu nehmen, ist unter allen Umständen besser, als die Erstarrung und Gleichgültigkeit, die früher herrschte. Ich bemerkte während meiner Reise von Puno aus verschiedene Beweise von Thätigkeit dieser Behörden. In Lampa versuchte man eine Fabrik glasirter Ziegel in der Stadt wiederherzustellen; in Azangaro sammelte man Subscriptionen für eine über den Fluß zu legende Brücke, zu welcher ein Mitglied der Behörde die Hälfte der erforderlichen

Summe beigetragen hatte, und in Sandia war man beſchäftigt einen Bericht über den Zuſtand der Wege aufzuſetzen und die zu deren Herſtellung und Verbeſſerung erforderliche Summe zu berechnen. Außerdem aber ſuchten die Juntas Municipales von Sandia und Quiaca, namentlich die letztere, aus Gründen, die zwar ihre volkswirthſchaftliche Unkenntniß, zugleich aber auch ihre Thätigkeit und ihren patriotiſchen Eifer bekundeten, der von mir bezweckten Sammlung von Samen und Pflanzen der Chinchona allerlei Hinderniſſe in den Weg zu legen.

Die Municipalbehörde von Sandia beſtand aus dem Alcalde Municipal, der den Vorſitz führt, dem Teniente Alcalde, dem Syndicus, zwei Friedensrichtern, drei Regidoren, deren einer Don Manuel Mena war, und einem Secretär. Mein urſprünglicher Plan war geweſen, während dieſes Monats die Chinchona-Wälder zu unterſuchen, ſo viele meteorologiſche und andere Beobachtungen als möglich anzuſtellen und vielleicht eine kleine Sammlung von Pflanzen nach der Küſte zu ſenden; die Hauptſammlung von Pflanzen und Samen wollte ich aber erſt im Auguſt vornehmen, wo der Samen der C. Calisaya zur Reife gelangt. Ich war aber noch nicht zwei Tage in Sandia geweſen, als ich in Erfahrung brachte, daß jener Martel, den ich unterwegs getroffen, bereits an verſchiedene Einwohner geſchrieben und ſie ermahnt hatte, es nicht zu dulden, daß ich Chinchona-Pflanzen aus dem Lande führe, und die Sache vor die Municipal-Junta des Diſtricts zu bringen. In gleicher Weiſe war er auch, wie ich hörte, in den an die Chinchona-Wälder gränzenden Dörfern thätig geweſen. Meine Sendung fing an, im ganzen Lande beſprochen zu werden, und ich erkannte, daß ich nur auf Erfolg rechnen konnte, wenn ich das Werk der Pflanzenſammlung nicht um einen Augenblick länger verzögerte und damit den zur Verhinderung meines Unternehmens beabſichtigten Maßregeln wo möglich zuvorkam.

Sandia war der Ort, wo ich meine letzten Vorbereitungen zu einer Reiſe in die Wälder treffen mußte, denn jenſeit dieſes Ortes wurde die Möglichkeit, Lebensmittel und andere Bedürfniſſe zu erlangen, ſehr zweifelhaft. Ich kaufte einen ungefähr für einen

Monat hinreichenden Brodvorrath, der in dem Ofen des Cura, dem einzigen, der hier zu finden war, geröstet wurde und mit etwas Chocolade und Käse die für mich selber und den Gärtner bestimmten Vorräthe ausmachte; dann überredete ich den Richter, den Alcalden von vier Indianerstämmen zu befehlen, mir vier Indianer und zwei Last-Maulthiere zu stellen. Die Indianer hatten ihre Vorräthe an Lebensmitteln selber mitzubringen, wozu ich ihnen Geld vorstreckte. Nach vielfacher Verzögerung war meine kleine Expedition, aus mir selber, dem Gärtner Weir, dem Mestizen Pablo Sevallos, vier Indianern und zwei Maulthieren bestehend, zum Aufbruch bereit. Unsere Vorräthe waren in sechs lederne Säcke verpackt, die Thee und Zucker, Chocolade, geröstetes Brod, Käse, Lichter, Bouillonthee-Tafeln, Kleider zum Wechseln, Instrumente, Pulver und Schrot, und ferner ein Zelt, ein Luftbett, Guttapercha-Ueberwürfe, Ponchos, ein Holzmesser, eine Gartenkelle und Mais und gesalzenes Fleisch für Pablo und die Indianer enthielten.

Das Klima von Sandia ist um diese Jahreszeit überaus angenehm; die Tage sind bis spät am Nachmittag schön und hell und nicht zu heiß. Der vorherrschende Wind weht aus Nordost im Thale herauf; es ist der Passatwind, der über die ungeheuren waldbedeckten Ebenen des Innern hinwegstreicht und mit seinem warmen Hauche es bewirkt, daß Cuyo-cuyo ein weit milderes Klima, eine weit tropischere Vegetation hat als Arequipa, obgleich das erstere 3000 Fuß höher liegt als dieses. Gleich nach Sonnenuntergang wird es in Sandia ziemlich kalt, während um Mittag die Sonne sehr heiß ist. Die Gipfel der Berge sind gewöhnlich von leichtem Gewölk umgeben und auf den Mauern der Häuser wie an den Ufern des Flusses prangen in unendlicher Mannigfaltigkeit die schönsten Farnkräuter*).

Am 24. April, ziemlich spät am Nachmittag, brachen wir von

*) Das Thermometer zeigte während meines Aufenthaltes in Sandia zwischen dem 20. und 25. April 63 1/5° als mittle Temperatur, 50 1/2° als niedrigste Temperatur bei Nacht; 65° als höchste, 47° als niedrigste Temperatur.

Sandia auf und erreichten vor Eintritt der Dunkelheit das „Tambo" oder die Rasthütte Cahuan-chaca. Der Weg führt in der Thalschlucht abwärts längs schmaler den Fluß überhangender Klippen und ist nicht ungefährlich, die Landschaft aber ist prächtig und die Vegetation wird immer reicher und tropischer, je tiefer man hinabkommt. Einer von unseren Indianern entlief schon am ersten Tage, so daß uns nur drei blieben, die kaum im Stande waren, die Vorräthe fortzubringen. Diese drei aber, Andres Vilca vom Oruro-Stamme, Julian Ccuri vom Cuyo-cuyo-Stamme und Santos Quispi vom Apabuco-Stamme, bewährten sich als treue und willige Mitarbeiter. Es waren schmucke junge Männer, die ihr Haar in langen über den Rücken hangenden Flechten trugen und mit Beinkleidern und Hemden von grober Packleinwand bekleidet waren. Sie tragen ihre Bürden in Bündel geschnürt, die sie wieder in ein großes Laken schlagen, das über eine Schulter geworfen und über der Brust zusammengebunden wird. Mit diesen Bündeln, ccepis genannt, gehen sie tiefgebückt mit schnellen Schritten. In dieser Weise pflegen die Indianer in ganz Peru ihre Lasten und die Frauen ihre Kinder zu tragen. Das Tambo Cahuan-chaca ist nichts als ein Schuppen, auf einer Seite offen, und wir übernachteten hier in Gesellschaft von drei Indianern und einer Frau, die nach Hatun-yunca gingen, um die Coca-Ernte einzubringen, und ganz gut von gesalzenem Hammelfleisch, Eiern und Kartoffeln lebten.

In einer tiefen Schlucht fanden wir die ersten Chinchona-Pflanzen, junge Pflanzen der C. Calisaya (Josephiana), die mit ihren überaus schönen rosenfarbigen Blumen und rothgeäderten Blättern am Wege standen. Der Felsen, auf welchem wir uns befanden, war metamorphosirender Schiefer, unfossilisch, etwas glimmerartig und eisenhaltig mit hier und da vorkommendem Quarz, der Boden ein fester brauner Lehm. Das thierische Leben schien nicht sehr reichlich vertreten zu sein. Ich bemerkte viele große Tauben, einige Enten am Flusse, einen prächtigen Specht und eine große Anzahl schwalbenschwanzartiger purpurrother Schmetterlinge mit lichtblauen Flecken auf den Oberflügeln.

Die Gegend ist hier überaus schön. Hohe Gebirge mit funkelnden Wasserfällen sind bis zu ihren Gipfeln mit üppigem Grase bekleidet, während die Schluchten und Spalten mit blühenden Bäumen und Sträuchern angefüllt sind. An vielen Stellen auf halber Höhe erheben sich, Reihe über Reihe, mit Farnkräutern und Begonien eingefaßte Coca-Terrassen mit ihren zartgrünen Coca-Schößlingen, unter welche sich hier und da das dunklere Grün des Kaffees mischt.

Wir waren hier im Mittelpunkte der Coca-Cultur und ich will hier einen Augenblick inne halten, um einen kurzen Bericht von der Cultur jener Pflanze zu geben, die uns seither so vielfach begegnet war und die mir Kraft gab, zu Fuß und mit Leichtigkeit die ungeheuren Andenpässe zu überwinden.

Das Coca-Blatt ist für die peruanischen Indianer, was der Betel für die Hindus, Kava für die Südsee-Insulaner und der Tabak für die übrige Menschheit ist; aber sein Genuß hat kräftigende Wirkung, die jene anderen Reizmittel nicht hervorbringen. Es ist dieses beliebte Blatt bei den Peruanern schon seit den ältesten Zeiten in Brauch und sie betrachten es noch immer mit einer Art abergläubiger Verehrung. Zur Zeit der Incas war es der Sonne geweiht und der Huillac Umu oder Hohepriester kaute das Blatt während der Ceremonie; auch wurde es vor der Ankunft der Spanier, wie der Cacao in Mexico, als Geld gebraucht. Nach der Eroberung des Landes machten einige Fanatiker den Vorschlag, den Gebrauch des Coca-Blattes zu untersagen und die Pflanze auszurotten, weil sie dem alten Aberglauben gedient habe und weil ihr Anbau die Indianer von anderer Arbeit abzöge. Das zweite Concilium von Lima, aus den Bischöfen aller Theile Südamerika's bestehend, sprach 1569 über den Gebrauch des Coca das Verdammungsurtheil, „weil das Blatt nutzlos und verderblich und der Glaube der Indianer, daß das Coca-Kauen Kraft gebe, eine Täuschung des Teufels sei." Die spanische Regierung suchte den Coca-Bau aus besseren Beweggründen zu unterdrücken; sie verbot 1569 die Benutzung der Indianer als Zwangsarbeiter (mitas) zur Einsammlung von Coca-Blättern, wegen der angeblichen Ungesundheit der Thäler. Endlich wurde vom Vicekönig Don Francisco Toledo die Coca-

Cultur mit freiwilligen Arbeitern und unter der Bedingung, daß die Indianer gut bezahlt würden, wieder freigegeben. Dieſer fruchtbarſte aller peruaniſchen Geſetzgeber erließ über dieſen Gegenſtand allein, vom Jahre 1570—1574, nicht weniger als ſiebenzig Verordnungen. Coca iſt ſtets einer der wichtigſten Handelsartikel Peru's geweſen und wird ungefähr von 8 Millionen Menſchen gebraucht.

Die Coca-Pflanze (Erythoxylon coca) wird in einer Höhe von 5000—6000 Fuß über dem Meere in den warmen Thälern der öſtlichen Andenabhänge erbaut, wo Feuchtigkeit und Trockenheit faſt den einzigen Wechſel des Klima's ausmachen, wo Froſt unbekannt iſt und wo es mehr oder weniger in jedem Monat des Jahres regnet. Sie iſt ein Strauch von vier bis ſechs Fuß Höhe; ihre Zweige ſind gerade und wechſelweiſe ſtehend, die Blätter in Geſtalt und Größe den Theeblättern ähnlich, die Blumen einzeln mit einer kleinen gelblich-weißen Krone in fünf Blumenblättern, zehn Staubfäden von der Länge der Blumenkrone, herzförmigen Staubkolben und drei Piſtillen *).

Das Ausſäen geſchieht im December und Januar, wo der bis zum April fortdauernde periodiſche Regen beginnt. Der Samen wird auf einem kleinen Pflanzbeete, das gewöhnlich mit einem Dache überdeckt iſt, auf die Oberfläche des Bodens geſtreut, wo er nach ungefähr vierzehn Tagen aufgeht. Die jungen Pflanzen müſſen fortwährend begoſſen werden und durch das Dach (huasichi) gegen die Sonne geſchützt bleiben. Im nächſten Jahre werden ſie in einen durch gründliches Jäten vorbereiteten Boden verpflanzt, oft auf Terraſſen, die nur für eine einzige Pflanzenreihe Raum bieten. In Caravaya und Bolivia beſteht der Boden, in welchem die Cocapflanze wächſt, aus einem ſchwärzlichen Lehm, der durch die Zerſetzung des Schiefers entſtanden iſt, welcher den geologiſchen Grundzug des Gebirges bildet. Nach achtzehn Monaten geben die Pflanzen die erſte Ernte und können dann faſt vierzig Jahre lang

*) Juſſieu war der erſte, der 1750 Exemplare dieſer Pflanze nach Europa ſchickte. Dr. Weddell vermuthet, daß das coca von dem Aymaru-Worte kkoka, Baum, d. i. Baum par excellence, herkomme. Doch ſchreibt der Inca-Hiſtoriker Garcilaſſo de la Vega: „cuca".

nutzbar bleiben. Die erste Ernte, wobei man, um nicht die Wurzeln der zarten Pflanzen zu zerstören, die Blätter sehr vorsichtig einzeln abpflückt, heißt quita calzon, während die folgenden Ernten, die sich jährlich drei- auch viermal wiederholen, mitta (d. i. Zeit) genannt werden. Am ergiebigsten ist die Märzernte, unmittelbar nach der Regenzeit, am spärlichsten die Juniernte, mitta de San Juan genannt; die dritte Ernte, mitta de Santos genannt, fällt in den October oder November. Bei hinreichender Bewässerung genügen vierzehn Tage, die Pflanzen mit frischen Blättern zu bedecken. Die Ernte wird von Frauen und Kindern besorgt.

Die grünen Blätter, matu genannt, werden in ein Tuch gelegt, womit jeder Pflücker versehen ist, und dann auf dem zum Trocknen bestimmten Platze (matu-cancha) sorgfältig ausgebreitet. Das getrocknete Blatt heißt coca. Der zum Trocknen bestimmte Raum ist aus Schieferfliesen gebildet und sobald die Blätter gänzlich getrocknet sind, werden sie in cestos oder Säcke genäht, die aus Pisangblättern gefertigt sind, außerdem noch durch eine äußere Hülle von Leinen gesichert werden und deren jeder zwanzig Pfund wiegt. Der Sack coca wird in Sandia für acht Dollars verkauft, während in Huanuco die Arroba (25 Pfund) fünf Dollars kostet. Pöppig berechnete den Gewinn einer Coca-Pflanzung auf 45 Procent.

In heißen feuchten Lagen erzielt man die reichlichsten Ernten, doch wird das an trockenen Plätzen, an den Bergabhängen gewachsene Blatt für das wohlschmeckendste gehalten. Das Trocknen erfordert die größte Sorgfalt, denn wenn die Blätter bei zu viel Sonne zusammentrocknen, verlieren sie ihren Geschmack, während sie feucht verpackt sehr leicht stinkend werden.

Acosta sagt, daß zu seiner Zeit der Coca-Handel in Potosi jährlich 500,000 Dollars werth gewesen sei und daß im Jahre 1583 die Indianer 100,000 Cestos Coca verzehrt hätten, wovon in Cuzco ein jeder 2½, in Potosi 4 Dollars gekostet habe. Im Jahre 1591 wurde die Coca mit einer Steuer von 5 Procent belegt und im Jahre 1746 und 1750 brachte diese Steuer 8000 bezüglich 500 Dollars von Caravaya allein. Zwischen den Jahren

1785 und 1795 wurde der Coca-Handel in dem peruaniſchen Vicekönigreich auf 1,207,430 Dollars veranſchlagt, mit Einſchluß des Handels von Buenos-Ayres auf 2,641,487 Dollars. In dem Diſtrict Sandia giebt es zwei Arten von Coca, die von Ypara und die von Hatun-yunka, die ein größeres Blatt hat. Der Ertrag beträgt jährlich 45,000 Ceſtos. Der Coca-Handel iſt in Bolivia ein Regierungsmonopol; der Staat hat ſich das Recht vorbehalten, von den Producenten zu kaufen und an die Conſumenten zu verkaufen. Dieſes Recht wird gewöhnlich an den Meiſtbietenden verpachtet. Im Jahre 1850 brachte die Coca-Steuer dem Staatseinkommen von Bolivia 200,000 Dollars.

Die Coca-Production in Peru beträgt annähernd jährlich 15,000,000 Pfund, durchſchnittlich 800 Pfund auf den Acker; mehr als 10,000,000 Pfund werden jährlich in Bolivia erzeugt, ſo daß der jährliche Coca-Ertrag in ganz Südamerika, einſchließlich Peru, Bolivia, Ecuador und Paſto auf 30,000,000 Pfund veranſchlagt werden kann. In Tacna koſten 50 Pfund 9 bis 12 Dollars; die Schwankungen des Preiſes werden durch die leicht verderbliche Beſchaffenheit der Waare verurſacht, die ſich auf längere Zeit nicht in Vorrath aufbewahren läßt. Die Coca hält ſich an der Küſte durchſchnittlich fünf Monate; nach dieſer Zeit verliert ſie, wie es heißt, an Geſchmack und wird von den Indianern als werthlos verworfen.

Der Glaube an die außerordentliche Wunderkraft der Coca iſt bei den peruaniſchen Indianern ſo mächtig, daß man in der Provinz Huanaco, wenn ein Sterbender ein auf ſeine Zunge gelegtes Blatt zu ſchmecken vermag, dies für ein untrügliches Zeichen ſeiner zukünftigen Glückſeligkeit hält.

Jeder Indianer hat ſeinen, aus Lamatuch gefertigten, rothblauen und mit Quaſten geſchmückten chuspa oder Coca-Beutel an ſeiner Seite hängen, und wenn er Coca kauen will, ſetzt er ſich nieder, nimmt den Beutel vor ſich, ſteckt die Blätter eines nach dem andern in den Mund und kaut und dreht ſie ſo lange bis er eine Kugel gebildet hat. Hierzu bedient er ſich einer kleinen Quantität kohlenſauren Kalis, das aus dem Stengel der Quinoa-Pflanze

gewonnen wird. Man verbrennt denſelben, miſcht die Aſche mit Kalk und Waſſer und formt aus dieſer Maſſe kleine Kuchen oder ſpitzige Klumpen (llipta), die getrocknet und dann in einer hörnernen, zuweilen auch ſilbernen Büchſe ebenfalls in der „Chuspa“ aufbewahrt werden. Dieſe Kuchen ſchabt man mit einem ſpitzigen Inſtrument und ſtreut das Pulver auf das Kügelchen der Coca-Blätter. Das geſchieht während der Tagesarbeit gewöhnlich dreimal und jeder Indianer verbraucht täglich ungefähr drei Unzen Coca.

In den Bergwerken der kalten Region der Anden iſt Coca für die Indianer ein Genußmittel von großem Werthe; der laufende chasqui oder Bote hat auf ſeinen langen Reiſen über Gebirge und durch Einöden keine andere Nahrung als den Inhalt ſeines Coca-Beutels und etwas Mais; ebenſo der Hirt, der auf den Hochebenen ſeine Schafe weidet. Das Coca-Blatt hat einen angenehmen aromatiſchen Geruch und ſtrömt, wenn man es kaut, einen noch lieblicheren Duft aus, der mit einem leichten, auf den Speichel wirkenden Reiz verbunden iſt. Sein Genuß hat die Wirkung, daß man bei ſehr geringer Nahrung ein ſehr großes Maß von Anſtrengungen ertragen und ohne Athmungsbeſchwerden die ſteilſten Berghöhen erklimmen kann. Aus Coca-Blättern bereiteter Thee ſchmeckt faſt wie grüner Thee und hat, bei Nacht getrunken, in hohem Grade die Eigenſchaft, wach zu erhalten. Aeußerlich angewendet lindert Coca durch Erkältung entſtandene rheumatiſche Schmerzen und heilt Kopfweh. In Uebermaß genoſſen iſt Coca wie Alles der Geſundheit nachtheilig, doch iſt von allen narcotiſchen Genußmitteln der Menſchen die Coca das unſchädlichſte, das lieblichſte und kräftigendſte. Der wirkende Grundſtoff des Coca-Blattes iſt vor einigen Jahren von Dr. Niemann ausgeſchieden und „Cocain“ genannt worden. Reines Cocain kryſtalliſirt ſehr ſchwer, iſt in Waſſer nur wenig auflösbar, leicht auflösbar dagegen in Alkohol und noch leichter in Aether.

Ich kaute Coca, ſeit meiner Abreiſe von Sandia, zwar nicht beſtändig, aber doch ſehr häufig und fand, abgeſehen von ſeiner angenehmen Wirkung, daß ich mit weit geringerer Unbequemlichkeit, als es ſonſt der Fall geweſen ſein würde, lange ohne Nahrung

bleiben und mit einem Gefühl der Leichtigkeit und Elaſticität und ohne den Athem zu verlieren die ſteilſten Höhen überwinden konnte. Man könnte dieſer Eigenſchaften wegen das Coca-Kauen allen Alpenreiſenden und überhaupt allen Fußreiſenden empfehlen, wahrſcheinlich aber würden die Blätter durch die Seereiſe viel von ihrer Kraft verlieren; für die peruaniſchen Indianer dagegen, die ſich die Blätter ſchon einige Wochen nach der Ernte verſchaffen können, iſt die Coca eine leicht zu erlangende Erquickung, deren wohlthätige Wirkung nicht zu verkennen iſt.

---

## Achtes Kapitel.

Caravaya. — Allgemeine Bemerkungen über die Chinchona-Wälder.

Am Morgen des 27. Aprils gingen wir auf einer kunſtloſen Brücke über den Huari-huari und begannen die Erſteigung des jenſeitigen ſteilen Gebirges. Der Weg führte anfänglich durch einen dichten Wald und dann zu dem grasbedeckten Hochland empor, bis wir, nachdem mehrmals Halt gemacht worden war, den Gipfel der Bergkette erreichten. Wir hatten von hier aus nach allen Seiten hin eine ſehr weite Ausſicht. Hinter unzähligen Reihen von hintereinander liegenden Bergrücken erhoben ſich im Hintergrunde ungeheure Schneegipfel und mehr als tauſend Fuß unterhalb ſchlängelten ſich der Sandia und Huari-huari, nur noch als glänzende Faden kenntlich, durch die gewundenen Schluchten. Wir hatten jetzt die „Pajonales“ erreicht und befanden uns auf einer Bergkette zwiſchen den Flüſſen Laccani und San Lorenzo, die ſich mit dem Huari-huari vereinigen. Es war eine grasbewachſene, verhältnißmäßig kalte Gegend und das hier und da ſich erhebende Dickicht bildete gewiſſermaßen den Schopf der tropiſchen Wälder, welche die Wände der Schluchten bekleiden, durch welche ſich tief unten die Flüſſe dahin winden.

Bei Sonnenſchein geben dieſe „Pajonales“ eine ſehr anmuthige Landſchaft; die Grasflächen, mit hübſchen milchweißen Blumen

(sayri-sayri) geschmückt, sind von dichtem Gebüsch durchschnitten, das bald in Spalten und Wasserfurchen wächst, bald, wie in englischen Parks, in Gruppen sich zusammendrängt, während die anmuthigen Wipfel der Palmen und Farnbäume über alle übrigen Bäume emporstreben. Hier und da liegt am Saume eines Dickichts ein dunkler kleiner Teich, über welchen Chinchona- und Huaturu-Bäume ihre Zweige neigen; überall im Vordergrund öffnen sich die waldbewachsenen Schluchten und die Ferne begrenzen großartige Gebirgsreihen.

Die Vegetation der Dickichte in diesen „Pajonales" besteht aus Palmen, Farnbäumen, Melastomaceen mit prächtigen Blumen, allerliebsten Ericaceen, Vaccinien, Huaturu- oder Weihrauchbäumen und der Chinchona Caravayensis und einigen anderen Arten. Die C. Caravayensis, eine werthlose Species, hat Rispen von schönen rosigen Blumen, große haarige Samenkapseln und lanzenförmige Blätter, die oberhalb glatt und von purpurrothen Adern durchzogen, unterhalb haarig sind. Sie kann wahrscheinlich größere Kälte vertragen als irgend eine andere Chinchona-Art.

Wir verbrachten den Nachmittag unter ziemlich erfolglosen Bemühungen, Pflanzen der strauchartigen C. Calisaya aufzufinden. Zwar fanden wir bei Durchsuchung der Dickichte ein einzelnes Exemplar, das offenbar zur Species Calisaya gehörte; aber es war 5680 Fuß über dem Meere wachsend kein Strauch, sondern ein Baum, der fast neunzehn Fuß hoch war und zwei Fuß über dem Boden acht und einen halben Zoll im Umfang hatte. Ich war ungewiß, ob derselbe zu der Baumgattung (Calisaya vera) oder zur Strauchgattung (Calisaya Josephiana) gehört, denn Weddell giebt die Höhe der letzteren nur auf acht bis zehn Fuß an.

An dem Ufer eines der dunklen von überhängenden Zweigen beschatteten Teiche fanden wir eine Hütte, die aus einem plumpen aus Gras gebildeten und von vier Pfählen getragenen Dache bestand, und hier schlugen wir unser Nachtlager auf. Die Hütte war wahrscheinlich von einigen Weihrauchsammlern aus Bolivia erbaut worden, die diese Wildnisse von Zeit zu Zeit durchstreifen. Von diesem Punkte aus war meinen Indianern der Weg nach dem

Tambopata-Thale unbekannt. Derſelbe war ſeit der Zeit des Rindenhandels, der vor ungefähr fünfzehn Jahren aufgehört hatte, nicht mehr betreten worden, und man vermuthete, daß der Wald ihn völlig geſchloſſen und überwuchert habe. Ich verließ daher ſehr früh am Morgen mit Andres Vilca unſern Lagerplatz, um zu kundſchaften. Der Bergrücken, den wir verfolgten, war nicht eben, ſondern wie eine Säge ausgezackt und ſehr beſchwerlich. Nachdem wir eine Strecke von ungefähr anderthalb Stunden zurückgelegt hatten, endete dieſer Bergrücken an einer querlaufenden niedrigeren Bergkette, welche die auf der andern Seite des San Lorenzo und Laccani ſich erhebenden Gebirge verbindet und die Schluchten abſchließend, die Quellen dieſer Flüſſe enthält. Dieſe Bergkette, Marunkunka genannt, iſt mit dichtem Walde bedeckt, in welchen wir uns alsbald den Weg bahnten. Für die erſten hundert Schritte ſtemmten ſich uns in der Geſtalt dicht gedrängt liegender umgefallener Bambusrohre mächtige Hinderniſſe entgegen und dann verfolgten wir den Lauf eines Baches, der in den Felſen einſchneidend einen vier bis ſechs Fuß tiefen und gegen drei Fuß breiten Pfad bildete, welcher von einem Geflecht dichter Farnkräuter und den Wurzeln rieſenhafter Waldbäume überwölbt und unterhalb mit einem zwei Fuß hohen zähen Schlamm bedeckt war. An manchen Stellen war es zur Mittagszeit faſt dunkel, während es an anderen den Sonnenſtrahlen gelang, das dichte Farnkraut-Geflecht zu durchdringen und dem düſteren Pfad ein bleiches Licht zu ſpenden. Der ganze Weg hatte etwas Zauberhaftes, Unheimliches. Nach mehrſtündigem, mühſamem Wandern hatten wir endlich die Bergkette Marun-kunka überſchritten und gelangten auf ein anderes „Pajonal" auf der Oſtſeite, wo ſich eine großartige Ausſicht auf die Wälder von Tambopata und die Schneegipfel der Cordilleren oberhalb Quiaca und Sina öffnete.

Wir brachten den Nachmittag wieder darauf zu, in den Büſchen Pflanzen der Calisaya Josephiana zu ſuchen; die C. Caravayensis war in Menge vorhanden; auch an Pflanzen der ſtrauchartigen Caliſaya und an einigen Normalbäumen der Caliſaya von 20 bis 30 Fuß Höhe fehlte es nicht. Es lag dieſe Gegend 5600 Fuß über

dem Meere. Später am Tage zogen wir weiter und der sehr beschwerliche Weg führte uns theils über grasige Pajonales, theils wieder durch ebenso dicht verwachsene Wälder wie auf dem Marunkunka. In einem dieser Wälder fand ich einen Calisaya-Baum, der 38 Fuß hoch war und ungefähr drei Fuß über dem dick mit Laub bedeckten Boden einen Fuß drei Zoll in Umfang hatte. Endlich begannen wir in das Tambopata-Thal hinabzusteigen; 1200 Fuß tief führte der Weg über schlüpferiges Gras und Gestein, dann durch einen Waldgürtel, bis wir plötzlich auf einen offenen Raum am Ufer des großen reißenden Flusses gelangten, wo eine Bambushütte stand. Sie war von einer kleinen Coca- und Zuckerrohrpflanzung umgeben, aber ihr Bewohner war abwesend. Mit rührendem Vertrauen hatte er die Thüre seiner Hütte offen gelassen und meine Indianer machten es sich bequem, während ich mit Weir das Zelt aufschlug.

Der Fluß Tambopata, von der Farm Saqui an der Grenze von Bolivia herabkommend, fließt hier in nördlicher Richtung. Den Fluß aufwärts sah ich einiges Rodeland, abwärts aber gab es nichts als Urwald. Zu beiden Seiten erhob sich eine großartige mit prächtigem Walde bedeckte Gebirgskette und durch die Mitte der Schlucht brauste der reißende hochgeschwellte Fluß. Das Gestein aller Gebirgsketten zwischen den Flüssen Huari-huari und Tambopata ist ein gelber Thonschiefer mit Massen von weißem Quarz.

Früh am Morgen zogen wir weiter nach dem Thale hinab. Wir kamen durch einen Wald prächtiger Bäume und an der Tambopata-Hütte vorüber, die mir von Dr. Weddell als der Punkt bezeichnet worden war, wo sich zu seiner Zeit die „Cascarilleros" oder Rindensammler hauptsächlich versammelt hatten. Nachdem wir durch den kleinen Fluß Llami-llami gewatet waren, der sich mit dem Tambopata vereinigt, kamen wir auf eine kleine mit Zuckerrohr bepflanzte Lichtung. Diese Pflanzung, die erst im December 1859 angelegt worden war und nach dieser Richtung den äußersten Posten der Civilisation bildete, war das Eigenthum eines unternehmenden und gefälligen alten Boliviers, Namens Don Juan de

la Cruz Gironda, der mit zwei jungen Söhnen und einigen Indianern in einer an zwei Seiten offenen Hütte wohnte und eifrig damit beschäftigt war, Wald zu lichten, Zuckerrohr zu bauen und mit einem von ihm selber hergestellten Brennzeug Rum zu bereiten. Außer Zuckerrohr baute er noch Mais und eßbare Wurzeln und begann bei unserer Ankunft eben seine „michca“ oder kleine Maisaussaat. Seine Leute machten mit langen Stangen ungefähr einen Fuß tiefe Löcher in den Boden, die vier bis sechs Körner aufnahmen und dann wieder geschlossen wurden. Diese Löcher sind vier Fuß von einander entfernt, denn der Mais erreicht hier eine ungeheure Höhe. Die Ackerwerkzeuge waren von der urthümlichsten Art. Gironda verwendet den kleinen Ertrag seiner Zuckerrohr-Pflanzung bis jetzt ausschließlich zur Bereitung von Spiritus oder Rum und etwas Sirup. Das Rohr wird mittelst einer sehr einfachen Mühle ausgepreßt.

Gironda gab mir nachstehenden Nachweis über Klima und Jahreszeit im Thale Tambopata, der einige Beachtung verdient, da dieses Thal der eigentliche Mittelpunkt der Region der C. Calisaya ist:

Januar: Unaufhörlicher Regen mit feuchter Wärme bei Tag und Nacht. Sonne fast immer verhüllt. Früchte reifen.

Februar: Unaufhörlicher Regen. Große Hitze. Sonne immer verhüllt. Eine Coca-Ernte.

März: Weniger Regen; heiße Tage und Nächte; wenig Sonne. Während der Regenzeit die meisten Bananen.

April: Weniger Regen; Hitze, feuchte Nächte und wenig Sonnenschein.

Mai: Ein regnerischer Monat, aber ohne heftigen und anhaltenden Regen. Die Zeit zum Pflanzen der Coca und des Zuckerrohrs, und zur sogenannten „Michca“ oder kleinen Maissaat, sowie zur Saat von Yucas, Aracachas, Camotes und anderer Wurzeln. Die Kaffee-Ernte beginnt.

Juni: Ein trockner heißer Monat; viel Sonne und wenig Regen. Coca-Ernte; Orangen und „Paecays“ reifen. Kühle Nächte, aber während des Tages ungeheure Hitze.

Juli: Der heißeſte und trockenſte Monat, aber mit kühlen Nächten. Selten Regenſchauer. Zeit zum Säen der Kürbiſſe und Waſſermelonen.

Auguſt: Gewöhnlich trocken. Baumblüthe. Monat zum Pflanzen.

September: Anfang der Regenzeit. Blüthezeit vieler Bäume. Coca-Ernte.

October: Zunehmender Regen. Mais-Ernte und Zeit zur „sembra grande“ oder großen Maisausſaat.

November: Heftige Regen. Eine Coca-Ernte.

December: Heftige Regen. Kürbiſſe reifen.

Die Bewohner des Thales Tambopata beſtehen aus Gironda, ſeinen zwei Knaben, einem gewiſſen Victorio Jovi Villalba und dem Cascarillero Martinez. Ein anderer Cascarillero, Namens Ximenes, war kurz vorher geſtorben. Sie leben mit ihren Familien an einem Punkte, der Huaccay-churu heißt, ungefähr eine Viertelſtunde am Llami-llami-Fluſſe aufwärts, wo es einige Hütten und eine kleine Waldlichtung giebt. Gironda's kleine Farm iſt die äußerſte bewohnte Stätte; jenſeit derſelben beginnt der endloſe Urwald, der ſich hunderte von Meilen nach der Küſte des atlantiſchen Oceans erſtreckt. Dieſer Wald iſt ſeit dem Jahre 1847, wo der Rindenhandel aufhörte, nicht durchwandert worden und iſt völlig geſchloſſen.

Nachdem am Tage unſerer Abreiſe von Sandia einer meiner Indianer entlaufen war, hatten die drei anderen und Pablo Sevallos die Vorräthe und anderen Reiſebedürfniſſe kaum noch fortbringen können; ich fand daher als ich Gironda's Lichtung erreichte, die Lenco-Huayccu heißt, daß ich nur noch auf ſechs Tage Lebensmittel hatte. Gironda war nicht viel beſſer daran und lebte von Wurzeln uud „Chuñus“ oder Kartoffeln, die man, um ſie zu erhalten, in den höheren Gegenden der Anden gefrieren läßt. Ich beſchloß jedoch, zur Aufſuchung von Chinchona-Pflanzen, auf ſechs Tage in den Wald einzudringen und mich hinſichtlich der Erlangung neuer Lebensmittel für die Rückreiſe nach Sandia auf Gironda's Gefälligkeit zu verlaſſen.

Ich war so glücklich, den Beistand des erfahrenen Cascarillero Mariano Martinez zu gewinnen, der schon dem Dr. Weddell bei dessen Besuche des Thales im Jahre 1846 als Führer gedient hatte. Er kannte sehr genau alle verschiedenen Arten der Chinchona-Bäume; war in dieser Waldeinsamkeit aufgewachsen und daher ein ausgezeichneter und erfahrener Waidmann, verständig, nüchtern, thätig und gefällig.

Am 1. Mai rüsteten wir uns zum Eintritt in den dicht verwachsenen Wald, den noch nie ein Europäer und außer den „Collahuayas" oder Weihrauchsammlern seit dreizehn Jahren kaum ein menschliches Wesen betreten hatte, und nachdem wir hier bis zum 11. Mai, mit Einrechnung der Pflanzen, die wir auf unserem Rückwege über die Pajonales zu sammeln gedachten, eine zur Füllung der in Islay bereit gehaltenen Gefäße genügende Anzahl von Chinchona-Pflanzen zusammengebracht hatten, so ging Weir nach unserer Rückkehr auf Gironda's Pflanzung, alsbald ans Werk, die Pflanzen sorgfältig in Moos zu verpacken, worauf sie in Matten eingenäht werden sollten. Ich selber begab mich inzwischen nach einer kleinen Lichtung einige Leguas in der Schlucht aufwärts, wo ein junger Mann, ein Neffe Gironda's wie ich gehört, eine C. Calisaya gepflanzt hatte. Die Lichtung lag auf einem steilen zum Flusse sich hinabneigenden Abhange und ihr einsamer Bewohner hatte sie zum Theil mit Kaffee und Coca bestellt. Der erwähnte Baum, eine Calisaya morada, war im Jahre 1859 als zwölf Zoll langer Wurzelschößling gepflanzt worden und war jetzt sieben Fuß hoch, während sein Stamm einen Umfang von 6 1/10 Zoll hatte und die Ausdehnung der längsten Zweige von einer Seite des Stammes bis zur anderen drei Fuß drei Zoll betrug. Er stand an einem steilen Abhange und am Rande einer Lichtung, nach Süden, Osten und Südosten ganz frei, während dicht hinter ihm, im Norden und Westen, waldbedeckte mächtige Gebirge sich erhoben. Der Boden, in welchem er wurzelte, bestand aus einem steifen gelblichen Lehm, zusammengesetzt aus vegetabilischen Stoffen und einer Zersetzung des weichen Thonschiefers. Es ist dies wahrscheinlich der einzige angepflanzte Chinchona-Baum in Peru. Auf dem Rückwege nach Lenco-huayccu

ſah ich eine Schaar von „Alectors“, großen den Truthühnern ähnlichen Vögeln, und ſehr viele Papageien, und als ich Gironda's Pflanzung erreichte, fand ich, daß Weir unſere Pflanzen bereits in Mattenbündel verpackt hatte, und daß wir ſomit ſchon am nächſten Morgen nach Sandia aufbrechen konnten.

Meine in den Chinchona-Wäldern angeſtellten Beobachtungen umfaßten eine Strecke von vierzig engl. Meilen längs der weſtlichen und eine Tagereiſe längs der öſtlichen Seite der Tambopata-Schlucht. Dieſe Gegend iſt mit geringer Ausnahme von dem Ufer des Fluſſes bis empor zu den Gebirgsgipfeln mit dichtem tropiſchen Walde bedeckt. Die Formation iſt überall, wie ich ſchon vorher bemerkt habe, ein nicht foſſiler, glimmerartiger, wenig eiſenhaltiger metamorphoſirender Thonſchiefer mit Quarzadern und die Flüſſe enthalten ſämmtlich mehr oder weniger Goldſtaub. Dem Wetter ausgeſetzt, verwandelt ſich dieſer Thonſchiefer ſchnell in einen zähen gelben Lehm, weiter unten iſt er ſehr brüchig und zerbricht leicht in dünne Schichten. Der durch die Zerſetzung des Geſteins gebildete und mit vegetabiliſchen Stoffen gemiſchte Boden iſt ein ſchwerer, gelblich brauner Lehm, aber es iſt an den felſigen Wänden der Schlucht ſehr wenig davon zu finden, wie es hier, an den wenigen ebenen Stellen und ſanfteren Abhängen in der Nähe der Flußufer ausgenommen, überhaupt keinen Boden von einiger Tiefe giebt. Forbes ſchreibt, indem er der großen Ausdehnung der ſiluriſchen Formation gedenkt, von welcher die Tambopata-Berge einen Theil bilden, das häufige Vorkommen goldhaltiger, gewöhnlich mit Pyriten verbundener Quarzadern der Nähe von Granit zu, von wo ſie in die ſiluriſchen Schiefer eingedrängt worden ſind. Bei der Abkühlung und Feſtigung des Granits iſt der Quarz dasjenige mineraliſche Element, das zuletzt kryſtalliſirt und feſt wird, und Forbes vermuthet, daß während der Abkühlung die durch die Kryſtalliſation der Beſtandtheile veranlaßte Ausdehnung den Quarz und das Gold in noch flüſſigem Zuſtande in die Spaltungen der benachbarten Gebirge eingedrängt und ſo die goldhaltigen Quarzadern gebildet habe. Dieſelben ſind nur in den Schieferfelſen entwickelt, welche, wenn ſolche Adern vorkommen, in der

Nähe von entweder ſichtbaren oder vorausſetzlich vorhandenen Granit-Eruptionen befindlich ſein müſſen.

Die Chinchona-Wälder, die ich in dem Tambopata-Thale unterſuchte, liegen zwiſchen 13° und 12° 30′ ſüdl. Br. An den Ufern des Fluſſes betrug die Meereshöhe 4200 Fuß, während die höchſten Gipfel der denſelben überhangenden Berge eine Höhe von ungefähr 5000 Fuß erreichten. Ich habe oben (Seite 266 und 267) eine allgemeine Ueberſicht von der Beſchaffenheit des Klima's während des ganzen Jahres gegeben, und mein Aufenthalt war von zu kurzer Dauer, als daß ich einen umſtändlicheren Nachweis über die einzelnen Monate geben könnte; doch habe ich nicht verfehlt, während meines Aufenthaltes in dem Thale ſorgfältige Beobachtungen anzuſtellen, die wenigſtens das während des Maimonats herrſchende Klima genauer erkennen laſſen. Das Ergebniß dieſer Beobachtungen war während der erſten Hälfte des Mai folgendes:

| | | |
|---|---|---|
| Mittle Temperatur . . . . . | 69 5/6° | F. |
| „ „ 7 Uhr Morgens | 68° | „ |
| „ „ 3 „ Nachm. . | 71 1/2° | „ |
| „ „ 9 „ Abends . | 69° | „ |
| Mittles Minimum bei Nacht . . | 62 5/7° | „ |
| Höchſter Temperaturgrad . . . | 75° | „ |
| Niedrigſter „ . . . . . | 56° | „ |
| Variation im Ganzen . . . . | 19° | „ |
| Mittle Variation in 24 Stunden . | 10 1/3° | „ |
| Größte „ „ „ „ . . | 15° | „ |
| Geringſte „ „ „ „ . . | 6° | „ |

Der Wind weht gewöhnlich während der Tageszeit im Thale aufwärts und die aufſteigenden Wolken werden von der kühleren Nachtluft verdichtet. Wir hatten daher bei Nacht faſt durchgängig Regen, gewöhnlich heftige Regengüſſe, aber zuweilen auch nur Sprühregen, die meiſt bis zum Vormittag anhielten. Gegen Mittag klärte ſich das Wetter zu einem ſchönen Nachmittag und nur zweimal regnete es den ganzen Tag. Das Thal und der Lauf des Fluſſes liegen nordnordweſtlich und ſüdſüdöſtlich.

Die drei werthvolleren Species der in Tambopata heimiſchen Chinchonas wachſen in verſchiedenen Höhenzonen und in Geſellſchaft anderer chinchonaartiger Pflanzen an den abhängigen Wänden der Schlucht. Von den Ufern des Fluſſes bis zu einer Höhe von ungefähr 400 Fuß beſteht der Wald aus Bambus, verſchiedenen Palmenarten, Farnbäumen, Paccays und anderen Leguminoſen, Laſionemas, Cascarilla Carua, der Chinchona micrantha und dem chinchonaartigen Baum, den Martinez Huiſapu nannte. Das iſt die niedere Zone. Die C. micrantha, die Martinez verde pallaja und motosolo nannte*), war im Mai in Blüthe. Ich fand ſie durchgehends an feuchten, niedrigen Stellen, und mehrere Bäume dieſer Art breiteten ihre großen eiförmigen Blätter und weißen, duftigen Blumenbüſchel ſogar unmittelbar über den Fluß. Die C. micrantha giebt eine gute Rinde und ich ſammelte ſieben gute Pflanzen dieſer Species.

Die mittle Zone liegt in einer Höhe von 400 bis 600 Fuß über dem Fluſſe und enthält die Caliſaya-Pflanzen. Hier beſteht die Vegetation hauptſächlich aus ungeheuren Balſam- und Federharzbäumen, Huaturus, Melaſtomaceen, Aceite de Maria (Eloeagia Mariae), Compadre de Calisaya (Gomphosia chlorantha) und einzelnen Bäumen der Cascarilla Carua, die eigentlich der niedern Zone angehören. Die jungen Bäume der C. Calisaya wachſen hier in Menge, aber die Cascarilleros hatten in früheren Jahren offenbar tüchtig Hand ans Werk gelegt, denn jeder einzelne Baum von einiger Größe war gefällt worden, obgleich viele der Wurzelſchößlinge wieder eine Höhe von 20 und 30 Fuß erreicht hatten und mit Samenkapſeln tragenden Riſpen bedeckt waren. Dieſe werthvollen Bäume waren am häufigſten unter den hier und da hervorragenden Felſenrücken, wo der Boden nicht ſo dicht mit Pflanzenwuchs bedeckt war und die jungen Pflanzen hinreichend Licht und Luft hatten, aber auch zugleich durch die Zweige höherer Bäume gegen die unmittelbare Einwirkung der Sonnenſtrahlen geſchützt

*) Dr. Weddell hielt ſie für eine von der C. micrantha von Huanuco verſchiedene Species und nannte ſie C. Affinis.

waren. Die Calisaya-Pflanzen auf dem Abhange Ceasa-sani hatten jedoch gar keinen Schatten und waren mit Samenkapseln bedeckt. Die C. Calisaya ist unstreitig der schönste Baum dieser Wälder. Seine Blätter sind dunkelgrün, glatt und glänzend, mit hochrothen Adern und einem grünen, roth eingefaßten Stiele, während die köstlich duftenden Blumenbüschel eine weiße Farbe, rosenfarbige Zacken und weiße Randhaare haben. Aber es ist wohl kaum zu bezweifeln, daß wir diese Bäume in diesen Wäldern nicht eben zu ihrem Vortheile sehen; sie waren hoch aufgeschossen, als hätten sie Sonne, mehr Licht und Luft und einen tiefern und reichern Boden gesucht. Martinez theilte mir mit, daß die Calisaya, wenn sie zu sehr von anderen Bäumen überschattet werde, die rothe Farbe der Stiele und Blattadern verliere und daß fünfzehn Leguas am Flusse abwärts (ich vermuthe ungefähr 4000 Fuß über dem Meere) die Blätter der Calisaya morada auf der ganzen unteren Seite purpurroth würden.

Gironda sowohl als auch Martinez sagten mir, daß es drei Arten vom Calisaya-Baum gebe, nämlich die Calisaya fina (C. Calisaya vera Wedd.), die Calisaya morada (C. Boliviana Wedd.) und die hohe Calisaya verde. Von letzterer sagten sie, es sei ein sehr großer Baum, der keine rothfarbigen Blattadern habe und gewöhnlich tief unten in den Thälern, fast in den offenen Ebenen wachse. Ein Baum von dieser Varietät soll sechs bis sieben Centner Rinde geben, während die Calisaya fina nur drei oder vier Centner giebt. Gironda wollte in der bolivianischen Provinz Muneeas einen solchen Baum gesehen haben, der zehn Centner „Tabla" oder Stammrinde gegeben habe.

Meine Bemerkungen hinsichtlich des Standes der C. Calisaya an den Wänden der Schlucht beziehen sich nur auf den Wald unterhalb Lenco-huayecu; oberhalb dieser Lage findet man sie nicht hoch an den Wänden der Gebirge, wahrscheinlich weil dieselben hier der Schneeregion der Cordilleren näher liegen. Der nächste Schnee mag, nach dem Fluge der Krähe berechnet, ungefähr vierzig englische Meilen von Lenco-huayecu entfernt sein. Ich fand auch, daß die Calisaya fina am Yana-mayu sehr zahlreich vertreten war,

während die Calisaya morada in dem oberen Theile der Schlucht beſonders reichlich vorkam. Aber es war für ein ungeübtes Auge ſehr ſchwierig, auch nur den geringſten Unterſchied zwiſchen dieſen zwei Varietäten zu entdecken; erſt wenn man die Blätter neben einander legte, war allenfalls zu erkennen, daß das Blatt der morada um einen Schatten dunkler grün war. Dr. Weddell hat in ſeinem Werke die Calisaya morada als eine verſchiedene Species Chinchona Boliviana genannt, iſt aber jetzt, wie ich vernehme, der Anſicht, daß ſie kaum mehr als eine Varietät der Calisaya vera ſei, da ihre Rinde meiſtens als die der letzteren geſammelt und verkauft wird. Keine von allen Pflanzen, die ich im Walde ſah, ließ ſich hinſichtlich der Kraft und Regelmäßigkeit des Wuchſes mit den Bäumen vergleichen, die Gironda's Neffe am Rande einer Lichtung gepflanzt hatte, und ich glaube, das kann als Beweis dienen, daß ein genügendes Maß von Licht und Luft für das kräftige Wachsthum der C. Calisaya unentbehrlich iſt, ſo lange es hinreichende Feuchtigkeit und in den erſten zwei Jahren genügenden Schutz gegen die ſengenden Sonnenſtrahlen giebt. Die C. Calisaya iſt ohne Zweifel die zarteſte und empfindlichſte von allen Species der Chinchona.

Oberhalb der Waldregion, wo die C. Calisaya wächſt, liegt die dritte oder obere Region von 600 bis 800 Fuß über dem Fluſſe. Hier, mitten in einer ſehr dichten und feuchten Vegetation, wo der Boden mit Farrnkräutern und Mooſen bedeckt iſt, findet man zuerſt die Bäume der C. pubescens und Pimentelia glomerata und etwas höher hinauf zahlreiche Bäume der zwei werthvollen Species der C. ovata, nämlich α) vulgaris und β) rufinervis, mit ſehr großen, eiförmigen Blättern, von welchen ſich die der letzteren Species durch dunkelrothe Adern auszeichnen. Mit ihnen wächſt die Cascarilla bullata, die noch etwas höher über die Linien dieſer Region hinausgeht. Die Rinde der Varietät β) rufinervis wird gewöhnlich zur Fälſchung der Calisaya benutzt, der ſie ſehr ähnlich iſt; ſie wird von den Cascarilleros zamba morada genannt, während die Varietät α) vulgaris unter dem Namen morada ordinaria bekannt iſt. Martinez erzählte mir von der Lebens-

zähigkeit der Zamba morada; ein Zweig, den er weggeworfen, habe, auf dem Mooſe liegend, nach vierzehn Tagen, wo er ihn wiedergefunden, noch immer Keime getrieben. Beide Varietäten der C. ovata geben werthvolle Rinde.

Oberhalb der Zone der C. ovata und dem Schnee der Cordilleren näher (denn tiefer thalabwärts ſind die Häupter der Gebirge mit Wald bedeckt) beginnen die offenen graſigen „Pajonales", die ich bereits beſchrieben habe. Hier iſt die Formation genau dieſelbe wie im Thale Tambopata, und die Vegetation des Dickichts, das in den Einſchnitten und Furchen wächſt und die graſigen Lichtungen durchzieht, beſteht aus Huaturus, Gaultheriae, Vacciniae, Lasiandrae und anderen Melaſtomaceen, Chinchonae, Palmen und Farnbäumen. Die Chinchonae beſtehen aus C. Caravayensis und der ſtrauchartigen Varietät der C. Calisaya, die von den Eingebornen ychu cascarilla genannt wird. Die Strauch-Caliſaya (β Josephiana) iſt gewöhnlich 6½ bis 10 Fuß hoch, aber ich fand ein nach meiner Meinung zu dieſer Varietät gehöriges Pflanzen-Exemplar, das eine Höhe von 18½ Fuß erreicht hatte, und dies veranlaßt mich zu der Anſicht, daß dieſe ſtrauchartige Caliſaya überhaupt nicht als eine Varietät der eigentlichen C. Calisaya zu betrachten ſein dürfte, ſondern daß ihr weniger aufſtrebender Wuchs wahrſcheinlich nur eine Folge der höheren Lage und des rauheren Klima's iſt. Weddell bemerkt, daß ihr Ausſehen, je nach der Lage, in welcher ſie gefunden werde, ſehr verſchieden ſei, und daß Farbe und Beſchaffenheit ihrer einzelnen Theile je nach dem Grade der Ausſetzung ſich veränderten. Ich fand die ſtrauchartige Caliſaya Ende April in Blüthe.

Unſer Weg führte uns durch zwei Pajonal-Regionen, wovon die eine über dem Thale von Sandia und die zweite zwiſchen dieſem und dem Thale von Tambopata lag. Die Meereshöhe der erſteren betrug 5422, die der letzteren 5600 Fuß. Es war zu Ende des Aprils und zu Anfang des Mais, als ich dieſe Gegenden bereiſte und ich bereiſte jede derſelben zweimal, ſo daß ein Auszug aus meinen meteorologiſchen Beobachtungen, obgleich ſie ſich nur auf den 25. bis 28. April und auf einige Tage in der

Mitte des Mais beſchränkten, einen ziemlich genauen Nachweis hinſichtlich des in dieſer Jahreszeit herrſchenden Klima's geben können.

| | | |
|---|---|---|
| Mittle Temperatur . . . . . | 59° | F. |
| Mittles Minimum bei Nacht . . . . | 52° | „ |
| Beobachteter höchſter Temperaturgrad | 67° | „ |
| „ niedrigſter „ | 49° | „ |
| Abweichung im Ganzen . . . . | 18° | „ |

Am frühen Morgen lagen gewöhnlich in den Schluchten große Maſſen weißer Wolken, während am Nachmittag ein dichter mit Sprühregen verbundener Nebel über das Pajonal zog.

Die ſtrauchartigen Caliſayas, die reichlich am Wege wuchſen, waren vollkommen ohne Schutz und Schatten und der Berg, auf welchem ſie wuchſen, lag gegen Weſten. Es iſt ein Höhenunterſchied von 1000 Fuß zwiſchen der Gegend, wo wir die ſtrauchartige Calisaya fanden, und der Region der eigentlichen Baum-Caliſaya in den Wäldern von Tambopata; und das ſtrauchartige Gewächs iſt auch dem Schnee der Cordilleren um viele Leguas näher. Dieſe Umſtände allein genügen, den Unterſchied der Eigenthümlichkeit dieſer zwei Formen der C. Calisaya zu erklären, und es iſt kaum zu bezweifeln, daß die Rinden der ſtrauchartigen Chinchona-Varietäten ſpeciell gut ſind, wenn ihr verbuttetes Wachsthum eine Folge örtlicher Höhe iſt.

Unſere Sammlung von Chinchona-Pflanzen war am 18. Mai vollendet und die Tambopata-Wälder hatten uns folgende Ausbeute gewährt:

| | | |
|---|---|---|
| C. Calisaya (calisaya fina) . . . . . | 237 | Pflanzen |
| C. Bolivia (calisaya morada) . . . . . | 185 | „ |
| C. ovata var. $\alpha$ vulgaris (zamba ordinaria) . | 9 | „ |
| C. ovata var. $\beta$ rufinervis (zamba morada) . | 16 | „ |
| C. micrantha (verde pallaya) . . . . . | 7 | „ |
| C. Calisaya var. $\beta$ Josephiana (ychu cascarilla) | 75 | „ |
| Im Ganzen | 529 | Pflanzen. |

## Neuntes Kapitel.

Reiſe von den Wäldern von Tambopata nach dem Hafen von Islay.

Am 11. Mai vollendete Herr Weir die Verpackung der Pflanzen und wir rüſteten uns, nachdem wir zuvor die Caliſaya-Bäume ausgewählt hatten, von welchen wir im Auguſt Samen zu erlangen gedachten, für den nächſten Tag zur Reiſe nach den Pajonales, als Gironda einen ominöſen Brief von Don Joſe Mariano Bobadilla, dem Alcalde Municipal von Quiaca, empfing, der ihm befahl, mich nicht eine einzige Pflanze wegführen zu laſſen, mich und denjenigen, der mir zum Führer gedient, zu verhaften und uns nach Quiaca zu ſenden. Ich erfuhr, daß Don Manuel Martel, der Mann, dem ich auf dem Wege nach Sandia begegnet war, ein allgemeines Geſchrei gegen meine Unternehmungen erweckt hatte und daß die Bewohner von Sandia und Quiaca durch die Behauptung aufgereizt worden waren, die Ausführung von Cascarilla-Samen werde ihr und ihrer Nachkommen Verderben ſein. So freundſchaftlich und gaſtfrei ſich Gironda nun auch bewieſen hatte, ſo fürchtete er doch als derjenige der einem Fremden erlaubt habe, ſeine Landsleute zu beeinträchtigen, die allgemeine Erbitterung auf ſich zu ziehn. Er verlangte, ich ſollte ſämmtliche Pflanzen wegwerfen bis auf einige wenige, die wir unbemerkt fortbringen könnten, und hätten wir unſere Schätze nicht fortwährend bewacht, ſo würde er, ohne uns weiter zu fragen, ſeine Abſicht ausgeführt haben. Ich erkannte, daß in einem ſchleunigen Rückzuge die einzige Hoffnung lag unſere Pflanzen zu retten, und ſetzte unſerm Wirthe auseinander, daß ſein Verlangen ungerechtfertigt ſei und daß wir nöthigenfalls unſer Eigenthum mit Gewalt vertheidigen würden. Zugleich richtete ich einen Brief an Don Joſe Bobadilla, worin ich ihm andeutete, daß ſeine Einmiſchung ein nicht zu rechtfertigendes Verfahren ſei, dem ich mich nicht fügen würde, daß die Functionen der Juntas Municipales, ſoviel ich die Beſtimmungen der Verfaſſung von 1856 verſtände, rein conſultativer und legislativer Art ſeien und keinerlei Executivgewalt umfaßten, und ſchließlich meine Anerkennung ſeines patriotiſchen Eifers, zugleich aber auch mein Bedauern ausſprach, daß

derselbe mit einem so beklagenswerthen Verkennen der wahren Interessen seines Landes vereinigt sein könnte. Trotzdem aber behielt ich die Ueberzeugung, daß schleunige Flucht unser einziges Rettungsmittel war, besonders als ich durch einen Indianer von Quiaca Kunde erhielt, daß Martels Sohn und Genossen, die den Brief gebracht hatten, nur die Vorhut einer Anzahl Mestizen wären, welche in dem Thale herabkämen, um mich zu ergreifen und meine Sammlung von Chinchona-Pflanzen zu zerstören.

So nahmen wir denn früh am Morgen des 12. Mai von unserm alten Freund Gironda, dessen gastfreundlicher Beistand uns vor Hungersnoth bewahrt hatte, und von dem ehrlichen Martinez herzlichen Abschied. Gegen Gironda sprach ich mein aufrichtiges Bedauern aus, daß am Schlusse unseres Beisammenseins noch ein Mißverständniß entstanden wäre, und Martinez versprach ich, dafür zu sorgen, daß ihm wegen der Dienste, die er mir geleistet, keine Belästigung widerführe. Die traurigste Zugabe des Reisens ist die Trennung von Freunden auf Nimmerwiedersehn.

Nach einem beschwerlichen Aufsteigen durch den Wald trafen wir Martels Sohn und seine Genossen an der Grenze des Pajonals. Sie hatten uns offenbar erwartet, machten aber keinen Versuch, uns aufzuhalten. Das Zurschautragen meines Revolvers mochte sehr wirksam sein, war aber an sich ganz harmlos, da das Pulver völlig feucht war. Der junge Martel fragte die Indianer in der Quichua-Sprache, wie sie es wagen könnten, die Pflanzen zu tragen, und rief ihnen nach, daß sie in Sandia ergriffen werden würden; gegen mich selber aber war er höflich und wir zogen ungestört weiter, obgleich nicht ohne Besorgnisse hinsichtlich dessen, was uns in Sandia erwartete.

Unser Weg führte durch dieselbe Gegend, die wir auf der Reise nach dem Tambopata-Thale kennen gelernt hatten. Am Rande eines Bergrückens widerfuhr uns der Unfall, daß das Lastmaulthier kopfüber zwanzig Fuß tief in den Abgrund und in eine dichte Masse von Bäumen und Gestrüpp stürzte. Wir sahen, wie das arme Thier mit den Beinen in der Luft herumschlug, aber es dauerte lange, ehe wir es erreichen konnten, und wir brauchten mehr als zwei

Stunden, ehe wir uns einen Weg gebahnt hatten, auf welchem wir es wieder emporbringen konnten. Wir lagerten für die Nacht auf dem Pajonal und erreichten am nächsten Tage nach einer beschwerlichen Wanderung von zwölf Stunden das Ypara-Tambo im Thale Sandia. Herr Weir hatte unterwegs noch zwanzig Pflanzen der Calisaya Josephiana gesammelt. Am 14. Mai setzten wir unsere Reise nach Sandia fort und sammelten auf dem Pajonal von Paccay-samana noch weitere fünfundzwanzig Pflanzen der Calisaya Josephiana, größentheils Samensprößlinge.

Das Wasser der zahlreichen Wasserfälle ist sehr erfrischend und in seiner hellen Durchsichtigkeit ebenso schön wie wenn es in blendenden schneeweißen Strömen von den Felsen herabstürzt. Wir befanden uns jetzt überdies auch in dem Lande köstlicher Orangen und Chirimoyas. Der gewöhnlichste Vogel in dem Thale von Sandia ist der Cuchu, eine Art großer Krähe mit krächzender Stimme. Er hat einen langen gelben Schnabel, grünlich braunen Körper und eben solche Flügel, rothe Rumpffedern und einen langen hellgelben Schwanz mit einem schwarzen Streif in der Mitte. Die Cuchus treiben sich den jungen Mais fressend, auf den Feldern herum und nisten auf den benachbarten Bäumen. Kolibris sind zahlreich und sehr schön; ich sah auch einen kleinen weißlichen Habicht und hoch über der Schlucht schwebten stolze Adler, die ihre Horste in den unzugänglichsten Theilen der hohen Klippen haben. Als wir am frühen Morgen des 15. Mai Sandia näher kamen, trafen wir zahlreiche Indianer mit ihren Weibern und Töchtern, die am Wege übernachtet hatten und entweder nach ihren Cocaernten unterwegs waren oder von dort herkamen. Sie kochten sich über kleinen Feuern von trockenem lustig knisterndem Holze zum Frühstück ihre Kartoffeln. Zu beiden Seiten des Thales stiegen großartige steile Gebirge empor und unten im Thalesgrunde, wo der kleine Fluß dahinrieselt, lag an einem Maisfelde eine von Blumen umgebene Hütte, vor deren Thür ein Mädchen in ihrer lichtblauen wollenen Kleidung saß.

Nach unserer Ankunft in Sandia lag mir zuerst das Geschäft ob, meine Indianer abzulohnen, worauf Vilca, Cauri und Quispi heimgingen. Ich hatte in diesen meinen Mitarbeitern den indiani-

ſchen Charakter ſchätzen gelernt. Die Indianer ſind unſtreitig, und nach der Behandlung, die ihnen gewöhnlich von den Weißen zu Theil geworden iſt, mit gutem Grunde, etwas mißtrauiſch, aber willig, ausdauernd in der Arbeit, verſtändig, heiter, jederzeit bereit einander zu helfen, geſchickt in der Herſtellung von Nachtlagern, immer gutherzig gegen Thiere und im Ganzen ſehr thätige und umgängliche Leute.

Die Dinge ſtanden für mich in Sandia ziemlich bedenklich; die meiſten Bewohner waren durch Briefe aus Quiaca angeregt, mich an der Fortſetzung meiner Reiſe mit den Chinchona-Pflanzen zu verhindern, und es war zum Schutze der vermeintlichen Landesintereſſen gegen die Beeinträchtigung durch Fremde mit andern Juntas Municipales eine Art Bund geſchloſſen worden. Wahrſcheinlich würden die ergriffenen Maßregeln auch den beabſichtigten Erfolg gehabt haben, hätte mir nicht ein gut Theil Glück zur Seite geſtanden. Man verweigerte mir die nöthigen Maulthiere, außer zur Reiſe nach Crucero, wo wie ich wußte mein Feind Martel mir auflauerte, um mein weiteres Fortkommen aufzuhalten, bis die Pflanzen durch Froſt verdorben ſein würden. Ich war in Verzweiflung und dachte daran, die Reiſe zu Fuß anzutreten und mein eigenes Maulthier mit den vier Pflanzenbündeln zu belaſten, als mir Don Manuel Mena im Vertrauen erklärte, daß er, wenn ich mich entſchließen könnte ihm meine Flinte zu geben, einen Indianer ſchaffen würde, der mir Maulthiere beſorgen und mich nach Vilque auf dem Wege nach Arequipa begleiten ſollte. Ich ging dieſen Handel bereitwillig ein und ſchickte, um Martel von meiner Fährte abzulenken, Herrn Weir und Pablo nach Crucero, während ich ſelber mit den Pflanzen auf dem am wenigſten beſuchten Wege nach der Küſte eilen wollte.

Es war in allen an den Chinchona-Wäldern gelegenen Dörfern in Caravaya wie in Bolivia Lärm geſchlagen und damit, wie ich erkannte, meine Abſicht, im Auguſt zurückzukehren um Samen zu ſammeln, nachdrücklich vereitelt worden. Martel hatte an alle Städte und Dörfer zwiſchen Crucero und Arequipa geſchrieben, um meinem Rückzuge Hinderniſſe in den Weg zu legen, ſo daß ich mich ge-

nöthigt ſah, alle Städte und Dörfer zu vermeiden und von Sandia auf einem Umwege direct über die Cordilleren nach Vilque zu gehen. Ungern entſagte ich endlich auch dem Plane, im Auguſt zurückzukehren und Samen zu ſammeln, aber ich traf alle in meiner Macht ſtehenden Anordnungen, um durch einen zuverläſſigen Agenten im nächſten Jahre Samen zu erhalten. Martel war ein ſchadenfroher intriguanter Menſch, die Juntas Municipales aber wurden von irregeleitetem Eifer für die Intereſſen ihres Vaterlandes und für die Erhaltung des ſtrengen Monopols eines Handels beeinflußt, der factiſch nicht mehr exiſtirt, denn es wird jetzt aus Caravaya keine Rinde mehr ausgeführt.

Am Morgen des 17. Mai verließ ich Sandia auf meinem eigenen Maulthiere, zwei andere, die mit den Pflanzen beladen waren, vor mir hertreibend, während deren Eigenthümer, ein alter ehrbar ausſehender Indianer, Namens Angelino Paco, zu Fuß nebenher ging. Herr Weir trat an demſelben Tage ſeine Reiſe über Crucero nach Arequipa an. Ich verfolgte ohne Aufenthalt meinen Weg durch Cuyo-cuyo und ſtieg am Ufer eines Fluſſes in einer Gebirgsſchlucht empor; Paco war aber noch nie über das Thal von Sandia hinausgekommen und konnte mir daher als Führer keine Dienſte leiſten. Ueberall an den Ufern des Fluſſes gab es viereckige Vertiefungen, die mit Kartoffeln angefüllt waren, welche hier zu „Chunus" gefrieren ſollten. Höher oben in der Schlucht hörten alle Spuren menſchlicher Nähe auf, obgleich es auch hier noch verlaſſene Terraſſen gab, und die Gebirgslandſchaft wurde wahrhaft großartig. Es wurde Nacht, ohne daß Mondſchein eintrat, und ich hielt unter einer prächtigen Reihe drohender dunkler Klippen, wo ich im Dunkeln mein Zelt aufſchlug; aber es gab kein Brennmaterial zu einem Feuer, und als ich meinen Lederſack öffnete, fand ich, daß man mir meinen kleinen Vorrath von Lebensmitteln und meine Zündhölzchen in Sandia geſtohlen hatte. Ich war ſomit hinſichtlich meines Unterhalts ausſchließend auf Paco's getrockneten Mais angewieſen, der ſich als eine ungemein harte Koſt bewährte. Die Kälte war während der Nacht ſehr empfindlich und durchdrang Zelt und Kleider bis auf das Mark.

Bei Tagesanbruch bepackten wir unsere Maulthiere und stiegen höher in der Schlucht hinauf, wo der Fluß Sandia, den wir aufwärts verfolgten, allmälig zu einem kleinen Bächlein wird und endlich als dünner silberweißer Wasserfall sich über eine dunkle Klippe ergießt. Als wir den Gipfel der Schnee-Cordilleren von Caravaya erreichten, führte unser Weg über hohe grasbedeckte Ebenen, wo der Boden mit hartem Frost bedeckt war. Auf der Ebene gab es Heerden von Vicuñas und an den Bächen Huallatas, große weiße Gänse mit braunen Flügeln und rothen Beinen; aber weiter hin hörten auch diese Spuren des Lebens auf und als die Nacht kam, schaute ich in dieser Einöde umher und erkannte, wie traurig der mir von der Nothwendigkeit gebotene directe Weg über die Cordilleren nach Vilque war. Ich hatte elf Stunden im Sattel gesessen, als Paco eine verlassene Hirtenhütte auffand, die aus lockeren Steinen erbaut, drei Fuß hoch und mit Ychu-Gras gedeckt war. Das Thermometer zeigte während der Nacht ein Minimum von 20° F.

Bei Tagesanbruch (19. Mai) klagte Paco, daß er vor Sonnenaufgang aufzustehen hätte, obschon er halb erfroren sein mußte. Die Maulthiere waren davon gelaufen und es vergingen drei Stunden, ehe wir sie wieder eingefangen hatten. Der Boden war mit scharfem Frost bedeckt und während des Vormittags führte unser Weg durch dieselbe hohe, aus grasigem Wellenland, rauhen Klippen und ungeheuren Felsenblöcken bestehende Einöde. Die Aussicht war nördlich und östlich durch die prächtigen Schneegipfel der Gebirgskette von Caravaya und nordwestlich durch die Gebirge von Vilcañota begrenzt. Die einzigen lebenden Wesen dieser einsamen Wildniß sind die anmuthigen Vicuñas, die mit ihren langen Hälsen hinter den grasigen Erhöhungen hervor nach uns ausschauten, die „Guanacos", die zwischen den Felsen wohnenden „Biscaches" und die „Huallatas".

Am Nachmittag stiegen wir eine felsige und gefährliche „Cuesta" hinab, wo uns die Maulthiere viel Noth machten, indem sie es beständig versuchten, sich niederzuwerfen und mit ihrer Pflanzenladung sich herumzukollern. Der steile Pfad führte in die Ebene

von Putina hinab, die mit Schafheerden und kleinen Farmen bedeckt war, welche von Guruña-Blumen beſchattet unter den die Ebene begrenzenden Sandſteinklippen lagen. Jenſeit einer anderen Bergkette gelangten wir auf eine ſumpfige Ebene, wo Schafe und Rinder weideten, und hielten abermals vor einer verlaſſenen Hirtenhütte. Ich hatte zehn Stunden im Sattel geſeſſen und war völlig ſchwach vor Hunger, mußte mich aber trotzdem ohne Abendbrod ſchlafen legen. Paco litt an einer böſen Fußwunde, die ich ihm mit Zupfleinwand verbinden mußte, um ihn wieder auf die Beine zu bringen. Er führte einen „Alco" oder peruaniſchen Hund bei ſich, der ſeinem Herrn ſehr treu ergeben war. Dieſe Hunde haben einige Aehnlichkeit mit den Neufundländern, ſind aber bedeutend kleiner und von ſchwarzer oder weißer Farbe. Man hört ſie ſelten bellen.

Am anderen Morgen führte der Weg für die erſten zwei Stunden über graſige von weidenden Heerden belebte Berge, wo ſich von nah und fern die anmuthigen Töne der von den Hirtenknaben geblaſenen „Pincullus" oder Flöten vernehmen ließen. Wir kamen an mehreren blauen Gebirgsſeen, mit buſchigen Inſeln und vielen Enten, vorüber. Von zehn Uhr Morgens bis Sonnenuntergang zogen wir über eine ungeheure Ebene, wo ebenfalls Schafe und Rinder weideten, und unmittelbar nach Sonnenuntergang erreichten wir eine kleine „Eſtanzia" oder Schäferei-Farm. Sie war von einer großen Familie gutmüthiger Indianer bewohnt, deren Augen vor Freude glänzten, als ich ihr zur Vergütung für eine reichliche Gabe von Milch und Käſe ein Ceſto Coca darbot, in deſſen Beſitz ich mich befand. Es war ſpaßhaft die Glückſeligkeit zu beobachten, die dieſe guten Leute über die Erwerbung dieſes Schatzes empfanden, und die von Kindern und Hunden getheilt wurde. Ich ſelber fand hier Gelegenheit, den Hunger, den ich ſeit meiner Abreiſe von Sandia zu ertragen gehabt hatte, an Milch, Käſe und getrocknetem Mais zu ſtillen. Die Matten, in welche meine Pflanzen eingeſchlagen waren, umhüllte ich jede Nacht mit warmen Ponchos.

Bei Sonnenaufgang (21. Mai) war der Boden mit weißem Froſt bedeckt und an dem blauen Himmel zeigte ſich nicht eine einzige

Wolke. Plötzlich erhob sich vom Ufer des Azangaro, der die Ebene durchfließt, eine ungeheure Schaar von Flamingos, in der Quichua-Sprache „Parihuanas“*) genannt, die mit ihren hochrothen Flügeln, ihren rosenfarbigen Hälsen und Körpern, in langer spiralförmiger Säule aufsteigend, den schönsten Anblick gewährten, den ich je gesehen habe.

Nachdem wir abermals eine felsige Bergkette überwunden hatten, kamen wir in eine Ebene, die sich nach den Ufern eines großen Sees erstreckte, an welchem die kleine Stadt Arapa liegt. Im Hintergrunde erheben sich düstere Gebirge. Ich glaube, ich bin der erste englische Reisende, der diesen See gesehen hat, und Castelnau, der in Puno einige Kunde von demselben erlangte, bemerkt, daß er auf keiner Karte zu finden sei**). Längs des Ufers stand, wie ein großes Regiment, eine lange Reihe von Flamingos aufgestellt, von welchen einige gleichsam als Plänkler zum Fischfang vorgeschoben waren. Außerdem gab es hier Huallatas, Ibisse, Enten und eine kräftig gebaute untersetzte Kranichart. Weiter hin zogen wir über eine Ebene, die sich viele Leguas weit um das nordwestliche Ende des Titicaca-Sees zieht und ziemlich reich an fest gebauten Estancias und an Schafheerden ist. Endlich erreichten wir die über den Azangaro führende Furth, angesichts des auf dem linken Ufer liegenden kleinen Dorfes Achaya. Das Wasser ging den Maulthieren bis an die Bäuche; und bald nachher gelangten

*) Daher der Name der peruanischen Provinz Parinacochas: Parihuanacocha, der Flamingo-See.

**) „Wir geben hier“, sagt Castelnau (III. pag. 420), „die Notizen, die wir hinsichtlich der Existenz und Lage eines Sees gesammelt haben, der auf keiner Karte zu finden ist und den Namen Arapa führt. Er soll sechs Leguas nördlich vom Titicaca-See liegen und dreißig Leguas in Umfang haben. Er geht von dem Fuße einer sehr steilen Gebirgskette aus und hat die Gestalt eines Halbmondes. Er trägt einige Inseln und sein Wasser ergießt sich, nachdem es westwärts zwei andere kleinere Seen durchlaufen hat, in den Ramiz, der dadurch für alle Jahreszeiten schiffbar gemacht wird. Die hauptsächlichen Dörfer am See Arapa sind: Chacamana, Chupan, Arapa und Betanfas. Die Umgegend des letzteren Ortes soll sehr reich an Silberadern und kostbaren Steinen sein.“

wir an eine zweite über den Fluß-Pucara führende Furth. Die beiden Flüsse vereinigen sich unmittelbar unterhalb Achaya und bilden den Ramiz, den bedeutendsten Zufluß des Titicaca-Sees. Wir verfolgten unseren über die Ebene führenden Weg noch mehrere Stunden lang und erreichten endlich, nachdem ich wieder zwölf Stunden im Sattel gesessen hatte, lange nach Sonnenuntergang eine Indianer-Hütte. Die Maulthiere hatten uns während des Tages allerlei tückische Streiche gespielt, waren bei jeder Gelegenheit nach verschiedenen Richtungen davongelaufen, und fortwährend darauf ausgewesen, sich zu kollern.

Am 22. waren wir bei Tagesanbruch wieder unterwegs. Wir gingen über den Fluß Lampa, durchschnitten den Weg zwischen Lampa und Puno, zogen über eine felsige Cordillera und eine weite Ebene und erreichten um vier Uhr Nachmittags die kleine Stadt Vilque. Der Ort sah jetzt ganz anders aus als im März, wo wir ihn auf dem Wege nach Puno berührt hatten. Es war die Zeit der großen jährlichen Messe, wo sich in der kleinen Gebirgsstadt Käufer und Verkäufer aus allen Theilen Südamerika's versammeln. Es stammt diese Messe aus der Zeit der Spanier und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Jesuiten, die einst die große Schäferei-Farm Hanarico bei Vilque besaßen und die stets auf die Förderung und Hebung ihrer Besitzungen bedacht waren, die hauptsächlichen Förderer dieses Marktes gewesen sind.

Außerhalb der Stadt warteten tausende von Maulthieren aus Tucuman auf peruanische Käufer. Auf der Plaza standen Buden mit allen möglichen Waaren aus Manchester und Birmingham; anderwärts wurde Goldstaub und Kaffee aus Caravaya, Silber aus den Bergwerken, Chinarinde und Chocolade aus Bolivia feilgeboten; da gab es Deutsche mit Glaswaaren und gestrickten Wollwaaren, französische Modisten, Italiener, Quichua- und Aymara-Indianer in ihren verschiedenen malerischen Trachten — kurz alle Nationen und Zungen. Auf der Plaza waren auch, sämmtlich unter Zelten, ganz vortreffliche Cafés und Speisehäuser aufgeschlagen; die Hausmiethe war ungeheuer und für Geld und gute Worte nirgend eine Wohnung zu bekommen. Man klagte viel über

die Beeinträchtigung des Handels durch Kriegsbefürchtungen und über das Edict des Präsidenten Linares, das allen Verkehr mit Peru verboten hatte.

Ich legte meine Pflanzenbündel, sorgfältig in Ponchos eingehüllt, auf einem Gerstenfelde ab, wo mehrere mit ihren warmen Aparejos bedeckte Arrieros lagerten; aber das Thermometer fiel über Nacht auf 23° F. Am Nachmittag des 23. begab ich mich, in Begleitung des Dr. Don Camillo Chaves, von Vilque nach der Schäferei-Farm Taya-taya. Der Weg war mit allerhand Leuten angefüllt, die von Arequipa zur Messe nach Vilque zogen; da sah man einheimische Krämer, englische Kaufleute, die ihren Wollbedarf erhandeln, und lärmende Arrieros, die Maulthiere kaufen wollten und die zur Vertheidigung ihrer Geldsäcke bis an die Zähne mit Reiterpistolen, alten Flinten und ungeheuren Dolchen bewaffnet waren.

Die Schäferei-Farm Taya-taya, die vier Leguas von Arequipa in einer nackten von Bergen umgebenen Ebene liegt, besteht aus einer Anzahl aus Lehm erbauter mit Stroh gedeckter Hütten, welche einen großen „Patio" umgeben. Am Morgen wurde eine Schaar von vierzig Lamas in dem Patio mit Wollballen beladen, worüber sie bittere Wehklage erhoben. Wir brachen sehr früh wieder auf und erreichten am Abend und nach einer Reise von 15 Leguas das Posthaus von Cuevillas. Am nächsten Tage gelangten wir bis zum Posthause Pati und am 26., nachdem wir am Fuße des Vulkans Arequipa einen furchtbaren Sturm überwunden, ins Thal Cangallo, worauf ich am Morgen des 27. mit meinen Pflanzen in Arequipa einzog. Herr Weir kam erst am 29. an. Er hatte in Crucero wirklich unsern Feind Martel getroffen, dessen Absichten somit vereitelt worden waren. Von Sandia nach Arequipa ist eine Entfernung von ziemlich 300 englischen Meilen. Meiner Abreise von Arequipa wurde kein Hinderniß in den Weg gelegt, obgleich das Localblatt bald nachher etwas darüber zu berichten hatte, und am 1. Juni waren die Pflanzen im Hafen von Islay in Sicherheit gebracht. Der früher erwähnte, als Aufseher der Wasserleitung von Islay angestellte Irländer hatte für genügenden Boden gesorgt,

und bis zum 3. Juni hatte Herr Weir alle Pflanzen in den für sie bestimmten Gefäßen untergebracht. Aber die Schwierigkeiten, die Pflanzen aus dem Lande zu bringen, waren noch nicht alle überwunden, nachdem ich Martel und den Juntas Municipales des Innern glücklich entronnen war. Der Oberaufseher des Zollhauses erklärte die Ausführung von Cascarilla-Pflanzen für gesetzwidrig und verweigerte die Erlaubniß zur Einschiffung derselben, sobald hierzu nicht ein besonderer Befehl von dem Minister der Finanzen und des Handels in Lima beigebracht würde. Er hatte wahrscheinlich von dem Inhalte der Gefäße von Vilque aus Kunde erhalten, wo zur Zeit der Messe alle Neuigkeiten zusammenlaufen. Es blieb mir nichts anderes übrig als nach Lima zu reisen und mir bei dem Finanzminister Oberst Salcado die verlangte Genehmigung auszuwirken, was mir nach mancherlei Schwierigkeiten auch gelang. Am 23. Juni war ich wieder in Islay.

Inzwischen hatten die Pflanzen, nachdem sie in ihre Gefäße eingesetzt worden waren, neue Keime und junge Blätter getrieben und damit bewiesen, daß sie sich von der Reise durch das nördliche Klima der Anden völlig erholt hatten. Am Abend des 23. wurden die Gefäße in ein Boot gebracht und am nächsten Morgen glücklich an Bord eines nach Panama bestimmten Dampfers geschafft.

Es war bedauerlich, daß nicht das britische Dampfschiff „Vixen", das damals müßig in Callao lag, dazu verwendet worden war, die Pflanzen direct über das stille Meer nach Madras zu bringen, wodurch jedenfalls die Mehrzahl in gutem Zustande erhalten worden wäre. Aber das war nun einmal nicht geschehen und so hatten wir die traurige Aussicht auf eine lange Reise, auf mehrere Umladungen und auf die heftige Hitze des rothen Meeres, ehe wir hoffen durften, unsere kostbare Sammlung glücklich an den Ort ihrer Bestimmung, nach dem südlichen Indien zu bringen. Dagegen war es auch, indem wir auf die außerordentlichen Schwierigkeiten, die wir überwunden, auf die Beschwerden und Gefahren unseres Waldlebens, auf das mühsame Aufsuchen der spärlich vorhandenen Pflanzen, auf die Hindernisse, die uns in den Weg gelegt worden waren, auf unsere eilige Flucht über unbekannte Theile

der Cordilleren und endlich auf die noch in Islay eingetretenen Hemmniſſe zurückblickten, wiederum eine große Genugthuung, die große Mehrzahl der Pflanzen in ihren Gefäßen keimen und gedeihen zu ſehen.

Das Klima von Islay war während der Zeit, wo die Pflanzen dort bleiben mußten, vom 1. bis 24. Juni, folgendes:

| | |
|---|---|
| Mittle Temperatur . . . . . | 69° F. |
| Mittles Minimum bei Nacht . . . | 60° „ |
| Beobachteter höchſter Temperaturgrad | 73° „ |
| „ niedrigſter „ | 58° „ |
| Abweichung im Ganzen . . . . | 15° „ |

Die Temperatur iſt faſt ganz dieſelbe wie die der Tambopata-Wälder im Mai; aber in den Wäldern herrſchte fortwährend große Feuchtigkeit, während es in Islay überaus trocken war. Dies thut jedoch den Pflanzen in ihren Gefäßen keinen Eintrag.

---

## Zehntes Kapitel.

Peru's gegenwärtige Verhältniſſe und Ausſichten für die Zukunft. — Bevölkerung. — Bürgerkriege. — Regierung. — Conſtitution. — General Caſtilla und ſeine Miniſter. — Dr. Vigil. — Mariano Paz Soldan. — Küſtenthäler. — Baumwolle, Wolle und Geld. — Der Amazonenſtrom. — Guano. — Finanzen. — Litteratur.

Nach einem kurzen Aufenthalte in Lima ſagten wir am 29. Juni 1860 dem Lande der Incas Lebewohl. Indem unſer Dampfſchiff längs der Küſte hinfuhr und unſer Blick auf den von pfadloſen Sandwüſten umgebenen ſmaragdgrünen Thälern, auf den hinter ihnen ſich erhebenden mächtigen Cordilleren ruhte, drängte ſich uns eine lange Reihe von Erinnerungen auf. Von allen Ländern der Erde hatte dieſes Land allein das Ideal einer vollkommen patriarchaliſchen Regierungsform zur Verwirklichung gebracht. Hier waren die Schauplätze der romantiſchſten Epiſode der neueren Geſchichte, der Kämpfe und Thaten der Pizarros. Die Leiden der edlen Indianer erweckten die Entrüſtung der Ritterſchaft Eliſabeths; die aus-

den Minen Peru's gewonnenen fabelhaften Reichthümer reizten den Unternehmungsgeiſt der Seeräuber einer böſeren Zeit, und der wackere Kampf um Unabhängigkeit veranlaßte mehr als einen tapferen Engländer, für die peruaniſche Freiheit ſein Blut zu vergießen. Was iſt der gegenwärtige Zuſtand dieſes berühmten Landes, was iſt für Ausſicht vorhanden, daß je die begeiſterten Hoffnungen in Erfüllung gehen, die Canning in ſeiner wohlbekannten Rede ausſprach? Das ſind Fragen, die einigen Anſpruch auf unſere Theilnahme haben.

Man fühlt ſich, wenn man von Peru's gegenwärtigem Zuſtande und ſeinen Ausſichten für die Zukunft berichten will, durch die Herzlichkeit und biedere Gaſtfreundſchaft, die man überall im Lande findet, verpflichtet mit ſo viel Schonung und Nachſicht zu ſprechen, als das Intereſſe der Wahrheit es erlaubt. Die ſüdamerikaniſchen Republiken ſind von einem Volke gemiſchten Urſprungs bewohnt, das den Europäern geiſtig wie phyſiſch jedenfalls nachſteht, und der wankende Zuſtand, der unvermeidlich den Kämpfen für eine Unabhängigkeit folgte, auf welche das Volk nicht vorbereitet war, hat länger gedauert als man hätte erwarten ſollen. Aber man ſcheint in Europa, durch die Berichte von Reiſenden beeinflußt, welche das Volk und ſeine Sprache nicht kennen gelernt haben, die Südamerikaner ziemlich allgemein für eine verderbte Miſchrace zu halten, die hoffnungslos entartet keines Fortſchritts fähig ſei*); ſo weit ich dagegen nach dem Umfang meiner Erfahrung und nach ſorgfältiger Erwägung der Sache urtheilen kann, iſt kein Grund vorhanden, daran zu zweifeln, daß das Land der Incas wirklich noch eine beſſere Zukunft zu erwarten habe.

Einem zufälligen und flüchtigen Beobachter der Verhältniſſe Südamerika's, ſeit der Vertreibung der Spanier, mögen die Ausſichten allerdings ziemlich düſter erſcheinen; aber eine nähere Bekanntſchaft mit der Sache und beſonders eine Kenntniß von der unter der jüngeren Generation herrſchenden Anſchauungsweiſe,

*) „Pos las narraciones tan calumniosas como absurdas de algunos aventureros maledicients, se nos considera punto menos que salvages", ſagt ein peruaniſcher Schriftſteller.

wie sie sich in der Unterhaltung und in Schriften ausdrückt, würde erkennen lassen, daß unter der Oberfläche edle Bestrebungen und aufgeklärte Ansichten vorherrschend sind, die Früchte tragen und unsere Hoffnung auf eine bessere Zukunft rechtfertigen werden. Als Südamerika seine Unabhängigkeit errungen hatte, waren es zwei Haupturſachen, welche die hierauf folgenden Bürgerkriege anfachten: die Frage, ob Föderal- oder Central-Regierung, und die Streitigkeiten hinsichtlich der Grenzen. Durch die während der Revolution von den Heeren erlangte Macht und durch den selbstsüchtigen Ehrgeiz und die Verrätherei einzelner Staatsmänner wurden diese Quellen des Uebels mehr und mehr vergrößert. Aber andere Länder, die weit größer und hervorragender sind als diese armen ringenden Republiken, haben eine ebenso lange und demüthigende Krisis durchmachen müssen. Die jungen unerfahrenen Länder Südamerika's haben eine schwere Prüfung zu bestehen gehabt, und man kann, um der Wahrheit ihr Recht zu geben, nicht leugnen, daß sie bis jetzt ihre Rolle nur mittelmäßig gespielt haben. Sie verlangen Nachsicht und man darf sich nicht mit Mißachtung von ihnen abwenden. Ein großer Mißgriff mehrer der ehemaligen spanischen Colonien war die Einführung eines den Vereinigten Staaten nachgeahmten Föderal-Regierungssystems. Dies geschah in Mexico, in Central-Amerika, Neugranada und der argentinischen Republik. Es kann für ein dünn bevölkertes, fast wegloses Gebirgsland, das in den entlegneren Provinzen kaum die nöthigen befähigten Leute zur Verwaltung der Local-Regierung aufbieten kann, fast kein ungeeigneteres System geben. Die Macht fällt unter solchen Verhältnissen nothwendiger Weise in die Hände irgend eines schlauen Abenteurers; jeder kleine Staat wird ein Brennpunkt der Revolution und es folgen endlose Bürgerkriege. Und das ist in der That das Schicksal derjenigen Republiken gewesen, die sich für eine Föderal-Regierung entschieden hatten. Centralisation mag, wenn sie in alten, dicht bevölkerten Ländern zu weit getrieben wird, so verderblich sein wie sie will, in jungen Staaten mit einer über ein ungeheures Gebiet ausgestreuten dünnen Bevölkerung, ist sie eine absolute Nothwendigkeit. Die entlegenen un-

zugänglichen Districte tragen in sich selber nicht den Stoff zur Selbstregierung und hängen hinsichtlich ihres Gedeihens und ihrer Entwicklung nothwendiger Weise von der Hauptstadt ab.

Peru ist nur ein einzigesmal dem Experiment des Föderalismus unterworfen gewesen und hat nicht so viel durch innere Streitigkeiten gelitten, wie die unglücklichen Länder, die oben genannt worden sind. Es behauptet eine Art Mittelstellung zwischen den südamerikanischen Republiken; es ist nicht durch Anarchie so grausam zerrissen wie Mexico auf der einen Seite, und erfreut sich nicht einer so guten und befestigten Regierung wie Chile auf der andern. Auch mögen die Peruaner den Chilenen und den Eingebornen Neu-Granada's an geistigen Fähigkeiten nachstehen, während sie dem Volke von Central-Amerika und Mexico unendlich überlegen sind. Man kann daher Peru als eine Art Durchschnitt-Beispiel dieser halb spanischen halb indianischen Staaten aufstellen, und von diesem Gesichtspunkte aus will ich sein Volk, seine Regierung und seine materiellen Hilfsmittel näher ins Auge fassen.

Die Bevölkerung Peru's umfaßt nach den jüngsten Berichten 1,880,000 Seelen; im Innern bestehen die arbeitenden Klassen fast ausschließend aus reinen Indianern, die Handwerker und Krämer in den Städten theils aus Indianern und theils aus Mischlingen oder Mestizen; die niedern Klassen an der Küste sind Neger oder Zambos mit einigen eingeführten Chinesen gemischt, die höheren Klassen Abkömmlinge der Spanier, die sich mehr oder weniger mit indianischem Blute vermischt und nur in sehr seltenen Fällen ihre spanische Abstammung rein erhalten haben. Die Abkömmlinge der Indianer stehen an Talent ihren Landsleuten von rein spanischer Abkunft nicht nach und übertreffen sie vielleicht an Thatkraft, und einige Indianer sind reiche unternehmende Leute, während andere schon die höchsten Staatsämter bekleidet haben. Die Peruaner sind intelligente aufgeweckte Leute, überaus gastfrei und gutmüthig und in ihren Bürgerkriegen in der Regel sehr menschlich und vergebsam; aber sie sind auch leicht wankelmüthig und veränderlich, unfähig zu langandauernder Anstrengung und zur Lässigkeit geneigt. Bestechlichkeit, Verrath und Kleinmuth sind

nur zu gewöhnliche Erſcheinungen; aber ſind das nicht vielleicht mehr durch Bürgerkriege und zeitweilige anarchiſche Zuſtände hervorgerufene Laſter als wirkliche Charaktereigenthümlichkeiten des Volks? Die Negerraceen an der Küſte abgerechnet, gehört Peru zu den wenigen Ländern, wo Verbrechen zu den Seltenheiten gehören.

Die Urſachen der inneren und äußeren Kriege, die ſeit der Erlangung der Unabhängigkeit Peru's Emporkommen aufgehalten haben, laſſen ſich mit wenigen Worten bezeichnen. Die Urſache der äußeren Kriege entſprang aus Streitigkeiten mit den Nachbarn hinſichtlich der Grenzen. An der Südgrenze begründete der ehrgeizige Bolivar eine kleine Republik, vielleicht nur weil kindiſche Eitelkeit es ihm wünſchenswerth erſcheinen ließ, ein Land zu haben, das ſeinen Namen trüge. Dieſes Land, früher ein Theil des Vicekönigreichs, war in jeder Hinſicht ein Theil von Peru; ſein Volk, ſeine Sprache, ſeine Traditionen und Gefühle waren dieſelben. Die Trennung der beiden Länder konnte eben nur üble Folgen haben; ſie hat durch Streitigkeiten über zweifelhafte Grenzen, durch Eiferſüchteleien und Mißverſtändniſſe wegen eingeführter europäiſcher Waaren, die in dem peruaniſchen Hafen Ariea gelandet und durch peruaniſches Gebiet nach Bolivia geführt werden mußten, zwiſchen einem Volke, das beſtimmt war, unter einer und derſelben Regierung als Brüder zu leben, eine von Jahr zu Jahr ſich ſteigernde Feindſeligkeit und Erbitterung erweckt. Im Norden grenzt Peru an die kleine Republik Ecuador, die bis 1830 einen Theil von Columbia bildete und (mit Ausnahme von Callao) in Guayaquil den einzigen guten Hafen an der weſtlichen Küſte Südamerika's beſitzt. Nach dieſem Hafen hat Peru von jeher Verlangen gehabt und die Grenzfrage war hier noch überdies durch die zur Zeit der Spanier zwiſchen Peru und Quito beſtandene Verſchiedenheit der politiſchen und kirchlichen Grenzen verwirrt worden. Die zwiſchen den ſüdamerikaniſchen Republiken allgemein gültige Regel für Grenzentſcheidung iſt der Beſitzſtand, der zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges in Geltung geweſen iſt. Dieſe mit großer, durch frühere Eiferſucht genährter Erbitterung fortgeſetzten Grenzſtreitigkeiten führten endlich 1828 zu einem Kriege

zwischen Columbia und Peru, in welchem die letztere Republik den Kürzern zog, und zu gleicher Zeit zu einem Kampfe zwischen Peru und Bolivia, der mit einem Vertrage endigte *).

Verderblicher noch waren die inneren Zwistigkeiten, und die Ursache dieser war die Frage, ob Föderal- oder Central-Republik. Peru hatte sich nach Beendigung des Krieges mit Columbia, vom Jahre 1828 bis 1834, eines dauernden Friedens erfreut; vom Jahre 1834 an bis zum Jahre 1844 ward das unglückliche Land von fortwährenden Bürgerkriegen und Insurrectionen heimgesucht. Die zehn Jahre von 1834 bis 1844 waren Peru's schwerste Prüfungszeit. Seine Staatsmänner waren verderbte, kleinmüthige, dem eigennützigen Ehrgeiz verfallene Leute; das Land wurde von nichtswürdigen militärischen Abenteurern gequält und zerrüttet, und die Märsche der Heere hemmten und unterdrückten mit ihren gewaltsamen Recrutirungen alles, was die Wohlfahrt und das Gedeihen des Landes hätte heben können. Aber selbst in diese dunkle Zeit fällt ein Zwischenraum von zwei Jahren, wo General Santa Cruz seinen Traum von einer Föderal-Republik unter dem Namen der peruanisch-bolivianischen Conföderation zu verwirklichen suchte und wo sich das Land des Friedens und einiger Anzeichen rückkehrenden Gedeihens erfreute. Die Zeit der kräftigen Verwaltung des Generals Santa Cruz, dessen Mutter einen Indianer-Häuptling zum Vater hatte, war die einzige Oase in dieser traurigen Wüste der Anarchie.

In den folgenden zehn Jahren, erst unter der sechsjährigen Herrschaft des Generals Don Ramon Castilla und dann unter General Echenique, erfreute sich Peru des Friedens und machte während dieser Zeit hinsichtlich seines materiellen Gedeihens schnelle Fortschritte. Im Jahre 1854 aber wurde es aufs Neue durch eine Revolution erschüttert, mit welcher die allgemeine Mißstimmung des Volkes über die groben Unterschleife und schamlosen Betrüge-

*) Die Grenze zwischen Peru und Ecuador ist jetzt auf den Besitzstand von 1810 und den Vertrag von 1829 begründet.

reien zum Ausbruch kam, die sich die Regierung des Generals Echenique hatte zu Schulden kommen lassen. Castilla stellte sich an die Spitze der Bewegung und hat mit Hülfe eines bedeutenden Heeres bis auf den heutigen Tag seine Macht behauptet. Der Aufstand in Arequipa und die Meuterei auf der Flotte, 1857 und 1858, waren nur local und haben die allgemeine Ruhe des Landes nicht beeinträchtigt.

Gegen das Ende der zehnjährigen inneren Erschütterung Peru's hatte das Land (1839) eine Verfassung erhalten, die eine streng centralisirende Regierungsform begründete und der Centralgewalt eine ungeheure Macht überließ. Während der zehn Friedensjahre aber, welche der Erwählung Castilla's, im Jahre 1844, folgten, hatte man sich durch Reisen in Europa und durch allerlei Lectüre allgemein den freisinnigsten Ansichten zugewendet, so daß man die alte Verfassung nicht mehr für zeitgemäß hielt. So wurde denn im Jahre 1856 von einer durch Castilla zu diesem Zwecke zusammengerufenen Nationalversammlung eine neue Verfassung verkündigt, in welcher man unbesonnen und unbedenklich allerlei abstracte Ideen von Recht und Gerechtigkeit aufgenommen und eine starke Hinneigung zum Föderalismus und zur Selbstregierung der einzelnen Landestheile an den Tag gelegt hatte.

Mit einem Federstriche wurde die von den Indianern gezahlte Kopfsteuer, in gewöhnlichen Zeiten eine Haupteinnahmequelle, die Negersklaverei an der Küste und alle Todesstrafe abgeschafft. Man würde in der Abschaffung der Sklaverei und in der Gewährung einer Entschädigungssumme von 1,780,000 Dollars einen Act von Edelmuth und Großherzigkeit haben erkennen können, wenn dadurch die Lasten des Volkes in irgend einer Weise vermehrt worden wären; dies war aber nicht der Fall. In derselben Weise war die Abschaffung des von den Indianern gezahlten Tributs ein bloßer Act der Sorglosigkeit. Die neue Constitution setzte zwei gesetzgebende Kammern ein, einen Senat und ein Repräsentantenhaus; da aber die Hälfte der Repräsentanten durch's Loos berufen wurde, den Senat zu bilden, so war die eine Kammer eben nur das Duplicat der anderen. Die merkwürdigsten Bestimmungen

aber waren diejenigen, welche, das unglückselige System der Vereinigten Staaten copirend, Einrichtungen vorschrieben, die zu nichts weiter als zu einer Föderal-Regierungsform führen konnten. Peru blieb in Departements getheilt, welche von ihren von dem Präsidenten zu ernennenden Präfecten verwaltet wurden; dagegen sollte jetzt in der Hauptstadt jedes Departements eine Art gesetzgebenden Körpers, Junta Departmental genannt, eingesetzt werden, dessen Mitglieder vom Volke gewählt werden und hinsichtlich des Wohls des Departements Berathungen pflegen und dahin wirkende Gesetze erlassen sollten. Diese Maßregel war der Anfang jenes unglückseligen Systems, das einige der anderen Republiken erschüttert hatte, und ihr Zweck lag so offen, daß Castilla der Absicht beschuldigt wurde, Peru in ein Dutzend kleiner Staaten zu zersplittern, diese in Zwietracht gegen einander zu treiben und sich selber zum Dictator aufzuwerfen. Eine weisere und nützlichere Maßregel war die Einsetzung der sogenannten Juntas Municipales, die, für Städte und einzelne Dörfergruppen bestimmt, aus den angesehensten Einwohnern bestehen und mit der Ueberwachung und Förderung aller Localinteressen betraut sind.

Im November 1860 wurde diese Constitution verändert und verbessert, und was sie an besonders nachtheiligen Bestimmungen enthielt, zum großen Theil aufgehoben. Für das Verbrechen des Mordes wurde die Todesstrafe wieder eingeführt. Der Congreß soll sich aller zwei Jahre am 28. Juli versammeln; aller zwei Jahre zum dritten Theil sich erneuern und am Schlusse jeder Sessionszeit einen aus sieben Senatoren und acht Deputirten bestehenden permanenten Ausschuß wählen, der die Ausführung der vom Congreß gefaßten Beschlüsse zu überwachen hat. Ein wesentlicher Forschritt war die Bestimmung hinsichtlich der Bildung des Senates. Die Mitglieder dieses Körpers werden von den Departements je nach der Anzahl der zu denselben gehörigen Provinzen gewählt, während die Wählbarkeit durch ein jährliches Einkommen von 1000 Dollars bedingt ist. Somit ist jetzt ein verständlicher Unterschied zwischen den beiden Kammern geschaffen und mit der Zusammensetzung des Senates sehr weise eine der wenigen

guten Bestimmungen der Verfassung der Vereinigten Staaten entlehnt worden. Die ausübende Gewalt ist einem Präsidenten und zwei Vicepräsidenten, die auf vier Jahre gewählt werden, sowie einem Ministerrath übertragen. Endlich wurden auch die unheilvollen Juntas Departmentales abgeschafft, die allerdings, so viel ich glaube, nie zusammengetreten waren, während die die Municipalbehörden betreffenden Anordnungen der Verfassung von 1856, die nur von gutem Erfolg sein können, in Kraft blieben.

Dies ist die gegenwärtige Regierungsform in Peru, die vielleicht so gut ist, als das Land sie braucht, und in festen, ehrlichen Händen vielleicht allen gegenwärtigen Anforderungen des Volkes genügen kann. Aber es ist wichtiger, zu wissen, in wessen Händen die Regierung des Landes sich befindet, von welcher Art die Männer sind, denen man die Geschicke eines an Erinnerungen und materiellen Hülfsmitteln so reichen Landes, einer jungen Republik anvertraut hat, welche nach langen Bürgerkriegen noch immer aus allen Poren blutet, aber mit wachsendem Eifer zu einer achtbaren Stellung in der Reihe der Völker sich emporzuringen bemüht ist. Ich will die Männer, die während meines Aufenthalts in Lima, im Jahre 1860, die vollziehende Gewalt in den Händen hatten, mit einigen flüchtigen Zügen zu schildern suchen.

General Ramon Castilla, der Präsident, ist in Tarapaca, im äußersten Süden von Peru, geboren und muß jetzt bereits siebenzig Jahre zählen. Er trat früh in die spanische Armee, schloß sich 1821 der Sache des patriotischen Heeres an und gelangte zum Range eines Obersten. Nach dem Unabhängigkeitskampfe wurde er 1826 Unterpräfect seiner heimischen Provinz Tarapaca; von 1834 bis 1836 war er Präfect von Puno, und nachdem er an allen Bürgerkriegen betheiligt gewesen war und 1844 einen Sieg gewonnen hatte, wurde er schließlich zum Präsidenten der Republik erwählt. Castilla ist ein kleiner hagerer Mann von eiserner Constitution und großer Ausdauer. Seine glänzenden, stechenden, kleinen Augen mit überhangenden Brauen, ein steifer, borstiger Bart und eine vorstehende Unterlippe geben seinem Gesicht einen etwas wilden Ausdruck, doch liegt in seinem Wesen zugleich etwas Entschlos-

ſenes und Gebieteriſches, das faſt würdevoll erſcheint. Dieſer merkwürdige Mann iſt ein ausgezeichneter Soldat, tapfer wie ein Löwe, ſchnell und entſchloſſen, wo es gilt zu handeln, und von ſeinen Leuten geliebt. Ohne Erziehung und wiſſenſchaftliche Bildung, verdankt er ſeine politiſchen Erfolge, die Beherrſchung der Parteien, ausſchließend ſeinem natürlichen Talent, während er ſeine Siege nie durch Grauſamkeit befleckt hat. Der Feſtigkeit und Kraft, womit er die Zügel der Gewalt in ſeiner Hand hält, verdankt Peru eine lange Friedenszeit; er hat alle Parteizwiſtigkeiten niedergehalten und damit dem Lande eine unberechenbare Wohlthat erzeigt, und wahrſcheinlich hätte kein anderer Mann die Fähigkeit oder die Kraft gehabt, dies zu erreichen. Aber wenn Caſtilla für das Land eine Nothwendigkeit zu ſein ſcheint, ſo iſt er zugleich auch ein nothwendiges Uebel. Sein Mangel an Bildung hindert ihn, ein Staatsmann zu ſein. Er hat im Allgemeinen für alle das Gemeinweſen betreffenden Unternehmungen, für alle das ſittliche oder materielle Wohl des Landes fördernden Maßregeln keine große Theilnahme gezeigt, während er ein ungeheures ſtehendes Heer unterhält, ungeheure Summen auf eine koſtſpielige Marine verwendet und damit den Staatsſchatz zur Fortführung eines verderblichen Syſtems ausbeutet. Der tapfere alte Mann war eine Nothwendigkeit für das Land. Er allein iſt im Stande geweſen, den Frieden zu erhalten und den Peruanern Zeit zur allmäligen Entwickelung der Hülfsquellen ihres Landes zu verſchaffen, und wenn er einſt nicht mehr ſein wird, werden im Laufe dieſer Zeit der Ruhe unmerklich Vortheile und Einflüſſe aufgewachſen ſein, die eine Wiederkehr ſolcher anarchiſcher Zuſtände, wie ſie Caſtilla's erſter Machtergreifung vorangingen, verhindern werden.

Juan Manuel del Mar, der erſte Vicepräſident, ein langer, blaſſer, ernſter Mann, iſt aus Cuzco, der alten Hauptſtadt der Incas, gebürtig, und hat während Caſtilla's Abweſenheit ſchon mehr als einmal die oberſte Gewalt geübt. Dieſer Staatsmann kam 1830 zum Gerichtshof und hat ſeitdem als Congreßdeputirter, als Richter und als Miniſter ein thätiges öffentliches Leben geführt. Er iſt

durchaus rechtschaffen, nicht ohne Fähigkeit und aufgeklärte Ansichten, sehr populär und allgemein geachtet. Der zweite Vicepräsident ist General Pezet, der Sohn eines Arztes französischer Abkunft, der in der Festung Callao, als diese von den Spaniern vertheidigt wurde, seinen Tod fand. General Pezet, in Lima geboren, trat, damals erst elf Jahre alt, in die Reihen der Patrioten, als diese 1821 in Peru landeten, und wurde sogleich in activen Dienst genommen. Er nahm Theil an den Schlachten von Junin und Ayacucho, welche die spanische Macht vernichteten, und an den nachfolgenden Bürgerkriegen.

Die Minister, welche Castilla zur Zeit meiner Reise in Peru umgaben, konnten nicht eben für Repräsentanten der fähigsten und ausgezeichnetsten Classe der Peruaner gelten. Oberst Saleado, der Finanzminister, 1801 zu Lampa geboren, war eines der wenigen Congreßmitglieder, die 1824 Bolivar's ehrgeizige Pläne mit Festigkeit bekämpften und vereitelten, und hat seitdem fast ununterbrochen als Unterpräfect, Präfect oder Congreßmitglied gewirkt. Ein anderer Minister war Don José Fabio Melgar, ein Bruder des bekannten Poeten von Arequipa. Er hat seit 1833 verschiedene öffentliche Aemter bekleidet, ist ein liebenswürdiger und verständiger Mann, aber ohne hervorragende Fähigkeiten. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten war Don Miguel del Carpio, ein Veteran, der 1795 geboren, mit den Patrioten gekämpft und, 1822 von den Spaniern gefangen genommen, lange Zeit im Gefängnisse geschmachtet hat, seit der Unabhängigkeit aber verschiedene wichtige Aemter in Bolivia und Peru verwaltet hat.

Aber Castilla will nur gehorsame Beamte, keine unabhängigen Minister haben, und die wirklich fähigeren, geistig thätigeren Peruaner findet man nicht in hohen politischen Aemtern, sondern in bescheidenen literarischen Berufskreisen, wo sie sich auf bessere Zeiten vorbereiten, oder auf ihren Besitzungen, wo sie mit Eifer und Thätigkeit die Hülfsquellen des Landes entwickeln helfen. Solche Leute sind Mariategui, Felipe Pardo, Vigil, Paz Soldan und Elias, deren Patriotismus und Talent jedem Lande Ehre machen würden.

Dr. Vigil ist einer von Peru's ausgezeichnetsten Söhnen. Früher ein thätiges und beredtes Congreßmitglied, hat er sich später durch ein sehr gelehrtes Werk über das Papstthum ausgezeichnet, wie er auch jetzt noch in seinen alten Tagen in seinen Schriften fortfährt, jede Sache und Maßregel, welche die religiöse Freiheit und das sittliche Wohl seiner Landsleute fördern kann, kräftig zu vertreten. Während der liebenswürdige und gelehrte Vigil die Gelehrten Peru's vertritt, ist Mariano Paz Soldan einer der würdigsten Vertreter der Männer der That. Sein menschenfreundliches Herz entsetzte sich über den erbärmlichen Zustand der peruanischen Gefängnisse, und er hat diesem Uebel mit einer Thatkraft abzuhelfen gesucht, welche genügen könnte, die Peruaner gegen den Vorwurf der Lässigkeit und Saumseligkeit zu schützen. Paz Soldan veröffentlichte 1853 einen sehr umständlichen Bericht über die Gefängnisse der Vereinigten Staaten und 1856 erhielt er nach unermüdlichen Vorstellungen von der Regierung die Verwilligung, in Lima ein Gefängniß nach den neuesten verbesserten Grundsätzen herzustellen. Die Anstalt, deren Bau hierauf sogleich in Angriff genommen wurde, wird dem Lande jedenfalls zur Ehre gereichen und ein dauerndes Denkmal von der Thatkraft und Ausdauer ihres Urhebers sein, der die Hoffnung hegt, daß man nach dem Muster dieser Anstalt noch andere Gefängnisse in verschiedenen Theilen des Landes herstellen werde. Paz Soldan ist außerdem auch mit der Ausführung einer topographischen Aufnahme Peru's beschäftigt.

Es giebt noch viele Landeigenthümer und andere Leute von Soldan's Schlage, welche die Zeit der Ruhe, die seit 1844 nur durch ein einziges Jahr der Revolution gestört wurde, eifrig dazu benutzt haben, ihre Besitzungen zu verbessern und damit den Wohlstand des Landes zu heben — namentlich in den Küstenthälern. Der lange Landstrich zwischen den Anden und dem stillen Ocean erfreut sich eines gleichmäßigen Klima's; Regen und heftige Stürme sind fast unbekannt, während die Nächte von erfrischendem Thau begleitet sind. Der größere Theil dieser Gegend besteht aus Sandwüsten, die von nackten Felsen durchschnitten sind, aber überall,

wo ein von den Anden herabkommender Fluß oder Bach mächtig genug ist, sich bis zum Meere den Weg zu bahnen, schließt dessen Ufer ein üppiges, fruchtbares Thal ein. Diese Thäler von größerer oder geringerer Ausdehnung und in verschiedenen Zwischenräumen bilden von der Bai von Guayaquil bis zum Flusse Loa, der Peru von Bolivia trennt, die einzigen Unterbrechungen der Wüsteneinförmigkeit und eignen sich ganz vorzüglich zum Anbau von Baumwolle, Wein, Oliven und Zuckerrohr.

Man hat aus diesen Thälern bereits unermeßlichen Reichthum gezogen und ihre Ertragsfähigkeit würde sich noch unendlich steigern lassen, wenn man darauf bedacht sein wollte, sich durch zweckmäßige Vorrichtungen einen regelmäßigen Wasservorrath zu sichern. Das Thal von Cañeta, südlich von Lima, das sich in den Händen von sechs unternehmenden Eigenthümern befindet, und das ganz mit Zuckerrohrpflanzungen bedeckt ist, gab im Jahre 1860 für eine Million Dollars Zucker, der allein durch Chinesen und freie Neger erbaut wurde. Weiter südlich geben die Thäler Pisco und Yca, wo namentlich Don Domingo Elias und seine Söhne thätig sind, 70,000 Botijas eines unter dem Namen Pisco bekannten Spiritus, 10,000 Faß ausgezeichneten Weines, 800,000 Pfund Baumwolle und 40,000 Pfund Cochenille. Noch weiter südlich, in den Departements Moquegna und Arequipa, giebt es noch viele andere Thäler, die ihre Eigenthümer durch den Ertrag ihrer Zuckerrohrpflanzungen bereichern, und in dem Tambo-Thale bei Arequipa giebt es 5000 Olivenbäume und sieben Mühlen.

Es ist gerade jetzt, wo die Baumwollenfrage so allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, gewiß erfreulich zu erfahren, daß die Landeigenthümer an der Küste von Peru diese Sache sehr ernst ins Auge gefaßt haben und daß seit dem Jahre 1860 die Baumwollen-Cultur eine bevorzugte Speculation geworden ist. Boden und Klima dieser Küstenthäler sind dem Baumwollenbau ganz vorzüglich günstig, und obgleich die Quantität, die hier gewonnen werden könnte, im Verhältniß zu dem ungeheuren Bedarf von Manchester unbedeutend sein würde, so ist doch die Qualität gut und damit eins von den vielen Hülfsmitteln gewonnen, die

uns ſpäter von den Conföderirten Staaten unabhängiger machen können. Die Beſitzungen des Don Domingo Elias und Anderer in den Thälern Yca, Palpa, San Xavier und Nasca geben 800,000 Pfund vorzüglicher Baumwolle. Auch wird aus dem Hafen von Payta eine ziemliche Quantität Baumwolle verſchifft, wovon in Liverpool das Pfund mit 8 bis 9½ Pence bezahlt wird. In dem Thale von Lambayeque, zwiſchen Payta und Lima, das außerdem auch große Quantitäten von Tabak, Zucker, Reis und Mais erzeugt, hat man in neueſter Zeit den Baumwollenbau in großartigem Maßſtab begonnen. Im Jahre 1860 befanden ſich in den Diſtrikten Talambo, Cayalti, Collus und Calupe bereits 600,000 Pflanzen in der Erde, während auf benachbarten Beſitzungen große Landſtrecken für den Baumwollenbau vorbereitet worden waren. In Talambo, im Thale Pacasmayo, giebt es viele biscayiſche Familien, im Ganzen 176 Seelen zählend, die ſich ausſchließend mit Baumwollenbau beſchäftigen, und der Ertrag dieſes Diſtricts belief ſich im erſten Jahre auf 800,000 Pfund. In der Provinz Chiclayo wurden 1860 gegen 700,000 Pflanzen in den Boden gebracht und andere große Landſtrecken für den Baumwollenbau vorbereitet. Dieſe Baumwolle bauenden Provinzen Lambayeque, Chiclayo und Truxillo ſind fruchtbar und gut bewäſſert; Stürme und Regen ſind unbekannt und es herrſcht ein gleichmäßiges Klima mit einer durchſchnittlichen Temperatur von 70 bis 84° F. Man hat berechnet, daß, nach Abzug eines Fünftheils des culturfähigen Landes zur Erbauung der nöthigen Lebensmittel für die Einwohner, in dieſen Provinzen gegen 140,000 Fanegadas Land zum Baumwollenbau verwendet werden könnten*). Nimmt man an, daß jede Pflanze vier Fuß Raum brauche und jährlich vier Pfund Ertrag gebe, ſo würden dieſe 140,000 Fanegadas einen jährlichen Ertrag von 580,000,000 Pfd. Baumwolle geben, die, wenn man den Centner am Ausführungshafen mit zwölf Dollars berechnet, eine Summe von 69,600,000 Dollars vertreten. Zieht man hiervon 22,400,000 Dollars Koſten ab, ſo bleibt ein Gewinn von 47,200,000 Dol-

*) 1 Fanegada = 41,472 Quadrat-Varas (Ellen), 1 Acker = 4840 Varas.

lars. Aber diese Provinzen enthalten nur einen kleinen Theil der fruchtbaren Küstenthäler Peru's, und es ist nicht zu bezweifeln, daß, wenn die Speculationen des Jahres 1860 einen guten Gewinn bringen, die Baumwollencultur sich bald über ein ungeheures Gebiet erstrecken und Peru sich zu einer wichtigen Quelle für den europäischen Baumwollenbedarf erheben wird.

Die Hochebenen der Anden erzeugen hinreichenden Mais, Weizen und Zucker für den heimischen Bedarf, aber ihr hauptsächlicher ausführbarer Reichthum besteht in den ungeheuren Heerden von Schafen und Alpacas, die in dem grasigen Hochland ihre Weide finden, und in Gold- und Silberadern und Goldwäschereien. Es wird jährlich für ungefähr 400,000 Pfd. Sterl. Wolle ausgeführt. Die Ausfuhr an edlem Metall belief sich 1859 auf 200,000 Pfd. Sterl., wovon 34,705 Pfd. Sterl. von Islay und 32,000 Pfd Sterl. von Arica ausgeführt wurden; doch besteht ein Theil davon in geprägtem Golde und „Chafalonia" oder altem Silbergeräthe.

Außer der Gewinnung dieser verschiedenen werthvollen Erzeugnisse der Küstenthäler und der Sierra bieten auch noch die ungeheuren Wälder auf der östlichen Seite der Anden und die großen Flußstraßen, welche dieselben nach dem atlantischen Ocean hin durchschneiden, ein unerschöpfliches Feld der Unternehmungen. Man fängt jetzt erst an, die unglaublichen Hülfsmittel dieses Theils von Peru gehörig zu erkennen, obschon sich schon vor zehn und selbst zwanzig Jahren die ersten Regungen von Leben und Verkehr auf dem mächtigen Amazonenstrome und seinen Zuflüssen kundgegeben hatten. Kleine Handelsleute, die Vorläufer einer rührigen Zukunft, hatten angefangen, thätig ihre kleinen Geschäfte zu betreiben; mit Hängematten, Häuten, Wachs, Sarsaparilla, Kopaivbalsam und anderen Walderzeugnissen beladene Canoes fahren bis nach Para an der Mündung des Amazonenflusses hinab, um mit europäischen Manufacturwaaren zurückzukehren. Seit einigen Jahren ist jedoch in dieser Beziehung ein ungeheurer Fortschritt gemacht worden. Im Jahre 1857 ließ eine brasilianische Gesellschaft auf dem Amazonenstrome und seinen Nebenflüssen acht Dampfschiffe gehen, die Passagiere beförderten und auf- und ab-

wärts einen unaufhörlichen Handelsverkehr unterhielten. Im Jahre 1853 wurden Anstalten getroffen, die brasilianische Dampfschifffahrtslinie mit einer peruanischen Schifffahrtslinie für das obere Flußgebiet zu verbinden, und es langten zu diesem Zwecke von New-York zwei kleine Dampfboote an. Die Revolution des Jahres 1854 machte dieser Unternehmung zeitweilig ein Ende und man ließ die beiden Dampfboote in Nauta, 2300 engl. Meilen stromaufwärts, verfaulen. Neuerdings aber sind aufs Neue Schritte geschehen, die peruanischen Nebenflüsse des Amazonenstromes mit Dampfschiffen zu versehen, dadurch Ansiedelungen zu befördern, Handel und Verkehr herbeizuziehen und auf diese Weise den unberechenbaren Reichthum der am Amazonenstrome gelegenen Provinzen Peru's flüssig zu machen.

Im October 1858 einigten sich Brasilien und Peru zu einer Schifffahrts-Convention, welche die Schifffahrt auf dem Amazonenstrome unter gewissen Beschränkungen freigab, und im Februar 1860 langte der brasilianische Dampfer „Tabatinga" in Laguna an, das an dem peruanischen Flusse Huallaga, ungefähr 3000 engl. Meilen von der Mündung des Amazonenstromes, entfernt liegt. Inzwischen hat auch die peruanische Regierung die Erbauung von Dampfbooten angeordnet, welche in Verbindung mit der brasilianischen Linie die oberen Nebenflüsse des Amazonenstromes befahren sollen; zugleich sollen Wege angelegt werden, um die im Innern gelegenen Städte mit den nächsten schiffbaren Punkten der Nebenflüsse des Amazonenstromes in Verbindung zu bringen. Im Juni 1860 brach eine Gesellschaft von sechs Männern von Huanuco auf, um die östlich gelegenen ungeheuren waldbedeckten Ebenen zu durchforschen, die unter dem Namen der „Pampas del Sacramento" bekannt sind, und im Juli arbeitete man bereits an dem Wege, der Huanuco mit dem schiffbaren Theile des Flusses Ucayali, eine Entfernung von 150 Meilen, verbinden soll. Am Flusse Pozuzu ist eine kleine deutsche Colonie entstanden. Andere Maßregeln ähnlicher Art werden beabsichtigt, und es ist fast unmöglich, die schnelle und sichere Zunahme an Reichthum zu berechnen, welche für diese seither vernachlässigte Region nicht ausbleiben kann, sobald sie mit

der Dampfschifffahrt in Verbindung gebracht und in den Bereich eines Marktes gezogen wird. Para, an der Mündung des Amazonenstromes, übertrifft an Zahl seiner Ausfuhrwaaren, alles Erzeugnisse der Gegenden, deren Ausgangspunkt es bildet, fast schon jeden andern Hafen der Erde.

Aber die merkwürdigste Quelle peruanischen Reichthums, eine Quelle, die das Finanzsystem des Landes in einer Weise beeinflußt hat, welche kaum irgendwo ihres Gleichen haben dürfte, ist der Guano der an der Küste gelegenen öden Inseln. Als die südamerikanischen Republiken dem Handel geöffnet wurden, entdeckte man bald den Werth des Guano's als Dünger; der Bedarf nahm schnell zu und die peruanische Regierung säumte nicht, sich diese, wie sie meinte unerschöpfliche Quelle des Reichthums zu Nutze zu machen *). Die drei Chincha-Inseln in der Bai von Pisco enthielten 1853

*) Der Gebrauch des Guano's als Dünger war schon den alten Peruanern vor der spanischen Eroberung bekannt. Garzilasso de la Vega, der Geschichtschreiber der Incas, berichtet darüber folgendes: „An der Meeresküste, von Arequipa bis Tarapaca, ein Küstengebiet von 200 Leguas, braucht man keinen anderen Dünger als den von Seevögeln, die an der ganzen Küste von Peru in so ungeheuren Flügen vorhanden sind, daß man sich keinen Begriff davon machen kann, wenn man sie nicht gesehen hat. Sie brüten auf gewissen an dieser Küste gelegenen unbewohnten Inseln und setzen dort unglaubliche Massen von Dünger ab. Von ferne erscheinen diese Düngerhaufen wie die Gipfel eines Schneegebirges. Zur Zeit der Inca-Könige war man so sorgsam auf Beschützung dieser Vögel bedacht, daß es bei Todesstrafe verboten war, während der Brütezeit an diesen Inseln zu landen, damit diese Vögel nicht erschreckt oder von ihren Nestern verscheucht würden. Ebenso war es bei Todesstrafe verboten, zu irgend einer Zeit auf den Inseln oder anderswo diese Vögel zu tödten. Jede Insel war auf Befehl der Incas einer besonderen Provinz zugewiesen und der Guano wurde redlich getheilt, so daß jedes Dorf den Theil empfing, den es brauchte. In jetziger Zeit wird er in anderer Weise verschwendet. Dieser Vogeldünger ist sehr fruchtbar." (II. Lib. V. Cap. III. p. 134; Madrid 1723.) — Frezier („South Sea" S. 152, London 1717) berichtet, daß man, als er 1713 an der Küste gewesen sei, Guano von Iquipue und anderen Häfen längs der Küste nach Arica und Ylo gebracht und zur Düngung des Ajipfeffers und anderer Ernten gebraucht habe.

eine Masse von 12,376,100 Tonnen Guano, und da seit dieser Zeit bis zum Jahre 1860 2,837 365 Tonnen ausgeführt worden sind, so waren im Jahre 1861 noch 9,538,735 Tonnen vorhanden. Im Jahre 1860 nahmen an den Chincha-Inseln 433 Schiffe eine Ladung von 348,554 Tonnen ein, so daß nach obigem Maßstab der Guano nur noch für dreiundzwanzig Jahre oder bis 1883 ausreichen wird. Das Guano-Monopol bringt dem Staate eine Revenue von 14,850,000 Dollars.

In Peru werden selbst die dürrsten Wüsten zu Quellen unermeßlichen Reichthums; denn während die öden Chinchas dem Staatsschatz Millionen einbringen, trägt die Pampa von Tamarugal in der Provinz Tarapaca durch ihr salpetersaures Soda (salitre) und ihren boraxsauren Kalk zur Vermehrung des Reichthums dieses bevorzugten Landes bei. Man hat berechnet, daß der dieses salpetersaure Soda enthaltende Boden dieser Provinz fünfzig Quadratleguas bedecke, und rechnet man hiernach hundert Pfund salpetersaures Salz auf jede Quadrat-Elle, so giebt dies eine Summe von 63,000,000 Tonnen, die nach dem Maßstab des gegenwärtigen Verbrauchs für 1393 Jahre ausreichen. Im Jahre 1860 betrug die Ausfuhr von salpetersaurem Soda aus dem Hafen Iquipue 1,370,248 Centner; es wird auch ein gut Theil Borax ausgeführt, obgleich dessen Verschiffung von Seiten der Regierung verboten ist.

Der ausgedehnte Gebrauch von Guano und salpetersaurem Soda als obere Düngung für Getreide ist eine Erfindung der Neuzeit, die erst in der Zeit von 1824 und 1829 in England zur allgemeineren Geltung kam. Ich glaube, die Landwirthe halten Guano und salpetersaures Soda als obere Düngung für Getreide für gleich wirksam, und es ist jetzt für den Ackerbau eine Sache von wesentlicher Bedeutung, die Preise dieser Düngemittel, die noch immer respective zwölf und sechzehn Pfund Sterling für die Tonne betragen, zu verringern. Die zu diesem Zwecke unternommene sorgfältige Forschung nach Guanolagern in anderen Theilen der Welt hat jedoch 1843 nur zur Entdeckung der Guanolager von Ichabon an der afrikanischen Küste und später zur Entdeckung

des Guano's der arabischen Kuria-Muria-Inseln geführt. Das Lager von Ichabon war bis zu Ende des Jahres 1845 vollkommen abgeräumt, während das der Kuria-Muria-Insel Jiblena noch bearbeitet wird. Der hier gewonnene Guano ist jedoch weit geringer als der Guano der peruanischen Inseln. So haben die Bemühungen, andere Guano-Lager zu entdecken und dadurch den Preis dieses Düngemittels herunterzubringen, im Ganzen keinen sonderlichen Erfolg gehabt, und die Peruaner können daher ihrer seltsamen Einnahmequelle noch für zwanzig und einige Jahre sicher sein. Ein seltsameres Mittel zur Bestreitung fast aller Staatsausgaben ist wohl noch nicht vorgekommen. Im Jahre 1859 betrugen die Ausgaben 20,387,756 Dollars, und drei Viertheile dieser Summe wurden durch Abschaufelung der Misthaufen einer öden Küsten-Insel gewonnen!

Eine kluge Regierung würde das Guano-Monopol als einen außerordentlichen Einnahmeposten in Anschlag gebracht und ihn zur Abzahlung der inneren und fremden Staatsschulden, zur Ausführung öffentlicher Arbeiten, zu Verbesserungen u. s. w. angewendet haben; den Peruanern aber scheint diese erstaunliche Zunahme ihres Einkommens die Köpfe verdreht zu haben, und man verschwendet diese Einnahme mit der unverantwortlichsten Sorglosigkeit. Die Zinsen der fremden Schuld hat man allerdings bezahlt, auf anderer Seite aber sind die großen Einnahmen entweder, wie unter Echenique's Verwaltung, unterschlagen, oder zu ungeheuren und unnöthigen Kriegsrüstungen und zu übermäßigen Gehalten und Pensionen verwendet worden. Tausende von Familien leben jetzt auf Kosten des Staates, und wenn die Guano-Einnahme einst aufhört, so wird ein bitteres und weit verbreitetes Elend eintreten. Auf das Guano-Monopol sich verlassend, hat man fast alle Steuern, darunter die Kopfsteuer der Indianer, abgeschafft und das Staatseinkommen auf drei Posten — Guano, Zölle und Stempelgeld — reducirt. Es wird jeder Congreßversammlung ein zweijähriges, die Einnahmen und Ausgaben enthaltendes Budget vorgelegt. Ich habe diese Budgets von mehreren Jahren vor mir, aber das von 1859 wird genügen, die außer-

ordentliche Art der Einnahme und die noch außerordentlichere Art ihrer Verwendung erkennen zu lassen:

| Einnahme. | | Ausgabe. | |
|---|---|---|---|
| Guano . . . . | 15,875,352 Doll. | Diäten ꝛc. der Congreßmitglieder . | 211,084 Doll. |
| Zölle u. s. w. . . | 5,079,439 „ | Heer u. Flotte, nebst Pensionen . . | 9,746,432 „ |
| Ueberschuß von 1858 | 938,389 „ | Civilgehalte u. Pensionen . . . . | 2,129,904 „ |
| | | Gehalte der Geistlichkeit. . . . | 63,296 „ |
| | | Oeffentliche Arbeiten | 718,124 „ |
| | | Erziehungs- u. wohlthätige Anstalten | 332,471 „ |
| | | Polizei . . . . | 92,807 „ |
| | | Entschädigung für Sklaven und zur Ausgleichung der inneren Schuld . | 1,576,004 „ |
| | | Einlösung von Obligationen . . . | 3,218,700 „ |
| | | Vermischtes . . . | 107,146 „ |
| | | Interessen aller Art | 2,191,777 „ |
| | 21,893,180 Doll. | | 20,387,745 Doll. |
| | | Ueberschuß: | 1,505,435 „ |
| | | | 21,893,180 Doll. |

Die fremde Schuld beträgt 24,205,400 Dollars und die innere mit der Sklaven-Entschädigung beläuft sich auf eine weit größere Summe. Aber die hauptsächliche Last für die Staatskasse ist das ungeheure Heer von 15,000 Mann für eine Bevölkerung von weniger als zwei Millionen, mit 2000 Officieren, von welchen auch diejenigen, die nicht in activem Dienste stehen, ihren vollen Gehalt behalten. Dies wird erkennen lassen, wie viele Familien in Ueppigkeit und Nichtsthun von dem Staatseinkommen leben, und welches Elend einem plötzlichen Aufhören ihrer Einnahme folgen wird, das nicht ausbleiben kann, wenn einst der Guano zu Ende geht. Es wird für eine zukünftige Regierung eine schwierige

Aufgabe werden, die geeigneten Mittel zur Versorgung einer schwerfälligen Armee und einer großen Schaar hungriger Officiere aufzufinden. Den besten Rath hat in dieser Beziehung der verstorbene General Miller ertheilt, der als Gouverneur von Cuzco schon 1836 die Einrichtung von Militärcolonien in den Wäldern auf der Ostseite der Anden vorschlug und damit den Weg zeigte, ein gefährliches Werkzeug des Verraths und des Aufruhrs in ein Mittel zur Bereicherung des Landes zu verwandeln.

Die Justizverwaltung ist in Peru trotz ausgezeichneter Gesetze so verderbt, daß es besser ist, diesen Gegenstand, in der Hoffnung, daß es einst besser werde, ganz unberührt zu lassen. Ebenso verhält es sich mit der Polizei. Es muß für das Land in der That noch viel geschehen, aber es ist, glaube ich, von der neuen Generation, den jungen Leuten, die jetzt im Begriff stehen, dem öffentlichen Leben ihre Thätigkeit zu widmen, auch viel zu erwarten. Viele derselben sind in Europa erzogen und durch Reisen und gründliche Studien gebildet worden und streben danach, sich im Staatsdienste auszuzeichnen. In der Literatur haben sie bereits beachtenswerthe Strebsamkeit und Befähigung kundgegeben. Die Zeitschrift „Revista de Lima“ enthält archäologische, biographische, historische und staatswissenschaftliche Aufsätze, die gewöhnlich gut geschrieben sind und von Leuten herrühren, welche offenbar eine gediegene Lebensrichtung haben. Die Mitarbeiter, unter welchen besonders die Herren Lavalle Ulloa, Pardo, Flores, Masias und der Maler Laso genannt werden, sind sämmtlich junge Männer, die eine Carriere vor sich haben. Auch ist es ein gutes Zeichen, daß man jetzt ernstlich darauf bedacht ist, historische Materialien, die seit langer Zeit nur im Manuscript oder in seltenen alten Ausgaben vorhanden gewesen sind, herauszugeben oder neu drucken zu lassen. So hat Don Manuel Fuentes, der Verfasser einer „Estadistica de Lima“, neuerdings ein interessantes sechsbändiges Werk über die Verwaltung verschiedener spanischer Vicekönige Peru's und eine neue Ausgabe des „Mercurio Peruano“ veröffentlicht, und von dem durch seine Gelehrsamkeit und seinen Forschungseifer

ausgezeichneten Don Sebastian Lorente erwartete man eine zu Paris erscheinende Geschichte von Peru.

Dieser flüchtige Blick auf die gegenwärtigen Verhältnisse Peru's hinsichtlich seiner Regierung, seiner materiellen Hülfsmittel und seiner Literatur wird hoffentlich erkennen lassen, daß das Volk dieser südamerikanischen Staaten nicht so hoffnungslos entartet ist, wie es nach manchen Reiseberichten erscheinen kann, und daß man die Hoffnung auf eine bessere Zukunft nicht aufzugeben braucht. Denn man muß bedenken, daß Peru nichts weniger als das Muster dieser Republiken ist und daß die Chilenen in Bezug auf Regierung, Handel, Ackerbau und Literatur eine wohl zehnmal größere Befähigung an den Tag gelegt haben. Es würde ebenso irrthümlich als ungerecht sein, wollte man das Volk dieser südamerikanischen Staaten nach ihrer Geschichte seit der Unabhängigkeit beurtheilen; man muß vielmehr annehmen, daß es unter günstigeren Verhältnissen in jeder Beziehung besserer Zustände fähig sein werde. Jede Nation hat ihren Anfang, eine unvermeidliche und vielleicht nothwendige schwere Prüfungszeit zu überstehen — wie sollte man von Südamerika einen Sprung erwarten, den noch kein anderes Land hat machen können?

---

## Elftes Kapitel.

Transport der Pflanzen- und Samensammlung von Südamerika nach Indien. — Erfolg der Pflanzensammlung in anderen Theilen Südamerika's. — Getrocknete Pflanzen. — Das Nilgerri-Gebirge in Indien. — Ankunft der Pflanzen in Indien. — Depôt in Kew. — Folgen der Einführung der Chinchonapflanzen in Indien für den südamerikanischen Handel. — Uebersicht der Erfolge der Chinchona-Cultur in Indien.

Wie meine eigenen Bemühungen in den Wäldern von Caravaya waren auch die Bemühungen derjenigen, die beauftragt waren in andern Gegenden Südamerika's die verschiedenen Arten der Chinchona zu sammeln, von den besten Erfolgen begleitet gewesen. Der

Botaniker Richard Spruce, der seine Arbeit gleich nach Empfang meiner Aufforderung schon im Juli 1859 begonnen hatte, sammelte an den westlichen Abhängen des Chimborasso in der Republik Ecuador Pflanzen und Samen der Rothrinde (C. succirubra); Herr Pritchett sammelte in der Huanuco-Region im nördlichen Peru die die sogenannte „graue Rinde" gebenden Chinchona-Arten, während Herr Croß, der erfahrene Gärtner, der Herrn Spruce in Ecuador so umsichtigen Beistand geleistet, gleich nachdem er die von diesem gesammelten Pflanzen nach Indien gebracht, im Herbst des Jahres 1861 zum zweiten Male nach Südamerika sich begab, um in der Loxa-Region Samen der C. Condaminea zu sammeln, sodaß schließlich, meinem ursprünglichen Plan entgegen, die C. lancifolia Neu-Granada's die einzige Species blieb, die nicht erlangt worden war.

Was die Arbeiten in Südamerika selber anlangte, so war jedes Hinderniß glücklich überwunden und der Zweck des großen Unternehmens glücklich erreicht worden. Es wurden nicht nur Pflanzen- und Samensammlungen glücklich an die Küste gebracht, sondern die Sammler waren auch allenthalben darauf bedacht gewesen, sich mit den botanischen Einzelheiten der Chinchona-Bäume zu versehen, so daß Blätter, Blumen, Früchte und Rinde jeder Species, die nach England gebracht wurden, die Identität der werthvollen Species, welchen Pflanzen und Samen angehörten, außer allen Zweifel stellen konnten. Meine Sammlung getrockneter Pflanzen-Exemplare, Blätter, Blumen, Früchte und Rinde der C. Calisaya, Blätter und Blumen der C. micrantha, Blätter und Früchte der C. Caravayensis, die Frucht der Pimentelia glomerata und die Rinde von den Zweigen fast aller Chinchonaarten und der ihnen verwandten Genera der Wälder von Caravaya enthaltend, befindet sich in dem Museum und Herbarium zu Kew, wo auch Spruce seine Sammlung von allen Theilen der C. succirubra niedergelegt hat. Aber nachdem wir diese kostbaren Maulthierladungen nach der peruanischen Küste geschafft und glücklich eingeschifft hatten, war nur erst die Hälfte der Schwierigkeiten überwunden und ich konnte mir nicht verschweigen, daß noch manches Mißlingen und manche Täuschung zu erwarten war, ehe die Pflanzen glücklich den

Ort ihrer Bestimmung erreicht haben würden. Hinsichtlich des Samens war nichts zu befürchten, die Pflanzen aber hatten, da uns die Mittel nicht geboten waren, sie unmittelbar über das stille Meer zu schiffen, eine über alle Maßen lange Probe auszuhalten. Aber es war für den Aufschwung der jungen Pflanzungen in Indien, wenn Pflanzen und Samen zugleich dort eingeführt wurden, ein zu großer Vortheil, und der glückliche Erfolg, wovon wenigstens einer der Transporte unter besonders günstigen Umständen begleitet war, hat den Versuch vollkommen gerechtfertigt.

Nach sorgfältiger Erwägung hatte man das Nilgerri-Gebirge in der Präsidentschaft Madras für den geeignetsten Ort zu versuchsweiser Cultur der Chinchona-Pflanze in Indien erklärt. Dieses Gebirge, zwischen 11° 10′ und 11° 32′ nördl. Breite und 76° 59′ und 77° 31′ östlicher Länge, bildet südlich vom Himalaya die höchste Gebirgsmasse in Indien, deren höchster Gipfel, Doda betta, sich 8610 Fuß über den Meeresspiegel erhebt. Das Gebiet dieser Gebirge umfaßt 268,494 Acker, wovon 24,000 sich unter Anbau befinden. Hier giebt es ein Klima, ein Maß von Feuchtigkeit, eine Vegetation und eine Meereshöhe, die den Chinchona-Wäldern Südamerika's in einer Weise entsprechen, wie es in keinem andern Theile Indiens der Fall ist. In den Gouvernements-Gärten zu Ootacamund in dem Nilgerri-Gebirge waren die nöthigen Einrichtungen zur Pflege und Vervielfältigung der Pflanzen und zur Benutzung des Samens geboten, und William Mac-Ivor, der Oberaufseher, war ein sorgsamer, verständiger und praktischer Gärtner, der die Botanik der Chinchona-Pflanzen sorgfältig studirt hatte und unter dessen Pflege das wichtige Unternehmen den möglichsten Erfolg versprach. Von dem Nilgerri-Gebirge ließen sich dann die Chinchona-Pflanzen noch in andere ihrem Anbau entsprechende Berggegenden des südlichen Indiens verpflanzen.

Ich hatte die Herren Spruce und Pritchett, einer mir von England gewordenen Weisung gemäß, beauftragt, kleine Quantitäten von Samen jeder Chinchonaart nach Jamaica und Trinidad zu schicken, sodaß zugleich auch die Einführung der Fieberrinden-

Bäume in den britisch-westindischen Colonien bewirkt würde. Die Hauptmasse der Sammlungen aber sollte, gleich nach der Ankunft an der peruanischen Küste, auf dem Umwege über Southampton nach Indien geschafft werden. Die dreißig zum Transport der Pflanzen bestimmten Gefäße, die ich um das Cap Horn nach Südamerika hatte befördern lassen, waren drei Fuß zwei Zoll lang, zehn Fuß zehn Zoll breit und drei Fuß zwei Zoll hoch, und mit Boden und Pflanzen wog jedes etwas über drei Centner. Die Pflanzen der C. Calisaya, C. ovata und C. micrantha füllten funfzehn dieser Gefäße, die andern funfzehn nahmen in Guayaquil die Sammlung der C. succirubra auf. Außerdem hatte ich noch sechs Gefäße von geringerem Umfang in Lima für die Pflanzen von Huanuco herstellen lassen. Die funfzehn Gefäße mit den Chinchona-Pflanzen aus Caravaya verließen den Hafen von Islay am 23 Juni und erreichten Panama am 6. Juli 1860, wo bereits 207 Pflanzen frische Keime getrieben hatten. Bei der Ankunft in England im August waren diese 207 Pflanzen im frischesten Zustande, der bis zur Ankunft in Alexandria im September sich erhielt. Die Hitze des rothen Meeres aber, wo das Thermometer von 99° in der Nacht bis auf 107° am Tage stieg, war eine zu schwere Prüfung für sie, deren üble Folgen noch durch einen achttägigen Aufenthalt in Bombay vermehrt wurden. Die Wurzeln wurden von Fäulniß ergriffen, doch waren die Blätter bei der Ankunft auf dem Nilgerri-Gebirge noch frisch und es wurden mehrere hundert grüne Ableger davon gemacht, die jedoch nicht Wurzel schlugen. Die Gefäße mit den Pflanzen von Huanuco verließen Lima im September und waren bei der Ankunft in England ebenfalls im besten Zustande, bei der Ankunft in Indien aber sämmtlich abgestorben. Die Sammlung der Rothrinde, unter der Obhut des Herrn Croß, ging am 2. Januar 1861 von Guayaquil ab und erreichte England im trefflichsten Zustande. Sechs Pflanzen wurden aus Vorsicht in Kew zurückgelassen und durch sechs Pflanzen der C. Calisaya ersetzt. In dieser Jahreszeit ist das Klima des rothen Meeres ziemlich kühl, und diesem Umstande sowohl als auch der verständigen Pflege eines tüchtigen praktischen Gärtners war es zu danken, daß dem Ober-

aufseher der Gärten des Nilgerri-Gebirges 463 Pflanzen der C. succirubra und 6 Pflanzen der C. Calisaya übergeben werden konnten, die sämmtlich so kräftig und gesund waren, wie es nach einer solchen Reise überhaupt erwartet werden konnte. Der Samen der „grauen Rinde" sowohl, der früh im Januar 1861 auf das Nilgerri-Gebirge gelangte, als auch der Samen der „rothen Rinde", der im folgenden März ankam, ging reichlich auf. Im Februar 1862 erreichte auch der Samen der C. Condaminea den Ort seiner Bestimmung im südlichen Indien. Um für alle Fälle gedeckt zu sein, wurde ein Theil des Samens jeder Species in England zurückgelassen und auf diese Weise in den Gärten von Kew ein Depôt junger Chinchona-Pflanzen begründet, auf das man bei möglichen Unglücksfällen in den Anpflanzungen in Indien zurückgehen konnte. Auch Ceylon erhielt Samen von jeder der verschiedenen Species, welchem Hooker einige Pflanzen der C. Calisaya von seinem Vorrathe in Kew beifügte.

So war, einige Täuschungen abgerechnet, der Zweck des von dem Staatssecretär für Indien, Lord Stanley, eingeleiteten Unternehmens als vollkommen erreicht zu betrachten. Schon im Frühling des Jahres 1861 war das Nilgerri-Gebirge mit einem großen Vorrath von Pflanzen und jungen Sämlingen versehen, und gegenwärtig grünen im südlichen Indien und auf Ceylon tausende von schnell sich vermehrenden Chinchona-Pflanzen aller werthvolleren Species. Wenn die Ausführung von Pflanzen und Samen dieser werthvollen Chinchona-Arten aus Südamerika dem Volke und dem Handel von Peru oder Ecuador in irgend einer Weise Nachtheil bringen sollte, so würde dies bei der Theilnahme, die ich seit Jahren für diese Länder gefühlt habe, sehr betrübend für mich sein; aber ich habe keine Besorgniß, daß der Anbau dieser Pflanzen in anderen Theilen der Welt eine derartige Folge haben werde. Die Nachfrage nach Chinarinde wird auf dem südamerikanischen Markte stets eine bedeutende bleiben und die Chinchona-Cultur in Indien und Java wird nur eine Verringerung des Preises bewirken und das unschätzbare Fiebermittel, ohne den Handel von Peru und Ecuador zu beeinträchtigen, in den Bereich einer ungeheuren

Menschenmasse bringen, die seither von dessen Gebrauch ausgeschlossen gewesen ist. Ich glaube, die Südamerikaner werden hierdurch nicht nur keinen Nachtheil erleiden, sondern im Gegentheil, wie die übrige Menschheit, mit der Zeit Vortheil gewinnen. Seither haben sie mit sorgloser Kurzsichtigkeit die Chinchona-Bäume zerstört und dadurch ihrer Sache mehr geschadet, als es irgend eine Handelsconcurrenz hätte thun können; aber es ist möglich, daß der Einfluß dauernden Friedens und fortschreitender Bildung in Zukunft ein anderes System herbeiführt, daß aufgeklärtere Ansichten Platz greifen und die Südamerikaner selber die Cultur einer Pflanze übernehmen, die in ihren Wäldern heimisch ist, die sie aber bis jetzt thöriger Weise vernachlässigt haben. Es wird dann eine Genugthuung sein, ihnen mit der von den indischen Pflanzern gesammelten Erfahrung an die Hand gehen und sie in der Anlage von Pflanzungen an den Abhängen der östlichen Anden unterstützen zu können. Unter allen Umständen haben die Südamerikaner, die Indien das Hauptnahrungsmittel von Millionen ihrer Landsleute, der alten Welt ihre werthvollsten Erzeugnisse — Weizen, Gerste, Aepfel, Pfirsiche, Zuckerrohr, die Rebe, Reis, Oliven, Schafe, Rinder und Pferde verdanken, kaum ein Recht, Indien ein Erzeugniß vorzuenthalten, das für die Wohlfahrt dieses Landes so unumgänglich nöthig ist. Auch glaube ich nicht, daß die besser unterrichteten Peruaner von einer derartigen Absicht ausgehen; es haben sich im Gegentheil viele derselben bereit gezeigt, einen freundschaftlichen Austausch der Produete der alten und neuen Welt zu fördern, und wenn am 1. Mai 1861 in Ecuador, wo Herr Spruce gesammelt hatte, nachträglich eine Verordnung erlassen wurde, die Jedem, sei es In- oder Ausländer, verbot, Pflanzen, Ableger oder Samen des Quina-Baumes zu sammeln, bei Strafe von 100 Dollars für jede Pflanze und jede Drachme Samen, so konnte man diese Maßregel, ebenso wie die zahlreichen Hindernisse, die mir selber im südlichen Peru in den Weg gelegt wurden, nur der engherzigen Selbstsucht halbgebildeter Beamten oder dem Patriotismus unwissender Hinterwäldler zuschreiben. Der gebildete Theil

des Volkes oder die indianische Bevölkerung ist solcher Engherzigkeit fremd.

Die Einführung der Chinchona-Cultur in Indien ist ein Ereigniß, dessen segensreiche Wirkungen man nicht hoch genug veranschlagen kann. In Beziehung auf den Handel wird sie die indischen Ausfuhrartikel um einen wichtigen Gegenstand vermehren und der europäischen Gesellschaft einen billigen und ausdauernden Zufluß eines Artikels zuführen, der in tropischen Gegenden für sie ein Lebensbedürfniß geworden ist, während den Eingeborenen vom Fieber heimgesuchter Länder die heilende Rinde in Zukunft überall vor der Thüre wachsen wird. Seitdem unter den Truppen in Indien die Anwendung von Chinin mehr in Gebrauch gekommen ist, hat sich eine stetige Verminderung der Sterblichkeit herausgestellt, denn während im Jahre 1830 von den Fieberkranken durchschnittlich 3,66 Procent starben, betrug die Sterblichkeit im Jahre 1856 unter einem von Peschawer bis Pegu zerstreut liegenden Heere von 18,000 Mann nur 1 Procent. Die Chinchona-Cultur in Indien wird nicht nur denjenigen, die sich bereits der Wohlthat des Chinins erfreuen, einen ausdauernden und billigen Zufluß sichern, sondern auch diese Wohlthat Millionen anderer Menschen zugänglich machen, die sie seither nicht erlangen konnten. Es werden somit durch die Heilkraft des Chinins jährlich unzählige Menschen gerettet werden.

Zu welcher Ausdehnung aber und zu welchem die Bürgschaft für die Zukunft in sich tragenden Gedeihen die Chinchona-Pflanzungen auf dem Gebirge des südlichen Indiens, auf Ceylon und dem östlichen Himalaya-Gebirge nach zwei mühevollen Jahren bereits gelangt sind, ergiebt sich zur Genüge aus nachstehender Uebersicht, welcher die neuesten Berichte vom Herbst des Jahres 1862 zu Grunde liegen.

Die Zahl der auf dem Nilgerri-Gebirge cultivirten Chinchona-Pflanzen belief sich am 31. August 1862 auf 72,568, worunter die C. succirubra mit 30,150, die C. Calisaya mit

1050, die C. Condaminea (var. Uritusinga) mit 41, die C. Condaminea (var. Chahuarguera) mit 20,030, die C. Condaminea (var. crispa) mit 236, die C. lancifolia mit 1, die C. nitida mit 8500, die C. micrantha mit 7400, die C. Peruviana mit 2295, die C. Pahudiana mit 425 und verschiedene namenlose Species mit 2440 Exemplaren vertreten waren. Die Gesammtzahl der in den Pflanzungen bereits dauernd umgesetzten Pflanzen betrug zu derselben Zeit 13,700, die, obgleich erst kürzlich eingesetzt, sämmtlich in gedeihlichem Zustande sich befanden; die Pflanzschulen in freier Luft und die Abhärtungsbehälter enthielten 18,076 Pflanzen, ebenfalls in frischestem Zustande, während 40,792 junge Pflanzen noch unter Glas gezogen wurden. Es giebt zu Neddi wuttum und Pycarrah vier Chinchona-Pflanzungen, die zum Theil schon gelichtet, ausgestockt und bepflanzt sind; dazu kommt noch die höher gelegene Pflanzung von Dodabetta. Die „Denison-Pflanzung" zu Neddiwuttum wird ungefähr 210 Acker bepflanzten Landes und die „Markham-Pflanzung" ungefähr 200 Acker enthalten; bei Pycarrah werden ungefähr 250 Acker sehr schönen gutbewässerten, vollständig gegen Westwinde geschützten Landes bepflanzt werden, die dem Staatssecretär für Indien zu Ehren den Namen „Wood-Pflanzung" erhalten. Dies sind, außer der Dodabetta-Pflanzung, 660 Acker. Auch werden Pflanzen an Privatpersonen abgegeben, welche die Chinchona-Cultur zu unternehmen wünschen, und waren zu Anfang des Septembers bereits 22,000 Pflanzen begehrt worden.

Die in den Bergdistricten des östlichen Himalaya-Gebirges, in Bengalen, versuchte Chinchona-Pflanzung war im Mai 1862 unter der Obhut des Dr. Anderson auf den Dardschilling-Bergen begonnen worden. Sie zählte im Anfang 84 Pflanzen der C. succirubra, 44 der C. micrantha, 48 der C. nitida, 2 der C. Peruviana, 5 der C. Calisaya und 53 der C. Pahudiana, die sich durch Ableger bis zum Juli auf 140 Pflanzen der C. succirubra, 53 der C. nitida, 43 der C. micrantha, 7 der C. Calisaya und 23 der C. Peruviana vermehrt hatten.

Die Chinchona-Pflanzung auf Ceylon, in dem Gouvernementsgarten von Hahgalle, 6210 Fuß über dem Meere, und unter der Leitung des Herrn Thwaites, Directors des königl. botanischen Gartens zu Peradenia, wurde im Frühjahr 1861 begonnen und zählte, mehrere andere gedeihende Species abgerechnet, im Juli 1862 bereits 960 aus Samen gezogene Pflanzen der C. Condaminea.

---

Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

042831

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

# Carl B. Lorck's Hausbibliothek.

## Band 1—72.

**Jeder Band von dem Umfange von 2—3 gewöhnlichen Octavbänden enthält ein vollständiges Werk.**

Preis für den Band 1 Thlr.; für den Doppelband 1⅓ Thlr.; für den Halbband ⅔ Thlr.
Die mit * bezeichneten Werke sind Doppelbände, die mit † bezeichneten Halbbände.
Die eingeklammerte Zahl bezeichnet die Nummerfolge in der Bibliothek.

## Geschichte. (23 Bände.)

### A. Ländergeschichte.

Geschichte der alten und mittleren Zeit (bis 1500). In biographischer Form bearbeitet von Dr. Adolf Geisler. (30.)

Geschichte der neueren Zeit (bis 1815). In biographischer Form bearbeitet von Dr. Adolf Geisler. (31.)

Geschichte der neuesten Zeit (von 1815—1854). Von Dr. A. Geisler. (32.)

Geschichte von Belgien. Von Hendrik Conscience. Mit Stahlstich: Egmont's Tod nach de Hoy. (2.)

Geschichte Dänemarks bis auf die neueste Zeit. Von F. A. Allen. Mit dem Portrait Christian's IV. nach K. v. Mandern. (11.)

Geschichte Norwegens. Von Andreas Faye. Mit dem Portrait Peter Tordenskjold's nach Denner. (18.)

Geschichte Frankreichs. Nach E. de Bonnechose. Mit dem Portrait Richelieu's nach Phil. Champagne. (23.)

Geschichte Spaniens. Nach Ascargorta. Mit dem Portrait Philipp's II. nach van der Werff. (20.)

Geschichte des russischen Reiches von J. H. Schnitzler. Deutsch von Dr Ed. Burckhardt. (42.)

Geschichte des osmanischen Reiches von Poujoulat. Mit dem Portrait Abdul Medschid's nach Dussault. (27.)

Geschichte der nordamerikanischen Freistaaten. Nach E. Williards. Mit dem Portrait Washington's nach Longhi. (10.)

*Geschichte von Indien von Th. Keightley. Uebersetzt und bis auf die neueste Zeit fortgeführt von J. Seybt. 2. Ausg. (58.)

### B. Geschichte einzelner Abschnitte.

Der Hansabund. Von Dr. Gustav Gallois. Mit dem Portrait Jürgen Wullenweber's von Milde. (19.)

Geschichte der engl. Revolution bis zum Tode Karl's I. Von F. Guizot. Mit dem Portrait Karl's I. (14).

**Geschichte Rich. Cromwell's und der Wiederherstellung des Königthums in England.** Von Fr. Guizot. Mit dem Portrait von Monk. (53.)

**Geschichte der englischen Republik bis zum Tode Cromwell's.** Von F. Guizot. Mit dem Portrait Cromwell's. (34.)

**Geschichte der französischen Revolution. 1789—1813.** Von F. A. Mignet. Mit dem Portrait Mirabeau's nach Raffet. (9.)

**Geschichte der Februar-Revolution.** Nach A. de Lamartine. Mit dem Portrait Lamartine's. (12.)

**Geschichte Italiens.** Von 1789—1850. Aus dem Englischen des R. H. Wrightson. 2. Ausgabe. Mit dem Portrait Pius' IX. (52.)

**Aus dem Feldlager in der Krim.** Briefe des Timescorrespondenten W. Russell. Deutsch bearbeitet von Jul. Seybt. (51.)

**Geschichte der Kalifen.** Vom Tode Mohamed's bis zum Einfall in Spanien. Von Washington Irving. (33.)

†**Garibaldi's Feldzug in beider Sicilien.** Bericht eines Augenzeugen. Von Cap. Forbes. Deutsch von J. Seybt. (70.)

**Das Türkische Reich in historisch-statistischen Schilderungen von Molbech, Chesney und Michelsen.** (35.)

## Biographie. (22 Bände.)

*Attila und seine Nachfolger. Von Amedée Thierry. Deutsch von Dr. Ed. Burckhardt. 2. Ausgabe. (43.)

**Geschichte Karl's des Großen.** Von Johann Friedr. Schröder. Mit dem Portrait Karl's des Großen nach Albrecht Dürer. (17.)

**Geschichte Kaiser Maximilian's I.** Von Karl Haltaus. Mit dem Portrait Maximilian's nach Albrecht Dürer. (13.)

**Johann Huß und das Concil zu Costnitz.** Von E. de Bonnechose. Mit dem Portrait Johann Huß'. (8.)

**Geschichte des Kaisers Karl V.** Von Ludwig Storch. Mit dem Portrait Karl's nach Tizian. (29.)

**Geschichte Friedrich's des Großen.** Von Franz Kugler. Mit dem Portrait Friedrich's nach Schadow. (1.)

**Geschichte Kaiser Joseph's II.** Von A. Groß-Hoffinger. Mit dem Portrait Joseph's. (4.)

**Erzherzog Karl von Oesterreich.** Von A. Groß-Hoffinger. Mit dem Portrait des Erzherzogs Karl. (5.)

**Geschichte Karl's des Zwölften.** Nach Andr. Fryxell. Mit dem Portrait Karl's. (63.)

**Geschichte Gustav Adolph's.** Nach Andr. Fryxell. Mit dem Portrait Gustav Adolph's nach Anton van Dyk. 2. Aufl. (22.)

**Geschichte des Herzogs von Marlborough und des spanischen Erbfolgekrieges.** Von Alison. Mit Portrait. (24.)

**Geschichte der Königin Maria Stuart.** Von F. A. Mignet. Mit dem Portrait Maria's nach Zuchari. (21.)

**Nelson und die Seekriege von 1793—1813.** Von J. de la Gravière. Mit dem Portrait Nelson's nach Abbot. (6.)

**Geschichte des Kaisers Napoleon.** Nach P. M. Laurent. Mit dem Portrait Napoleon's nach Delaroche. (3.)

**Geschichte Peter's des Grausamen von Castilien.** Von Prosper Mérimée. Mit dem Portrait Peter's nach A. Carnicero. (25.)

**Geschichte Franz Sforza's und der italienischen Condottieri.** Von Dr. Fr. Steger. Mit dem Portrait Sforza's. (26.)

†**Leben Lorenzo de' Medici, genannt der Prächtige.** Deutsch von Frdr. Spielhagen. Mit dem Portrait Lorenzo's. (69.)

**Geschichte Peter's des Großen.** Von Eduard Pelz (Treumund Welp). Mit dem Portrait Peter's nach Le Roy. (7.)

**Geschichte des Kaisers Nikolaus I.** Vom Grafen de Beaumont-Vassy. Mit dem Portrait Nikolaus', gestochen von Weger. (28.)

**Der falsche Demetrius.** Von Prosper Mérimée. Eine Episode aus der Geschichte Rußlands. (15.)

**Das Leben Mohamed's.** Von Washington Irving. Mit dem Titelbild Mohamed's. (16.)

**Die Begründer der französischen Staatseinheit.** Vom Grafen L. de Carné. Deutsch von J. Seybt. (66.)

## Länder-, Völker- und Naturkunde. (23 Bände.)

*Drei Reisen um die Welt. Von James Cook. Neu bearbeitet von Fr. Steger. (65.)

**Eine Weltumsegelung** mit der schwedischen Kriegsfregatte „Eugenie". Von N. J. Andersson. Deutsch von Kannegießer. (36.)

**Die Krim und Odessa.** Reise-Erinnerungen von Prof. Dr. Karl Koch. (38.)

**Süd-Rußland und die Donauländer.** Von L. Oliphant, Shirley Brooks, Patrik O'Brien und W. Smyth. (39.)

**Reise-Erinnerungen aus Sibirien** von Prof. Christoph Hansteen. Deutsch von Dr. H. Sebald. (37.)

**Die Kaukasischen Länder und Armenien.** Von Curzon, Koch, Macintosh, Spencer und Wilbraham. (44.)

**Wanderungen durch die Mongolei nach Thibet** von Huc und Gabet. Deutsch bearbeitet von Karl Andree. (46.)

**Wanderungen durch das chinesische Reich** von Huc und Gabet. In deutscher Bearbeitung von K. Andree. (47.)

**Mungo Park's Reisen in Afrika** von der Westküste zum Niger. Neu bearbeitet von Dr. Fr. Steger. (57.)

**Die afrikanische Wüste und das Land der Schwarzen am obern Nil.** Vom Grafen d'Escayrac de Lauture. (45.)

**Südafrika und Madagascar**, geschildert durch die neuen Entdeckungsreisenden, namentlich Livingstone und Ellis. (64.)

**West-Afrika.** Seine Geschichte, seine Zustände und seine Aussichten. Von J. Leigthon Wilson. (71.)

***Die Ostsee und ihre Küsten.** Geographisch, naturwissenschaftlich u. historisch, geschildert von A. v. Etzel. (62.)

**Reisen im Nordpolmeere** von J. Elisha Kent Kane. Uebers. v. J. Seybt. (59.)

**Wanderungen durch Texas und im mexikanischen Grenzlande.** Aus dem Englischen des F. L. Olmsted. (60.)

**Buenos-Ayres und die Argentinischen Staaten.** Nach den neuesten Quellen. Herausgegeben von Karl Andree. (55.)

**Central-Amerika** (Honduras, San Salvator und die Moskitoküste). Nach Squier. Deutsch herausgegeben von Karl Andree. (54.)

**Wanderungen durch Australien** von Oberstlieutenant **Charles Mundy.** Deutsch bearbeitet von Friedrich Gerstäcker. (56.)

---

***Der Geist in der Natur.** Von H. C. Oersted. Deutsch von Prof. Dr. Kannegießer. Mit Portrait. 4. Auflage. (40.)

**Naturschilderungen** von J. F. Schouw. Deutsch von H. Zeise. Mit Biographie und Portrait des Verfassers. 2. Auflage. (41.)

**Chemische Bilder aus dem Alltagsleben.** Nach dem Englischen des James Johnston. (48.)

**Die Witterungslehre** zur Belehrung und Unterhaltung für alle Stände. Von Dr. G. A. Jahn. (49.)

**Katechismus der Naturlehre.** Von Dr. E. C. Brewer. Nach der 8. Aufl. des englischen Originals von Dr. O. Marbach. (50.)

## Classiker und Volksliteratur.

***Sophokles.** Deutsch von O. Marbach. Nebst einführender Abhandlung: Die griechische Tragödie und Sophokles, mit erläuternden Einleitungen und Anmerkungen. (67.)

**Das Nibelungenlied.** Neuhochdeutsche Uebersetzung von O. Marbach. Nebst einführender Abhandlung: Das Nibelungenlied und die altgermanische Volkssage, mit Anmerkungen und ausführlicher Inhaltsangabe. (68.)

**Westslawischer Märchenschatz.** Ein Charakterbild der Böhmen, Mähren und Slowaken, in ihren Märchen, Sagen, Geschichten, Volksgesängen und Sprichwörtern. Deutsch bearb. v. Wenzig. Mit Musikbeilag. (61.)

**Esaias Tegnér's Dichterwerke.** Deutsch von Edmund Lobedanz. Mit Biographie und Portrait des Dichters. (72.)

---

Nies'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

BIBLIOTECA